

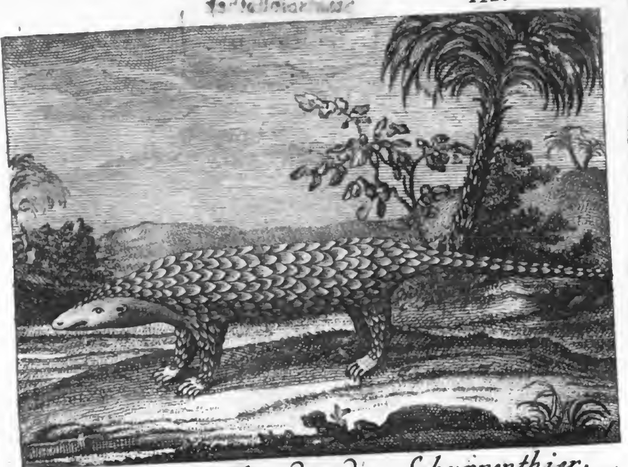


Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von

Theophil Friedrich Ehrmann.

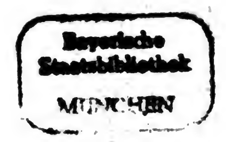
IX. Band.



Der Quoggelo oder das Schuppenthier.

Neunter Band.

Frankfurt am Main, 1793
in der Hermannischen Buchhandlung.


Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Neunter Band.



Vorerinnerung.

Bei dem gegenwärtigen neunten Bande meiner Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welcher die Beschreibung der guineischen Pfeffer- und Elfenbeinküste, nebst P. Loyer's Reise nach Issini, und einem Nachtrag neuer Nachrichten von Senegambien enthält, habe ich nichts weiter vorzuerinnern, als daß auch der zehnte und eilfte Band, mit welcher sich der ganze, reichhaltige Abschnitt von Guinea schließt, bald nachfolgen werden; so wie überhaupt jezt das Werk rascher fortgeht. Zugleich wiederhole ich das Versprechen, daß mein Eifer für dasselbe nie erkalten, sondern, wo möglich, noch immer mehr zunehmen soll.

Bei dieser Gelegenheit kann ich denjenigen meiner Leser, welchen etwa daran gelegen seyn möchte die Versicherung geben, daß mein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung unfehlbar zur nächsten Ostermesse erscheint; aus demselben wird zugleich ein kurzer Auszug, als Grundriß der Erdbeschreibung für den ersten Unterricht geliefert; auch wird dazu eine neue, ganz umgearbeitete Auflage meines von dem Publikum mit so vielem Beifall

aufgenommenen Grundrisses der Staatenkunde veranstaltet. Diese drei Lehrbücher sind so eingerichtet, daß jedes für sich allein ein Ganzes ausmacht, und daß alle drei doch auch so zusammen passen, wie es nöthig ist, um sie zu einem in drei Kurse abgetheilten Unterricht in der Geographie und den ersten Gründen der Statistik brauchbar zu machen.

Ausser diesen Lehrbüchern wird auch der erste Band meiner allgemeinen Länder- Völker- und Staatenkunde, welcher nicht mit Afrika beginnt, wie ich erst Willens war, sondern eine ausführliche Beschreibung von Nordeuropa enthalten soll — und das vierte Bändchen meiner Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde zur Ostermesse 1794 herauskommen.

Von meinen übrigen in der Vorrede zum vorhergehenden Bande dieses Werks angezeigten, bereits beinahe ganz ausgearbeiteten geographischen Schriften kann ich jezt nichts weiter sagen, als daß ich ihre Herausgabe aus Zeitmangel noch weiter hinaus verschieben muß.

Soviel vorläufig.

Stuttgart, im November 1793.

Der Verfasser.

Innhalts-Verzeichniß
des neunten Bandes.

V. Loyer's Reise nach Issini.

Anhang.

Reisen

Reisen nach Guinea
im engern Verstande.

Beschreibung der einzelnen Länder
dieses Küstenstrichs
und merkwürdige Reisen nach den einzelnen Theilen
derselben.

Nachdem wir nun die merkwürdigsten Reisen nach der Küste von Guinea überhaupt zusammengereihet haben, müssen wir auch in gehöriger Ordnung die einzelnen Theile und Länder derselben unserm Plane gemäß beschreiben, ihre Merkwürdigkeiten aufzählen, die Sitten, Gebräuche und übrigen Besonderheiten ihrer Einwohner schildern, und die merkwürdigsten Reisen nach den einzelnen Ländern dieser Küsten zusammenstellen.

Die einzelnen Theile der Küste von Guinea im engern Verstande, die wir hier zu betrachten haben, sind: die sogenannte **Körner- oder Pfefferküste**, die **Zahn- oder Elfenbeinküste**, die **Goldküste** und die **Sklavenküste**.

Auf den beiden ersteren haben die Europäer keine Niederlassungen, auch sind diese beiden Küsten — ich meine die Pfeffer- und Elfenbeinküste uns weit weniger bekannt, als die beiden leztern, nämlich die Gold- und Sklavenküste. Die wenigsten Nachrichten haben wir von der Pfefferküste; nicht eine einzige besondere Reise dahin ist bis

zu uns schriftlich aufbewahrt worden, und die Berichte, die wir von dieser Küste haben, sind für den Geographen so wenig befriedigend, als für den Natur- und Menschenforscher. Nicht viel besser ist die Elfenbeinküste bedacht! Doch haben wir die sehr gute Reisebeschreibung des französischen Missionnars **Loyer**, welcher wenigstens einen Theil derselben ziemlich genau beschrieben hat. Von der Gold- und Sklavenküste, wo die Europäer sehr zahlreiche Niederlassungen haben, besizzen wir schon mehrere ausführliche Beschreibungen und Reiseberichte, besonders auch aus den neuern Zeiten.

Wir wollen nun alle vorhandenen Nachrichten benuzzen, um so weit möglich eine vollständige Beschreibung der vier einzelnen Küsten von Guinea im engern Verstande aus den vielen zerstreuten Nachrichten zusammen zu lesen.

(I)

Beschreibung der Körner- oder Pfefferküste, und ihrer Einwohner.

Die Körner= oder Pfefferküste — auch Malagettaküste genannt — ist noch jezt der minder bekannteste Theil des ganzen Küstenstrichs von Guinea.

Wir besizzen keine besondere Beschreibung von derselben, keine einzelne Reise dahin — auch haben die Europäer keine Niederlassungen auf derselselben; theils wegen der Unfreundlichkeit ihrer Bewohner, theils wegen der geringen Vortheile, die dadurch zu erhalten wären. Sie begnügen sich, diese Küste zu befahren, und von den Schiffen aus mit den Negern auf derselben zu handeln. Daher haben wir auch keine dieselbe betreffenden Nachrichten, als solche, welche wir in einigen ausführlicheren Reisebeschreibungen von Guinea überhaupt oder von den östlicheren Küsten finden.

Unter den Reisenden, welche die Pfefferküste vorbei schifften, an derselben verweilten und uns in ihren Tagebüchern weitläuftigere Nachrichten von derselben mittheilten, sind die vorzüglichsten:

Snelgrave, Barbot, Bosmann, Atkins, Villault, Phillips und vorzüglich Des Marchais. Die Tagebücher der meisten dieser Reisebeschreiber haben wir schon im vorhergehenden Bande dieses Werks abgekürzt mitgetheilt. Aus ihren Berichten von den Ländern und Völkern dieser Küste haben die Herausgeber der allgemeinen Historie der Reisen (im II. B. S. 595 bis S. 648.) eine Beschreibung derselben zusammengesezt, welche aller ihrer Gebrechen ohngeachtet noch immer die einzige und folglich auch die beßte ist, welche wir von dieser Küste besizzen.

Diese Beschreibung der Pfefferküste habe ich zum Theil ganz umgearbeitet, zum Theil nur verbessert, ergänzt, erläutert und in schiklichere Ordnung gebracht, und so theile ich sie hier den Lesern im neuen Gewande mit.

Wir müssen uns jezt noch mit dieser mangelhaften Schilderung begnügen!

I.

Kurze geographische Beschreibung der Pfefferküste.

Nach der von uns angenommenen Eintheilung der Küste von Guinea begreift derjenige Theil derselben, welchen wir die **Körner- oder Pfefferküste** nennen, den ganzen Küstenstrich vom St. Annenkap an der Mündung des Scherbroflusses bis zum Palmenkap, unterm 4°. 15'. N. Br. *).

Andre geben ihr etwas weitere Gränzen, und rechnen sie vom Sierraleona bis zum Kap Growa, etwa anderthalb Meilen östlich vom Palmenkap. Andre geben ihr das Kap Monte zur westlichen Gränze. Noch Andre verstehen nur die Küste vom Flusse Sesto bis zum Kap Growa unter dem Namen der Pfefferküste. Man nennt daher diesen Theil auch die **Pfefferküste im engern Verstande.**

Den Namen **Pfefferküste** hat dieser Strich von den Europäern erhalten, welche daselbst die vormals in Europa so geschätzten **Paradies-Kör-**

*) Im VII. B. d. W. S. 36.

ner *), eine Gattung Ingwer (Amomum Grana Paradisi. L.) fanden, welchen die Portugiesen den Namen Malagheta (Melegueta, Manigueta) gaben, und welche man sehr irrig für eine Gattung Pfeffer hielt, weil sie einen diesem ähnlichen Geruch und Geschmak haben.

Die von diesen Körnern (welche auch auf Madagaskar wachsen) benannte Pfeffer- oder besser Körnerküste umfaßt nach obiger Ausdehnung eine Küstenstrekke von ohngefähr 100 deutschen Meilen.

Auf dieser Küste sind zu bemerken:

1) Die Vorgebirge

Kap Monte oder del Monte — das Vorgebirg des Bergs (6° N. B.)

Kap Mesurado, das gemessene Vorgebirg. (5°. 40′. N. B.) Nach Andern soll es heissen: Kap Miserado, oder das erbärmliche Kap.

Kap dos Baros, das Vorgebirg der Untiefen, an der Mündung des Flusses Sestos (5°. N. B.)

Kap Formoso, etwas weiter östlich.

Kap das Palmas, das Palmenkap (4°. 20′ N. B.)

*) Man brachte sie vormals aus der Barbarei nach Italien, und nannte sie Paradieskörner, theils weil man sie so hoch schäzte, theils weil man ihr eigentliches Vaterland nicht wußte.

2) Die Flüsse — (lauter wenig beträchtliche Küstenflüsse) von Westen nach Osten:

Rio das Galinhas, der Hünerfluß.

Rio Maguiba oder Nugnez.

Rio Mara oder Massa, am Kap Monte.

Rio Menoch, der nach den Seekarten noch ganz unbekannt ist.

Rio Mesurado, oder St. Paulsfluß, nebst einem andern grossen, namenlosen Flusse, am Kap Mesurado.

Rio St. Maria.

Rio Junko und Alvaredo.

Der Weihnachtsfluß.

Rio Tabo oder Koros, in dessen Mündung auf einer Insel die alte französische Niederlassung Klein-Dieppe gestanden haben soll.

St. Petersfluß.

St. Johannsfluß.

Rio Barsay.

Rio Sextos oder Sestofluß.

Rio Sanguin.

Rio Sino, Busenfluß, der sehr weit aus dem Innern herabkommen soll.

Fluß Wappo.

Rio dos Escravos.

St. Klemensfluß.

Dies sind alle auf den Spezialkarten bemerkten Flüsse dieser Küste. Die Namen dieser sowol, als der Vorgebirge sind ihnen größtentheils von den Portugiesen, als von den ersten Europäern, welche diese Küsten beschifften, gegeben worden.

Uebrigens ist der westliche Theil dieser Küste bis zum Kap Monte ausserordentlich fruchtbar, und begünstigt eine ansehnliche Viehzucht. Der östliche ist es weit geringer; denn er besteht meist aus Sandfeldern und Morästen.

Die Negern, welche diese Gegenden bewohnen, werden überhaupt als sehr unzüchtige, wilde, falsche und bösartige Menschen beschrieben; doch wir wollen ihre Karakteristik zu der Schilderung der einzelnen Theile und Länder dieser Küste versparen, die wir hier in gehöriger Ordnung liefern wollen.

II.

Beschreibung der Küste vom Kap Tagrin oder Ledo (am Sierraleona) bis zum Kap Mesurado.

Von der Küste zwischen dem **Kap Tagrin** oder dem **Sierraleona** und dem **Scherbroflusse** haben wir zwar schon Einiges gesprochen, *) doch wollen wir hier die nähere Schilderung derselben zu der Beschreibung dieses ersten oder westlichern Theils der Pfefferküste nehmen, da die Nachrichten unsrer Schriftsteller **) damit verbunden sind.

Die Küste von dem Vorgebirge **Tagrin** bis zu der Insel **Scherbro**, deren westliche Spizze das **St. Annenkap** genannt wird, ist durch die **Baixos de St. Anna**, oder die **Untiefen** und **Bänke von St. Anna** eingeschlossen; sie strekket sich Südost gen Süd, und bildet die grosse **Angra** oder **Bai von St. Anna**, welche fast bis an den **Rio de Gamboas** geht. Auf der Nordseite dieser Bai sind die Inseln **Bravos** oder **Bananas**, von denen die größte auch das höchste Land, und mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versehen ist.

*) Nämlich im VII. B. d. W.

**) Am angeführten Orte, im III. B. der allg. Historie der Reisen.

Die fünf Sombreros genannten Inseln, liegen südwärts der Bai, und bringen häufige Oranschen, Limonien, Pimento oder langen (guineischen) Pfeffer, (Piper longum L.) wilde Weinpalmen, und Zukkerrohr, Bananas, Wachs, und Zimmerholz hervor. Auch findet man daselbst ein gutes Holz zum Schiffsbau, welches Angelin genannt wird. Die Bewohner dieser Inseln besizzen vielen Kunstfleiß; sie machen Seife aus Palmöle und Palmenasche, die (wie man sagt) von den Portugiesen in diesen Gegenden so hoch geschäzt wird, daß sie dieselbe nicht nach Portugal führen lassen wollen, aus Furcht, die Seifensieder des Königreichs würden dadurch verlieren. — Die Einwohner sagen, ihre kleinen Inseln seien durch ein Erdbeben von dem vesten Lande getrennt worden; auch erzählen sie, sie enthielten Gold- und Eisenbergwerke.

Die St. Annenbai hat eine Tiefe von fünf bis acht Faden, und Schlammgrund. Vier Flüsse ergiessen sich darein, deren Ufer mit Manglebäumen besezt sind, die voll Austern hängen. Der Fluß Banquo, welcher sich unterm 7° 30′ N. B. in die St. Annenbai ergießt, trägt grosse Schiffe; die übrigen werden nicht sehr befahren; das angränzende Land ist voll Wälder und wilder Thiere.

Anderthalb Meilen südwärts von den Sombreros-Inseln ergießt sich der Fluß Gamboas, welcher eine Barre an seiner Mündung hat. An

dem=

demselben liegt die Negerstadt **Roncho** oder **Rancho**, etwa zehen Meilen von seinem Ausfluß hinaufwärts; bis dahin handeln Schaluppen. *)

Von diesem Flusse bis zum **Scherbro** strekket sich die Küste südöstlich. Die Mündung des leztern ist eine Bai, welche von der Insel **Scherbro** und dem vesten Lande gebildet wird, und die bei der Einfahrt sehr weit ist. **) An derselben liegen die drei Eilande **Tota** in einer Linie. Sie sind niedrig und flach, und an der Nordostseite mit Klippen umgeben. Sie bringen eben die Früchte hervor, wie das veste Land. Die Engländer nennen sie **Plantainsinseln**, weil sie reich an Plantains oder Pisangfrüchten sind. ***)

Die Insel **Scherbro**, wie die Engländer sie nennen, heißt bei den Portugiesen **Farulha** oder **Farelloens**, bei den Holländern **St. Anna** oder **Masta Quoscha**, bei den Franzosen **Serbera** (Cerbera). Sie strekket sich gegen Ostsüdost in einer Länge von etwa acht Meilen, und ist ein durchaus flaches Land. Sie bringt Reis, Mais,

---

*) Des Marchais (P. I. p. 67.) sagt: Der Fluß Gamboas wird wenig besucht, und kein Handel wird auf demselben getrieben.

**) Derselbe sagt, diese Einfahrt sei sehr unsicher.

***) Die Plantains sind die angenehmen Früchte des Bananasbaums oder der Pisangstaude (Musa Paradisiaca. L.) M. s. im V. B. d. R.

Ignames, Bananas, Pataten, indianische Feigen, Ananas, Zitronen, Orangen, Wassermelonen, und die Frucht **Kola**, (bei den Engländern **Kol**) in grosser Menge hervor. Auch ist sie reich an Hünern und Elefanten. An ihren Küsten findet man Austern, welche schöne Perlen haben, sie sind aber wegen der Haifische gefährlich zu bekommen. Die Einwohner sind Heiden, und halten die Beschneidung.

Die englisch = afrikanische Gesellschaft hatte ein kleines Fort auf der Yorksinsel, welche nahe an der Insel Scherbero auf der Nordseite derselben ohnweit ihrer Ostspizze liegt. Dieses Fort war vierekt mit drei runden und einem vierekten Bollwerke, worauf eilf Stükke standen, und etwa zwanzig Schritte von dem Fort am Seeufer waren zwei grosse Bollwerke, jedes von fünf Stükken aufgeführt. Alles war von Kalk und Steinen gebaut, und die Besazzung bestand in fünf und zwanzig Weißen, und fünfzig bis sechzig Gromettas.

Auf dem vesten Lande hatten die Britten noch eine andere Niederlassung der Ostspizze von der Scherbroinsel gegenüber, noch ehe jenes Fort erbauet ward. Man verließ sie aber im Jahre 1727, und die Faktore begaben sich nach der Stadt **Jamaika**, auf der Insel Scherbro.

Der Fluß Scherbro, den Einige **Madre**

Bomba, *) Andere Rio Selboba und Rio das Palmas nennen, ist sehr groß, und entspringt weit oben im Lande. Er läuft durch das Land Bulm Monu, welches voll Moräste ist, in die See. Er ist bis fünfzehn Meilen hinaufwärts für Lastschiffe zu befahren, welche bis zur Stadt Bagos oder Baga hinaufgehen, die zu Bulm gehört und wo die Engländer eine Faktorei hatten. Schaluppen von siebenzig oder achtzig Tonnen, gehen dreißig Meilen über Redham oder Ridham **) hinauf, zweihundert und fünfzig (engl. oder 60 deutsche) Meilen von seiner Mündung. Je höher man aber hinauf kömmt, desto enger wird der Kanal; an manchen Plätzen ist er fast ganz mit Gebüschen, die längs den Ufern wachsen, angefüllt. Ueberdies hat er im April und Mai, welches die beste Zeit ist, das daselbst häufig wachsende Zimmerholz zu erhalten, kaum neun bis zehn Fuß Wasser, im August und September aber nach den Regen, sechszehn bis achtzehn Fuß. Auch wird die Schiffahrt durch öftere Tornados (Sturmwinde) unterbrochen, bei deren Einbruch die Schaluppen ankern, oder sich an den Bäumen, welche längs dem Ufer wachsen, bevestigen müssen. Dieser Fluß ist übrigens noch mit Krokodillen und Flußpferden angefüllt, welche die

*) Des Marchais sagt, man wisse den Ursprung dieses Namens nicht.

**) Diesen Namen finde ich sonst weder in Reisebeschreibungen noch auf Karten.

Schiffahrt ebenfalls gefährlich machen. Aber die Leute, welche an seinen Ufern wohnen, sind ziemlich gesittet.

Die Länder von Silm Monu liegen zehn bis eilf Meilen weiter hinauf, als Bagos, und dreißig oder zwei und dreißig Seemeilen unter Silm ist Quuna Mora, eine wichtige Negerstadt, deren Einwohner aber nicht gar gut gegen die Europäer gesinnt sind. Sie liegt hinter einem großen Walde, und kann von den Schiffen nicht gesehen werden; sie ist sehr groß und volkreich, aber die Häuser sind niedrig und klein, ausgenommen eins mitten in der Stadt, worin die vornehmsten Negern ihre Zusammenkünfte halten.

Das Land daherum ist sehr gut bevölkert. Die Einwohner tragen, wie die zu Scherbero, gemeiniglich eine Kutte von gestreiftem Kaliko, und haben eben die Gewohnheiten und Sitten. Der Boden nährt ebenfalls dieselben Pflanzen und Thiere. Ueberdies findet man hier eine viel bessere Art rothes Farbholz, als das brasilianische ist, und man hält es für das beste in ganz Guinea. Es kann siebenmal gebraucht werden.

Der Scherbero empfängt nahe bei seiner Mündung den Rio Torro, welcher auf der Nordostseite in denselben fällt. Auf der Südostseite ergießt sich der St. Annenfluß in die Mündung des Scherbro. Beide sind nicht unbeträchtlich. Der Torro läuft zweimal des Jahrs an; weil er

aber untief, und voll kleiner Inseln ist, so können ihn nur kleine Barken befahren.

Von der Südspizze des Scherbroflusses bis an den Fluß das Galinhas strekket sich die Küste Ostsüdost acht Meilen weit, ist flach, niedrig, schlammig und morastig, voll Bäume und unbewohnt.

Der Rio das Galinhas, oder Hünerfluß, den die Landeseinwohner Maqualbari nennen, entspringt im Lande Hondo, und läuft durch Bulm Monu und Quilliga Monu nach der See, hat auch zwei Inseln an seiner Mündung. Die Portugiesen haben ihm jenen Namen wegen des häufigen Hünerviehs seiner Anwohner beigelegt. *) Die Europäer bringen von daher trokne Häute und Elefantenzähne, welche von Hondo und Karudobo Monu den Fluß herunter gebracht werden. Diese beiden Länder sind beständig zusammen im Kriege, ob sie gleich beide dem König von Quoscha unterworfen sind, der an dem Vorgebirge Monte seinen Siz hat. Die Flut geht längs dieser Küste sehr schnell nach Nordost,

*) Des Marchais sagt, nicht nur das Klima begünstige hier die Federviehzucht, sondern auch der Boden, der in reichem Ueberflusse Mais, Hirse u. s. w. hervorbringt. Dabei verstehen sich die Negern ganz besonders auf die Erziehung der Hüner, und haben eine so unbeschreibliche Menge, daß man zwei bis drei Stük für den Werth von anderthalb Kreuzern haben kann.

und der Wind streicht meistens frisch von Südwest. Der Winter währt vom Mai bis in den Weinmonat.

Zu Rio Maguiba, welches der nächste Fluß ist, hindert eine Barre die Einfahrt der großen Schiffe. Die Portugiesen, welche ihn Rio Nugnez oder Nueva nennen, handelten vormals dahin, und auch die Franzosen; jezt *) aber besuchen ihn die Engländer am meisten wegen der Elefantenzähne, und segeln bis nach dem Flekken Dova Ruja. Höher hinauf verhindern es die Klippen und Wasserfällen.

Die Küste von Rio Galinhas bis zu dem Vorgebirge Monte ist niedrig und flach, und mit Negerndörfern wie besäet. Der Fluß Mavah oder Massah fällt dreißig Seemeilen Land einwärts in der Gegend der Galvi-Negern herunter, und läuft in einem breiten und tiefen Kanale durch das Land Danwata, etwa eine Seemeile auf der Nordseite von dem Vorgebirge Monte, wo er durch Sandbänke so verstopft wird, daß er nie in die See fällt, als einmal des Jahrs, wenn er überfließt.

Vor der Eroberung von den Folschas war diese Gegend von den Puy Monu-Negern bewohnt, deren König Flamburre gewöhnlich seinen Siz im Flekken Jeg Wonga an der Westseite, etwa anderthalb Seemeilen weit von der See, aufschlug, nachdem er die Stadt Tomwi am Vorgebirge

*) D. h. zu Anfang dieses Jahrhunderts. (Barbot)

Monte den Quoschaern abgetreten hatte. Der König von Folschas hält sich auf einer Insel in dem See Plizoje auf, um den Anfällen der Dogoer besser zu entgehen. Die Stadt Tochu liegt Jeg Wonga gegenüber, wo sich Flamburre eine Zeitlang aufhielt, als die Folschas ihn anzugreifen droheten. Zwei Seemeilen weiter den Fluß hinauf, an eben der Seite, ist der Flekken Tija, wo sich vormals Tiji, der Bruder des Flamburre, befand. Noch zwei Seemeilen höher auf der Südseite, sind Rammagoja, und eine Seemeile dahinter Jerbofaja, welchem gegenüber der König ein anderes Dorf hatte, von dem ein Weg durch die Wälder nach Jera Ballisa geht, welches drei Seemeilen von da nach der See zu entfernt ist, und Flamburres ältestem Sohne gehört.

Die Küste zwischen Rio Mavah und Rio Maguibah ist voller Flekken und Dörfer, wo die Negern viel Salz machen.

Das Vorgebirge Monte, welches die Negern Wasch Rengo nennen, zeigt sich eine ziemliche Weite in die See hinaus, und sieht wie eine Insel in Gestalt eines Sattels aus. Dieses Kap ist ein sehr hoher Berg, der sich in zwei Gipfel theilt, und sich weit in das Meer hinaus erstrekt, so daß dieses ihn beinahe ganz umgibt, wodurch derselbe eine Halbinsel macht, deren größte Breite sich Ostsüdost und Westnordwest strekt. *)

*) Des Marchais, T. I. p. 81. sq.

Drei Seemeilen davon trifft man in dreißig Faden Wasser schwarzen kreidigen Boden an. Der beste Ankergrund ist etwa Dreiviertel Meile Nordwest von der Spizze, in acht oder zwölf Faden, wo man vor dem Wind sicher ankert. Weil aber die See auf dieser Küste allezeit ungestümm ist, so müssen die Bootsleute waten, und die Offizier und Güter ans Land tragen, weil die Negerkanote, wenn sie nicht wohl regiert werden, leicht umschlagen.

Barbot sagt, die beste Rheede für grosse Schiffe sei westwärts des Vorgebirgs in zwölf Faden Wasser, drei kleinen Dörfern gegenüber, welche etwas ins Land hinein liegen, deren jedes aus zehn bis zwölf Hütten besteht, und wohl bewohnt sind.

Das Land ist niedrig, und bringt ein wenig grossen Hirse *), Yams, Potatoes, und viel Reiß hervor. Die Früchte sind hier, wie auf der Goldküste, Oranschen, Bananas, und andere. Die Negern sind eben nicht überflüßig mit Vieh versehen, und haben weder Kühe noch Schweine, und nur wenige Schafe, auch nicht viele Hüner; aber was sie haben, ist gut. Es gibt hier viele Elefanten, Panther, Hirsche, Büffel, und andere wilde Thiere, und der Fluß ist voller Fische, welche man mit Nezzen fängt.

---

*) Wahrscheinlich Sorghosamen (Holcus sorghum. L.) Auf der Goldküste nennt man den Mais grossen Hirse.

Der Fluß von **Kap Monte** läuft Nordost und Südwest, und wässert ein sehr fruchtbares Land. Hundert Schritte von der See findet man eine Ebene, die sich auf verschiedene Seemeilen weit erstrekt, und mit Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen und Schweinen angefüllt ist, unter denen die Hirsche, Rehe und Antelopen friedlich weiden. Diese Ebene ist voller Dörfer, in welchen man sehr viel Federvieh findet, als: gemeine Vögel, Pintados, oder guineische Hühner, Gänse und Enten, welche sich wunderbar vermehren. Hirse, Reiß, Mais und Hülsenfrüchte sind auch in Menge da, imgleichen Fische. Der Palmwein ist vortrefflich, und die Luft wegen der Nordwinde und unzählicher reinen Wasserbäche, die durch das Land laufen, sehr gelinde.

Die Negern an diesem Vorgebirge **Monte** sind nach dem Berichte der Reisebeschreiber *) ganz artige, gesittete, gesellige, redliche, uneigennüzzige und arbeitsame Leute. Ihre vornehmsten Beschäftigungen sind, daß sie Reiß pflanzen und Salz sieden; welches sie für den König, als dessen Sklaven, thun müssen. Sie führen selten Krieg mit ihren Nachbarn, und vergleichen einen entstehenden Zwist gütlich. Jeder Mann heirathet so viel Weiber, als er erhalten kann; weil nun die Weiber hier fleißig arbeiten, so kostet es nicht

*) Des Marchais am angef. Orte. Andre bestätigen dies und loben diese Negern noch weit mehr.

viel, sie zu ernähren. Alle Regierungssachen werden durch die **Raboschiren**, die um ihrer Erfahrung oder Herzhaftigkeit willen die Vornehmsten in der Stadt sind, besorgt.

Ihre Kleidung ist wie ein Ueberwurf oder Regenmantel mit weiten Aermeln, die bis auf die Knie herunter hängen. Die Weiber aber tragen ein enges Stük Zeug um den Unterleib, welches an beiden Seiten aufgeschürzt ist, daß es gebunden werden kann. Sie tragen auch einen Gürtel, wie die Weibsleute auf der Goldküste. Sie brauchen auch, wie dieselben, niemals Strumpfbänder. Bisweilen gehen sie gar nakkend.

Des Marchais erzählt uns viel von diesen Negern. Die Kinder von beiden Geschlechten, sagt er, gehen ganz nakkend, bis ins dreizehnte oder vierzehnte Jahr, und haben nur Gürtel von Krystall oder Glaskügelchen um den Unterleib. Nachher tragen die Mannspersonen von einigem Stande nur ein Stük Kattun, aber die Gemeinen gehen nakkend. Niemand als der König mit seinen Hauptleuten und Offizieren ist ordentlich bekleidet. Die Mädchen und gemeinen Weibspersonen haben Gürtel von Gras oder Palmblättern, die sie roth oder gelb färben. Diese Gürtel, die lange Franzen vorstellen, sind sehr dik, und bedekken sie vom Unterleib bis auf die Knie. Die Reichen haben ein oder zwei **Pagnes**, womit sie sich vom Waden an bis auf das dikke Bein bedekken. Sie tragen Halsbänder

aus verschiedenen Schnüren zusammengesezt, auch Armbänder von Glaskorallen, an den Aermen, Ellenbogen und Fersen, daran einige silberne Glökchen hängen, die, wenn sie tanzen, ein angenehmes Getöne machen. Sie lieben die Tänze sehr und ahmen besonders gern europäische nach. Die Weibsleute sind hier überhaupt keuscher und eingezogener, als sonst bei den Negern. **Villault** sezt hinzu, die Männer wären auch eifersüchtiger.

Eine Kleidung, welche beide Geschlechte tragen, sind die **Tomi**, wozu sie ihr wollichtes Haar aufwikkeln. Die Weiber binden diese Tomi um ihre Hüften, die denn rund um ihren Hintern herum fallen. Die Männer aber binden sie um etwas tiefer, und bevestigen sie hinten am Gürtel. Beide Geschlechter finden ein großes Vergnügen daran, die wollichten Haare auf ihrem Kopf in Lokken mit Gold und Steinen aufzuwikkeln, und wenden viele Zeit und Sorgfalt darauf.

Die Weiber sind große Liebhaberinnen von dem, was sie Fetische nennen, durch welche sie die Männer an sich zu ziehen glauben. Sie machen sich einen gewissen Streifen von rother, weisser, oder gelber Feuchtigkeit um die Stirne, der, weil er dünne ist, in zarte Striche zerfließt, ehe er troknet. Andere machen damit Kreise um ihre Arme und Leiber, und gefallen auf diese Art.

Die Zierrath der Männer besteht in Ringen um die Arme und Fersen, die aus Metall, Kupfer,

Zinn oder Elfenbein bestehen. Aehnliche Ringe tragen sie auch an den Fingern und an den Zehen, nebst einem Halsband von Affenzähnen, und elfenbeinernen Någeln mit breiten Köpfen in den Ohren. Die meisten haben eine oder mehrere von diesen Zierrathen, und suchen darin einander zu übertreffen.

Ihre Håuser, sagt **Des Marchais**, sind zwar wie die der Negern am Senegal gebaut, sie werden aber sehr reinlich gehalten. Des Königs und einiger der Vornehmsten ihre sind lang, manche zwei Stokwerke hoch, mit einer gewölbten Dekke von Aesten oder Palmblåttern, die so dicht sind, daß Regen und Sonne nicht durchdringen können. Sie theilen sie in verschiedene Zimmer ab. Der Eingang, welcher ihr Audienz- und Speißsaal ist, hat rund herum einen Sopha von Erde oder Lehmen, der sich etwa einen Fuß hoch über den Boden erhebt, und fünf bis sechs Fuß breit ist. Diese Bank bedekken sie mit feinen Matten von Gras oder Palmblåttern, die auf mancherlei Art gefårbt sind, sehr schön aussehen, und lange Zeit halten.

Die Großen und Reichen bringen hier die meiste Zeit zu; sie liegen da mit dem halben Leibe, und mit dem Kopfe an ihrer Weiber Busen, rauchen und schwazzen, und trinken Palmwein. Ihre Schlafkammer stößt gleich daran. Hier haben sie einen Sopha, worauf sie Matten legen, die noch dikker als die erstern sind. Diese dienen

ihnen statt der Betten; sie umgeben sie auch mit zusammengenähten **Pagnes** oder gedrukter Leinwand, wie mit Vorhängen.

Ihre Küchen sind allemal von den Wohnhäusern abgesondert, und sehr reinlich.

Die Einwohner von dem Vorgebirge **Monte** sind reinlicher im Essen, als die übrigen Negern. Sie bedienen sich der Becher aus hartem Holze, und der Bekken aus Zinne oder überzinntem Kupfer, welche sie sehr rein halten. Sie braten ihr Fleisch an hölzernen Spießen; vergeßen aber, was sie doch die Franzosen gelehrt hatten, es umzuwenden; denn sie braten erst eine Seite, und dann die andere.

Die französischen Schriftsteller behaupten, daß die **Normänner** vor Zeiten hieher gehandelt, und die Gesellschaft von **Rouen** im Jahre 1626 einen Handelsplaz hier gehabt haben; man weiß aber nicht, warum und wann sie ihn verlassen haben. Als die indische Kompagnie im Jahre 1666 und 1669 Schiffe hieher sandte, so nahm der damalige König den französischen Befehlshaber sehr gütig auf, redete mit ihm französisch, und verstattete ihm freie Handlung. Dieser Herr war ein großer ansehnlicher Mann von sechzig Jahren, Namens **Fallam Boure.**

Die Engländer, Holländer und andere, welche hieher handeln, kaufen oft von den feinen Matten

und Pagnen, die hier gemacht werden und sehr schön und glänzend gelb sind; auch häufiges Elfenbein, das eben so gut ist, als das zu **Sierra Leona**. Die Zähne, welche diese Leute von Norden bringen, sind nicht so weiß, aber viel größer, und einige wägen auf zweihundert Pfund schwer.

Die Europäer kaufen hier Häute von Löwen, Panthern, und andern wilden Thieren, und jährlich ungefähr fünfzehnhundert von ihren Sklaven. Die leztern werden von den Mandingokaufleuten aus den innern Theilen von Afrika gebracht; denn hier verkauft man nur Verbrecher, und zwar auf Rechnung des Königs. Man kann hier auch etwas Gold bekommen, welches vermuthlich von eben den Kaufleuten herunter gebracht wird; so daß es schon der Mühe werth wäre, hier eine Faktorei anzulegen. Die Wälder liefern häufiges Holz zum Färben, besonders rothes. Dieses Holz hauen die Negern, und bringen es in Klözzen von vier bis fünf Fuß lang ans Ufer. Die Engländer kaufen viel davon, und ziehen es dem Brasilienholze vor, das vor Zeiten so hoch geschäzt wurde.

Atkins bemerkt, daß die kühnsten von den Einwohnern bisweilen mit Reiß, Malaghetta und Zähnen an Bord seines Schiffs gekommen, aber allezeit furchtsam und argwöhnisch gewesen seien.

Sie kamen in Kanoes, welche aus einem einzigen Wollenbaume gemacht waren. Einige hatten

acht bis zehn Fuß Breite, und führten bei zwanzig Ruderer. Die Negern rudern alle vorwärts stehend; sie schlagen mit großer Geschiklichkeit zusammen, und singen allemal, wenn sie einen **Raboschir** führen. Diese **Raboschire** brachten einige englische Titel und Briefschaften mit sich, die sie von den vormals hier gewesenen Kaufleuten, für ihre Redlichkeit und guten Dienste, erhalten hatten. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Verfasser, daß solche Schriften, wenn sie mit Behutsamkeit gegeben würden, nüzlich seyn könnten; da man sie aber meist nur nach Gunst und Laune ertheilt; so lernen sie dadurch nur betteln und stehlen.

Weiterhin verändert sich die Negersprache ein wenig; sie ist aber überhaupt arm, und nur auf wenig Worte, die ihre Bedürfnisse ausdrükken, eingeschränkt. Man schließt dieß daraus, weil sie bei ihren Zusammenkünften nicht viel schwazzen.*) In ihrem Handel kömmt immer das nämliche Wort wieder, und ihre Gesänge sind nur eine hundertmalige Wiederlegung von sechs Worten. **Villault** sagt, sie hätten zu seiner Zeit eine Art von verdorbener portugiesischer Sprache geredet.

Die Religion dieser Negern ist, wie auf der ganzen Küste — Fetischendienst, oder (nach **Des Marchais**) ein Gemische von Abgötterei, kindischem Aberglauben und Unwissenheit. Die muhammedanische Religion ist nicht bis hieher ge-

*) Atkins. Ist dieser Schluß wol richtig?

drungen, doch sind viele Negern (wie **Villault** sagt,) beschnitten. *) Sie fürchten sich sehr vor dem Teufel, und beten ihn an, **) ohne ihn zu lieben, oder für einen Gott zu erkennen. Ein Einwohner sagte einst zu einem Franzosen: **die Weißen beten zu Gott, die Negern zum Teufel, ihr seyd glüklicher, als wir.** Andre glauben, ihre Religion bestehe bloß in Verehrung und Gehorsam gegen ihren König, und den über sie gesezten Statthalter, ohne sich den Kopf über das, was über sie ist, zu zerbrechen.

*) Dies ist nichts besonderes. Es gibt sehr viele Völker, die von Mosaischer Religion und dem Islam gleich wenig wissen, und doch die Beschneidung haben, die wirklich beinahe durch ganz Afrika Landessitte ist.

**) Dies sagen Villault und Des Marchais; aber die guten Herren dachten nicht daran, daß sie den Negern hier ihre Religionsbegriffe liehen! Wie können die Negern unsern durch ein Religionssystem privilegirten Teufel kennen? Oder soll das, was sie von bösen Geistern glauben, gerade auf diesen passen?

Das

III.

Beschreibung der Küste vom Kap Mesurado bis zum Rio Junko.

Das Vorgebirg Mesurado ist etwa zwölf Meilen von dem Vorgebirge Monte entfernt. Zwischen beiden ist kein hohes Land. Der Berg Monte ist rund und groß, und meist mit Wasser umringt. Die Seite nach der See zu ist steil und hoch, die andere aber ist flächer, und besser zu ersteigen. Der Gipfel ist eben, und der Boden viel besser, als man von einem solchen Plaz vermuthen sollte. Ostwärts liegt eine Bai von ansehnlicher Grösse, die von einem hohen Lande voll grosser Bäume bedekt wird. Auf der Westseite macht der Fluß eine andere große Bai, in deren Mitte seine Mündung ist. Ein langer enger Landstrich trennt diese beiden Baien von einander. Das Vorgebirge liegt unter dem 6ten Grad 34 Minuten nördlicher Breite. Derjenige Theil, welcher am weitesten in die See geht, dehnt sich gegen Südost aus. Ein geringerer Fluß, als der Mesurado, kömmt von Osten, fällt in die westliche Bai, und ist bei hoher See auf zwölf bis vierzehn Seemeilen schiffbar. Das Wasser davon hat allezeit den Seegeschmak, ist aber voll Fische.

Die Spizze des Berges ist ein natürliches Bollwerk, von viertausend Schritten im Umkreise, auf welcher verschiedene Bäume stehen. Sie bestreicht alle Baien oder Rheeden, von denen die beste nordwärts des Vorgebirges etwa einen Musketenschuß von dem Ufer ist, wo sich guter Ankergrund in acht bis zehn Faden Wasser zwischen der Spizze des Vorgebirges und der Mündung des Flusses befindet. Längs dieser Bai vor der Mündung des Flusses liegt eine Barre, die an einigen Orten gefährlich ist; wenn man sie aber einmal kennt, so kömmt man leicht durch, besonders nahe am Fuße von dem Vorgebirge, wo ein Dorf und eine überlaufende Quelle ist, die vortrefliches Wasser gibt, das sich sehr gut zur See hält, und leicht zu bekommen ist. Sie entspringt aus einem Felsen am Seeufer, und stürzt sich mit einem natürlichen Wasserfall in die See. Die Bootsleute nehmen hier gewöhnlich Wasser ein.

Phillips sezt sie etwa eine Meile in das Vorgebirge hinein, gleich an dem Anfang einer Sandbank. Er nennt es einen schönen kleinen Bach, voll klaren kühlen Wassers, welches durch die Holzung und Felsen dringt. Er sezt hinzu, etwa eines Kabels Länge weit ostwärts davon wären zwei Brunnen frisches Wasser unter zwei grossen Steinen.

Das Vorgebirge hat seinen Namen von dem Worte **Misericordia.** Einige Franzosen, die hier

Schiffbruch litten, brauchten es gegen die Einwohner, und diese verderbten es in **Misurado**. **Villault** sagt, die Portugiesen hätten es **Miserada** genennt, entweder wegen der gefährlichen verborgenen Klippen, die es umringen, so daß kein Schiff näher, als eine halbe Seemeile hinkommen kann, oder weil die Franzosen, welche vormals hier niedergemacht worden sind, **Miserikorde, Miserikorde** gerufen haben.

Die Portugiesen nannten den Fluß **Mesurado, Rio Duro**, wegen der bei dieser Gelegenheit von den Einwohnern ausgeübten Grausamkeiten. Der Fluß läuft Anfangs achtzehn bis zwanzig Seemeilen Nordwest, worauf er sich nach Nordost wendet; weiter weiß man seinen Lauf nicht. Der König brachte verschiedene seiner Unterthanen, welche versicherten, sie hätten drei Monate lang nach einem großen Fluß, aus welchem er herfließt, geschifft, der von Ost nach West geht, und dessen Ufer von einem reichen und mächtigen Volke bewohnt sind, das mit Gold, Elfenbein und Sklaven handelt. Der Fluß **Mesurado** läuft durch ein schönes Land, aber so schnell, daß diejenigen, welche drei Monate hinauf zu fahren hatten, in achtzehn Tagen wieder herunter kamen. Die Mesurado-Negern nennen das Land, wo er entspringt, **Alam**, d. i. das Goldland.

Nahe bei der Mündung des **Mesurado** sind zwei Inseln. Die kleinste liegt bei vorerwähntem

kleinen Flusse; die größte in der Bai, an der Einfahrt von dem Flusse **Mesurado** oder **Rio Duro**. Man heißt sie die Königsinsel, obwohl der König sich hier nicht aufhält, sondern nur einige Sklaven hier hat, die sein Hünervieh und anderes Vieh besorgen müssen. Er schenkte sie dem Ritter **Des Marchais** *) und lag ihm sehr an, sich hier vest zu sezzen. In den Monaten Julius, August und September, wenn die beständigen Regen alle Flüsse auf dieser Küste anschwellen, wird sie niemals überschwemmt. Sie ist etwa zwei Seemeilen lang, und drei Viertelmeilen breit, der Boden aber fruchtbar, wie die großen Bäume darauf bezeugen. Nur fehlt ihr frisches Wasser, welches man von den häufigen Quellen des festen Landes hohlen muß.

Die Flut tritt um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich ist, zwanzig Seemeilen den Fluß **Mesurado**, und zu andern Zeiten acht bis neun Seemeilen hinauf. In den Regenmonaten finden sie das Wasser wegen der süssen Landströme nur etwa drei Seemeilen über der **Königsinsel** gesalzen.

Phillips sagt, der Fluß heisse in den Karten **Rio de St. Paulo**, sei schön, und groß, und liege etwa zwei Meilen Ostsüdost und Ost innerhalb des Vorgebirges. Etwa eine Viertelmeile außerhalb der Mündung hat er eine Barre, die bei hohem Wasser vier Fuß tief ist, bei niedrigem Was-

*) M. s. im VIII. B. d. W. S. 259.

ser aber nur dritthalb oder drei Fuß. Die Brandung ist stark, besonders bei heftigen Seewinden, die insgemein um neun bis zehn Uhr des Morgens anfangen, und bis um eben die Zeit des Abends dauern. Das tiefste Wasser ist nahe am Ufer.

Der Fluß ist sehr angenehm, und an einigen Orten so breit, als die Themse bei London. Auf jeder Seite ist er mit dikken Mangrovegebüschen eingesaßt, welche beständig grün sind, so daß kein schönerer Anblik zu sehen ist. Etwa drei Meilen hinauf findet man bei niedriger See gutes frisches Wasser, und bei hoher, erst etliche Meilen weiter hinauf.

Der Fluß **Paolo**, welcher etwa zwei Meilen Nordwest von dem Vorgebirge in die See fällt, ist bei der Einfahrt fünf bis sechs Fuß tief, und für kleine Boote oder Schaluppen schiffbar. Er läuft Anfangs etwa zwölf Meilen Nordwärts, alsdenn ostwärts nach dem Flusse **Junko**. Durch diese beiden Flüsse fahren die Negern täglich mit ihren Kanoes in den Sestos mit Zähnen u. d. g., weil es ein besserer Handelsplaz ist.

Ob man gleich nicht gewiß weiß, wie weit sich die Herrschaft des Königs von **Mesurado** ins Land nach Nord und Nordost erstrekt, so ist doch zu vermuthen, daß sie nicht gering ist, weil er bei besondern Vorfällen sehr viel Mannschaft aufbringen kann. Seine Gränzen gegen Osten sind der Fluß **Junko**, zwanzig Meilen von dem Vorgebirge

Mesurado, und gegen Westen ein kleiner Fluß auf dem halben Wege zwischen ihm und dem Vorgebirge Monte.

Dieses ganze Land ist sehr fruchtbar. Man kann hier auch Gold haben; man weiß aber nicht, ob es anders woher kommt, oder ob es im Lande gegraben wird. Die Negern haben hier gutes Rothfärbeholz, wie auf dem Vorgebirge Monte und andere Arten Holz zu Kabinetstükchen. Zukkerrohr, Indigo und Baumwolle wachsen hier ohne Wartung. Der Tabak, mit dem die Negern gar nicht umzugehen wissen, würde vortrefflich seyn, wenn er gehörig gewartet würde. Die Löwen und Panther verhindern ihre Heerden nicht, sich erstaunlich zu mehren, und ihre Bäume sind den Verwüstungen, welche die Affen anrichten, zum Troz mit Früchten beschwert. Kurz, das Land ist reich, die Handlung vortheilhaft, und könnte von denen, welche das Volk sich zu Freunden machen wollte, stark verbessert werden; denn es würde thöricht seyn, hier einen Handelsplaz mit Gewalt anlegen zu wollen.

Die Negern haben hier eine Art kleiner Vögel, welche sie Rokadetoes nennen. Sie sind nicht größer, als die englischen Küchlein. Auch gibt es hier Limonien, wilde Trauschen, Datteln und kleine Ziegen. Sie haben zwar auch Elefantenzähne, aber es lohnt nicht der Mühe, sich mit dem Handel derselben abzugeben.

Phillips sagt, es gäbe keinen besseren Plaz, um Holz zu hauen, als diesen, da die Bäume ganz an der Wasserseite stehen, und dadurch das Herbeischaffen sehr erleichtert wird. Einige sind groß genug, ein Schiff von siebenhundert Tonnen zu bemasten. Derselbe fällte hier einige Mastbäume, die wegen ihrer Stärke so dicht und schwer waren, daß man sie auf Booten flößen mußte, damit sie nicht untersanken.

Die Einwohner sind von einer guten Statur, stark und wohl gewachsen, haben ein kriegerisches Aussehen, und sind sehr tapfer, wie dies ihre Nachbarn sowohl, als die Europäer, von denen sie aufgereizt wurden, erfahren haben. Sie sind ein verständiges Volk, denken richtig, drükken sich gut aus, und verstehen ihren Vortheil so gut als die Europäer.

Des Marchais sagt, die englischen, holländischen und portugiesischen Schriftsteller beschrieben dies Volk als treulos, listig, rachgierig, und im höchsten Grade grausam. Indessen versichert doch Kapitain **Phillips**, ein Engländer, sie wären höflich und leutselig, aber dabei große Bettler, weil der König und seine Kaboschiren sie täglich um der Daschi willen besucht hätten.

Snoek sagt gleichfalls, er hätte sie als ein leutseliges Volk von guter Art gefunden, nur wären sie, seitdem die Engländer einige von ihnen weggeführt hätten, so furchtsam geworden, daß

sie nicht mehr an Bord kommen wollten, und wenn bewaffnete Bootsleute ans Land kämen, flöhen. Sie hatten damals einige englische Gefangne, die in Gefahr waren, geopfert zu werden, um an ihnen ihre Rache auszuüben.

Sie bauen ihr Land sorgfältig, und thun alles mit Ordnung und Nachdenken. Wenn es ihnen einfällt, zu arbeiten, so sind sie unermüdet. Sie sind in der Freundschaft sehr beständig, aber über ihre Weiber sehr eifersüchtig. Wegen ihrer Töchter machen sie nicht so viel Bedenken; sondern geben ihnen völlige Freiheit zu leben, wie sie wollen, welches sie auch nicht verhindert, Männer zu bekommen. Im Gegentheil ist es der Liebhaber wohl zufrieden, daß seine Braut Proben der Fruchtbarkeit abgelegt, und durch Austheilung ihrer Gewogenheit einen Schaz gesammelt hat, wodurch ihm wieder ersezt werden kann, was er ihren Aeltern für sie geben muß. Sie lieben die Kinder ungemein, und es ist ein sicherer Weg, sich bei ihnen in Gunst zu sezzen, wenn man diese liebkost, und ihnen kleine Geschenke gibt.

Ihre Kleidung, ihr Vieh und ihre Früchte sind wie an dem Vorgebirge Monte. Ihre Raboschiren tragen eine gestreifte Kutte, die ihnen bis an die Knie geht; können sie noch überdieß einen alten Hut bekommen, so thun sie sehr stolz damit. Ausser dem tragen sie einen gefärbten Sak auf dem Kopfe. Die gemeinen Leute tragen ein langes Stük Kat-

tun, etwa einen Fuß breit, welches sie mitten um ihren Leib wikkeln, und zwischen den Füssen durchziehen, beide Ende aber lassen sie vorne und hinten herunter hängen. Ueberdieß tragen sie auch ein Stük Zeug einen Fuß ins Gevierte, an einer Schnur, das sie mitten um den Leib binden, um ihre Blöße zu bedekken.

Ihre Waffen sind Lanzen, etwa fünf Fuß lang, mit spizzigen Eisen beschlagen, kleine Bogen und Pfeile, so schmal wie ein Reis, die aber meistens am Ende mit einer schwarzen Materie vergiftet sind, die unfehlbar tödtet, wenn das verwundete Glied nicht sogleich abgeschnitten wird. Ihre Pfeile haben weder Eisenspizzen noch Federn, sie schießen auch damit nicht nach einem Ziele, sondern auf gerathewohl, und treffen doch ziemlich richtig. Sie haben vierekte Schilde von dünnen Bretern, etwa vier Fuß lang, und zwei Fuß breit, mit Handgriffen, um sie um ihren linken Arm zu hängen, aber so, daß die Hand zu Führung des Bogens frei bleibt.

Das Land ist, wie aus den vielen Oertern auf den Specialkarten von dem Vorgebirge erhellt, sehr volkreich. Diese Dörfer sind groß, und voll Kinder, weil die Weiber fruchtbar sind, und die Vielweiberei verstattet wird. Zudem wird Niemand als bloß die Verbrecher, zu einem Sklaven verkauft.

Zwei Meilen westwärts von dem Vorgebirge sind drei Dörfer, jedes von zwanzig Häusern, und zwar die schönsten, welche man auf dieser Küste sieht. Jedes Haus hat drei artige Zimmer, welche auf der Spizze wie die Heuschober in Holland gedekt sind. In jedem Hause wohnen gemeiniglich fünfzig bis sechzig Männer, Weiber und Kinder.

Des Marchais sagt: obgleich die Negern in ihren Gebäuden nicht viel Ebenmaaß in Acht nehmen, so sind doch ihre Dörfer sehr angenehm. Sie sind meisteus mit Mauren von Erde umgeben, die viel höher und dikker sind, als die um ihre Häuser. Ueberdieß sind sie noch mit einem Graben umringt, aus welchen die Erde zum Bauen genommen wird. Des Königs Haus unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Menge und Grösse der Abtheilungen, und eine große Audienzhalle, wo er Fremde empfängt.

Mitten in jedem Dorfe ist eine Art Bühne, ungefähr sechs Fuß über dem Boden erhoben, wohin man auf Leitern steigt. Man heißt sie den Kalde oder Versammlungsplaz, Boden und Dach ist wie in den Häusern. Die Negern kommen hier um ihrer Geschäfte willen zusammen, so daß es eine Art von Börse, oder vielmehr von Kaffeehaus ist. Die Müßigen gehen hieher, um zu schmauchen und zu schwazzen, und die Vornehmen, um Neuigkeiten zu hören; den Reichen werden ihre Matten, wor=

auf sie sich zu sezzen pflegen, durch Sklaven nachgetragen, Andere tragen sie selbst, noch Andere miethen sie von des Königs Beamten, welche die Aufsicht über den Plaz haben.

Der Hauptmann Phillips war in des Königs Stadt, die Andrea hieß. Sie ist etwa acht Seemeilen den Fluß hinauf linker Hand, und etwa eine Viertelmeile von der Flußseite. Man landet zwischen zwei hohen Bäumen, und geht von da durch die Wälder nach einem offenen Plaz, wo die Stadt liegt; denn es ist der einzige Ort, wo keine Bäume sind.

Die Versammlungshalle, wo sie zusammenkommen, um Neuigkeiten zu hören, Recht zu sprechen, und Staatssachen abzuthun, liegt mitten in der Stadt. Der Boden ist von Erde, etwa vier Fuß über den Grund erhoben; über demselben ist ein zirkelrundes Gebäude, welches auf Posten ruhet, und mit Palmzweigen bedekt ist, um sie vor Sonne und Regen zu schüzzen. Zwischen dem Hause und dem Grund ist es nach allen Seiten zu offen, damit es Licht und Luft habe; das ganze Haus hat etwa zwölf Ellen im Durchmesser.

Man kann die Stadt vor den Wäldern, welche sie ganz umgeben, nicht sehen, bis man hinein kömmt. Sie besteht aus etwa vierzig Häusern, oder vielmehr schlechten Hütten. Die Mauern sind von Erde oder in einander geflochtenen Zweigen mit Erde überstrichen. Man kriecht durch Thü-

ren oder Löcher, die nicht über zwei Fuß hoch sind, hinein, und findet eine Bank von Erde etwa zwei Fuß vom Boden, die mit einer darauf gelegten Matte, an statt eines Bettes dient. Feuer machen sie selten, als in der Regenzeit, und alsdann mitten im Hause. Sie machen sehr feine Matten, und wirken artige Figuren, roth und weiß hinein. Man schäzt sie in Barbados u. s. w. sehr hoch, und legt sie auf den Boden unter die Betten, statt türkischer Teppiche.

Ihre Häuser sind nach **Des Marchais** Bericht sehr reinlich, und die Küchen dem Boden gleich, auf der Seite, wo der Wind meist hinzu kann, offen, und auf den andern drei mit Pfählen, die mit rother Erde ausgefüllt sind, zugeschlossen. Diese Erde hält ohne Kalk vest. Ihre Schlafkammern erheben sich drei Fuß vom Grunde, um die Unbequemlichkeit des Thaues zu vermeiden. Diese Häuser sind den Marktschreierbühnen in Europa sehr ähnlich. Die Vorderseite ist offen, und der Boden hat vorne einen Plaz, fünf bis sechs Fuß breit, wo die Negern den ganzen Tag mit ihren Weibern und ihrer Familie auf Matten liegend zubringen. Die Mauern dieser Zimmer sind von rother Erde, beinah einen Fuß dik. Die Dekke erhebt sich wie bei einem Zelte, und ist von Zweigen oder Palmblättern gemacht. Zur Rechten und Linken sind zwei Bänke, einen Fuß hoch und vier breit, darauf legen sie Matten, einen

Fuß dik, welche sie mit Kattun oder Calico bedekken, und mit Vorhängen von der nämlichen Art umgeben. Zu oberst in jedem Zimmer sezzen sie ihre Kisten, und hängen ihr Gewehr an die Wand.

Der Boden besteht aus großen runden Balken, die hart aneinander gelegt werden, und an den Enden sowohl, als an den verschiedenen Querbäumen, welche sie tragen, stark bevestigt sind. Sie bedekken diese Balken mit dichten Hürden, worüber sie dikke rothe Erde schlagen, und solchergestalt einen starken vesten Boden machen, den ihre Weiber sehr reinlich halten. In der Mitte machen sie einen Heerd, der etwa sechs Zoll in der Höhe und zwei Fuß ins Gevierte mißt, auf dem sie Tag und Nacht ein beständiges Feuer halten, um den Tag über dabei zu rauchen, des Nachts aber die Fliegen wegzutreiben, und sich vor der Kälte und Feuchtigkeit der Luft zu verwahren.

Dieser Kammern giebt es so viele, als der Mann Weiber hat, bei denen er nach der Reihe schläft; ihre Größe richtet sich nach der Zahl von jeder Familie. Die Frau, bei welcher der Mann die Nacht zubringen will, bereitet ihm auch seine Abendmahlzeit.

Außer diesen Kammern und Häusern, haben sie besondere Pläzze, ihren Vorrath von Reiß, Mais, Hülsenfrüchten, Palmöl, Branntwein, und andere Nothwendigkeiten aufzuheben. Diese

sind rund wie Taubenhäuser, mit einem spizzigen Dache. Es liegen Schlösser davor, wovon der Hauswirth die Schlüssel in seiner Verwahrung hat, und täglich oder wöchentlich so viel austheilt, als er zum Unterhalt jeder Familie nöthig erachtet. Bei allem diesem leben die Weiber in Frieden. Den Tag ausgenommen, da sie ihn zu Hause erwarten, bringen sie ihre Zeit mit arbeiten zu Hause oder auswärts, und mit Besorgung ihrer Kinder zu. Alle Häuser, welche einer Person zugehören, sind mit einer Erdmauer sieben bis acht Fuß hoch eingeschlossen, und mit einem Dach von Zweigen oder Palmblättern bedekt.

Ihre Religion ist eine verwirrte Abgötterei, wobei sie ihre Gottheiten oder Fetischen oft verändern. Ihre Anbetung der Sonne ist beständiger; sie opfern derselben Palmwein, Früchte und Vögel. Vormals opferten sie auch Menschen; aber seitdem sie den Vortheil entdekt haben, ihre Kriegsgefängnen an die Fremden zu verkaufen, hat diese Gewohnheit aufgehört. Ein großer Priester oder **Marbut** thut diese Opfer, und hat nebst dem König das Beste davon; das übrige bekömmt das Volk. Die muhammedanische Religion hat nie hier Fuß gefaßt, obgleich der Name **Marbut** so was anzuzeigen scheint. Vermuthlich haben sie ihn von ihren Nachbarn genommen.

Nach Snoeks Erzählung ist ihre vornehmste Waare der Palmwein, den sie häufig und gut haben.

Nach diesem folgt der Reiß. Sonst haben sie auch gern **Buschis** oder **Kauris**, und schäzzen sie sehr hoch. **Phillips** kaufte für eine Pinte dreißig Pfund Reiß. Die andern Waaren, welche ihnen gefielen, bestanden in Eisenstangen, und rothen wallonischen Zeugen; sie hatten aber nichts von Wichtigkeit zu handeln, weil die wenigen kleinen Elefantenzähne, die sie vorzeigten, nicht der Mühe werth waren.

Des Marchais sagt, das Vorgebirge **Mesurado** könnte jährlich fünfzehnhundert bis zwei tausend Sklaven, vier bis fünfhundert Zentner Elfenbein, so viel Färbeholz als man wollte, und nicht wenig Gold zum Handel liefern.

Diesemnach müßte eine Niederlassung auf dieser Küste für eine europäische Nazion von grossem Vortheile seyn. Der Ritter **Des Marchais** war für sein deßhalb entworfenes Projekt sehr eingenommen. *) Aber es gelang ihm nicht, seine Landsleute hiezu zu bereden. Nach seiner Versicherung würde doch eine solche Niederlassung nicht viel kosten, da das Land

---

*) Wie wir S. 259. u. ff. im VIII. Band dieses Werks gesehen haben. Es ist doch wirklich seltsam, daß man ihm bei einem so vortheilhaften, so vielversprechenden Vorschlage kein Gehör gab! Oder täuschte sich etwa der gute Ritter selbst? — Noch hat man keinen Versuch gemacht, seine Plane zu realisiren.

Erde zu Zigelsteinen hat, und Holz und Steine sehr gemein sind, und weil überhaupt wohlfeil daselbst zu leben ist. Der Faktorei würde also hier keine Beihülfe fehlen, als Wein und Branntwein; Rindfleisch, Schöpsenfleisch u. d. g. wären leicht zu bekommen. Wildprät ist im Ueberfluß da, desgleichen allerhand Arten von Gevögel, die Baien und Flüsse liefern auch eine Menge Fische und Schildkröten. Kein Fluß auf der Küste hat so viel Flußpferde, als dieser. Ihr Fleisch ist gut, und die Zähne und Hauer sind weißer und schäzbarer, als Elfenbein.

Zwischen dem Vorgebirge **Mesurado** und dem Flusse **Sestro** sind noch verschiedene andere Flüsse. Der erste ist **Jonck** oder **Rio Junko**, der auch **Rio del Punte** heißt, in fünf Grad fünfzig Minuten nördlicher Breite. Die Mündung oder Einfahrt liegt Südsüdost. Man kennt ihn an drei grossen Bäumen, die landeinwärts auf einer kleinen Erhöhung drei Bergen gegenüber stehen. Die Mündung ist, wie Einige sagen, vier bis fünfhundert Schritte breit, hat aber wenig Wasser. Auf beiden Seiten stehen Bäume, welche eine angenehme Aussicht machen. Das ganze Ufer ist voll Orange- Zitronen- und Palmbäume. Diejenigen, welche hieher handeln, ankern insgemein in der Mündung des Flusses, und lösen eine Kanone; haben die Negern alsdann etwas zu verkaufen, als Flußpferdezähne, Elfenbein, Lebensmittel

oder

oder Sklaven, so machen sie ein Feuer. Der Handel aber wird am Bord mit Kähnen geführt.

Sechs Meilen ostwärts vom Flusse Junko ist eine wichtige Bai, welche dem Flusse Tabo zur Mündung dient. Auf der Ostseite des Flusses ist ein großes volkreiches Dorf, von dem die Einwohner sagen, es sei zu den Zeiten der Normänner noch weit beträchtlicher gewesen. Es liegt auf einer kleinen angenehmen Insel mitten im Flusse, wo sie eine Faktorei, klein Dieppe genannt, gehabt haben sollen. Ob sie gleich schon längst eingegangen ist, so erhalten die Negern doch immer noch das Andenken davon, und die Engländer, Holländer und andere, die hier handeln, wissen wenigstens den Namen. Dieses, sagt Des Marchais, ist ein Beweis, daß die Normänner hier gewesen sind, noch ehe die Portugiesen Afrika entdekt haben. *)

*) Dies wird aber heut zu Tage von vielen Schriftstellern geläugnet.

IIII.

Beschreibung der Küste und des Landes am Rio Sestr.

Der Fluß, welcher gewöhnlich Rio Sesto genannt wird läuft ungefähr vierzig Seemeilen oder dreissig deutsche Meilen von dem Kap Mesurado ostwärts in das Meer. Die Holländer nennen ihn Sester oder Sestere, die Franzosen Sestre, die Engländer Sestos oder Sesthos, auch Sisters. Alles dieses sind mehr oder wenig verdorbene Veränderungen des portugiesischen Namens Sextos, den diese der Küste von dem kleinen Pfeffer (den Paradieskörnern oder Manighetta), beilegten, weil er ihrer Einbildung nach sechs Ekken hatte.

An dem ganzen Fluße hin ist guter reiner Grund, und nach und nach abnehmende Tiefen, so daß man ankern kann, wo man will, aber am besten ist es in neun Faden. Die Mündung des Flusses liegt Ost gen Süd. Man erkennt sie an dem Hügel auf der Ostspizze, weil sonst innerhalb fünfzehn Seemeilen kein solcher Hügel ist. *)

*) Des Marchais (T. I. p. 134.) gibt den Seefahrern noch weitere Nachrichten hierüber, die uns aber nicht interessiren.

Der beste Ankerplaz ist gerade vor der Mündung des Flusses.

Vor **Rio Sestro** liegt das Land sehr niedrig, und darüber sind zwei hohe Hügel, von denen einer wie ein halber Kreis oder Regenbogen aussieht. Eine Meile westwärts sind zwei große Klippen, und etwa eben so weit nach Osten strekt sich eine Landspizze in die See, an welcher der Plaz leicht zu kennen ist.

Die Einfahrt in den Fluß von der See her ist voller Felsen, die sechs Faden tief unter dem Wasser liegen; so daß man mit geladenen Booten leicht darüber hinfährt, ausgenommen zwei, welche über dem Wasser hervorragen, und zu vermeiden sind. Nach **Des Marchais** Bericht liegt die Mündung des Flusses Südost und Nordwest, ist etwa eine Meile breit, und hat auf beiden Seiten große Bäume. Das Wasser ist faul. Einige Klippen sind unter dem Wasser, und andere über demselben. Gleichwohl ist in der Durchfahrt auf der Südseite drei Faden Wasser, und oft fünf, sechs oder sieben, welches für kleine Schiffe zureicht. Man kann mit Booten ohne große Gefahr in den Fluß kommen.

Nach **Phillips** ist die Einfahrt zwischen der Spizze an dem rechten oder östlichen Ufer, und der Klippe mitten im Flusse. Die Länge eines halben Taues beschreibt ihre Weite, und ihre Tiefe ist sieben und dreißig bis acht und dreißig

Faden. Wenn man eingefahren ist, so findet man einen schönen großen Fluß, wo ein Schiff von hundert Tonnen ganz sicher ankern kann. Etwa einen Kanonenschuß von vorbesagter Spizze, auf eben dem Ufer, ist dicht an der Flußseite eine frische Wasserquelle, wovon die Negerweiber den Europäern für etliche wenige Kauris Wasser bringen, und ihre Fässer füllen. Die Negern, welche mit Aexten versehen sind, hauen für etwas weniges von vorbesagten Muscheln genug Feuerholz, und bringen es zu den Booten, aber sie müssen dann und wann eine Flasche Branntwein zur Aufmunterung bekommen; es ist dieß also der beste Plaz, Holz und Wasser ohne Aufenthalt zu erlangen.

Der Fluß entspringt weit im Lande Nordnordost. Einige sagen, er sei auf zwanzig Seemeilen hinauf für Barken zu befahren. Höher hinauf ist er voller Sandbänke und Klippen, die nur Kanoes durchlassen.

Snoek nennt ihn einen schönen angenehmen Fluß. Die Ufer an jeder Seite sind dicht mit Bäumen besezt, er nimmt verschiedene Bäche auf, und die Menge der Dörfer längs an ihm hin vermehrt seine Schönheit.

Das Land um Sestro ist sehr fruchtbar, und mit Hüner, Reiß und Hirse wohl versehen. Aus dem lezten machen sie ihr Brod, welches sie mit in die Kähne nehmen, wenn sie aufs Fischen

ausfahren. Man kann Reiß, Pfeffer und Elfenbein, welches lezte hier vortreflich ist, mit gutem Vortheil einhandeln.

Das Land allhier ist niedrig, eben, und mit verschiedenen Flüssen durchwässert; daher die Fruchtbarkeit des Bodens kein Wunder ist. Aber für Fremde ist die Luft ungesund, und zieht ihnen lange und gefährliche Krankheiten zu. Außer den sehr wohlfeilen Lebensmitteln, liefert es auch Elfenbein, Sklaven, Goldstaub, und besonders guineischen Pfeffer, welcher das wichtigste Produkt dieses Landes ist.

Man findet auch in dem Flusse Sestro eine Art Kieselsteine, welche sehr hart und glänzend sind. Sie schneiden besser, als ein Diamant, und schimmern sehr, wenn eine gute Folie untergelegt wird.

Etwa eines Kabels Länge von der Mündung des Flusses ist eine Negerstadt von dreißig bis vierzig Häusern. Andre nennen es ein Dorf, und sagen, es läge dicht am Ufer, und enthalte etwa sechzig artig gebaute und so hohe Häuser, daß man etliche auf drei Meilen weit in der See sieht. Sie haben mehr Stokwerke, als die Häuser in Mesurado.

Nach **Atkins** Bericht ist die Stadt groß, und anders, als die von der **Körnerküste**, gebaut. Sie erheben die Häuser vierekigt oder rund, vier

Fuß hoch von der Erde. Auf dieser Höhe ist das erste und vornehmste Zimmer zum sizzen, sprechen, und schlafen bestimmt. Es ist mit Baumrinde eingefaßt, und in der Mitte steht ein Feuerplaz zu Kohlen. Dieser dienet zu einer doppelten Absicht, nämlich das Ungeziefer zu vertreiben, und ihren Reiß und indianisches Korn zu troknen. Oben machen sie ein Vorrathsbehältniß, das sich pyramidenförmig auf dreißig Fuß erhebt; die Stadt sieht daher in der Ferne wie eine Menge Kirchthürme aus.

Des Marchais beschreibt die Lage von **Sestro** noch umständlicher. Rechter Hand, wenn man hineinfährt, sagt er, sind drei Flekken sehr nahe bei einander. Zwischen den ersten beiden ist ein Teich frischen Wassers, und ein anderer anderthalb Meilen von der Halbinsel, welche die Einfahrt des Flusses macht. In dem zweiten Flekken wird die Handlung geführt. Die Häuser sind wie auf dem Vorgebirge **Mesurado** gebaut.

Dem zweiten Teiche gegen über macht der Fluß eine Wendung, und läuft von Süden nach Norden. Er ist etwa eine Meile breit, und hat fünf Faden Wasser, bis man an des Königs Stadt kömmt.

Barbot, der den König **Barsa** oder **Peter** im Jahre 1687 besuchte, sagt, dieser Flekken liege etwa eine Seemeile den Fluß hinauf, unweit der Mündung des **Sestro**. Er enthält etwa dreiſ-

sig kleine von Erde gebaute Häuser, mit Leimwänden von etwa fünf Fuß hoch eingeschlossen. Er liegt an einer Anhöhe, neben der Mündung eines kleinen Flusses, und das Land daherum ist voller Bananas und Palmbäume. Jedes Haus hat ein Oberzimmer, und manche zwei, die inwendig sauber ausgeweißt sind, bis auf zwölf oder fünfzehn Zoll über dem Boden, wo die schwarze oder rothe Mauer rund herum erscheint. Die Zimmer sind aber so niedrig, daß man darin sizzen oder liegen muß. Die Fußböden sind aus runden Aesten von Palmbäumen, die dicht aneinander liegen, gemacht, wodurch es sehr beschwerlich wird, darauf zu gehen. Die Dekke ist eben so verfertigt, und mit großen Bananas- und Palmblättern überzogen.

In dem Versammlungshause, welches auf eben die Art gebaut war, bemerkte derselbe Reisebeschreiber ein vierekigtes Stük Holz, etwa drei Fuß lang; darauf die Gestalt eines Weibes, und eines Kindes neben ihr, in halb erhabener Form aber seltsam genug geschnizt war. An jedem Ende des Holzes waren zwei Löcher sehr tief eingeschnitten, vermuthlich um Speise und Trank für den Fetisch hinein zu legen. Dieses ist der Ort, wo sie schwören, oder ihre Vergleiche eidlich bekräften.

König **Peter** hielt sich beständig in diesem Dorf auf, dessen Einwohner bloß aus seinen dreißig Weibern und deren Kindern bestehen; sonst wohnt Niemand hier. Er war ein höflicher angenehmer Mann,

aber sehr einfältig und unschuldig. Ich hatte Gelegenheit, sagt **Barbot**, ihn vollkommen kennen zu lernen, weil er sich meistens bei mir aufhielt, da ich in des Hauptmann Jakobs Flekken wohnte.

Von des Königs dreißig Weibern konnte er nur fünf oder sechs zu sehen bekommen. Diese warteten der vornehmsten Frau auf. Sie war etwas bei Jahren, aber sehr angenehm. Ihre Arme, Füße und andere Theile des Körpers, besonders der Unterleib, waren mit Figuren gezieret, welche vermittelst heißer Eisen eingebrannt worden, so daß sie halb erhaben aussehen, wenn man sie in einer kleinen Entfernung betrachtet. Er sah auch andere Weiber vom Fuß bis auf den Kopf auf diese Weise gestikt, welches bei ihnen für einen großen Zierrath gehalten wird.

Des Königs Söhne und Schwiegersöhne tragen eine lange Kappe, wie ihr Vater. Bloß dadurch unterscheiden sich die aus königlichem Geblüte von dem gemeinen Volke. Uebrigens arbeiten sie, wo es die Gelegenheit erfordert, wie die Sklaven. Wenn Barbot über Wasser gieng, so begleiteten ihn immer verschiedene davon, und ruderten in ihren Kähnen.

Des Marchais meldet, daß des Königs Flekken drei Seemeilen von der Spizze rechter Hand ist, und fünfe von des Flusses Mündung. Der Grund zwischen des Königs Flekken und derselben ist eben, und der Boden fruchtbar, ob er gleich oft überschwemmt

wird. Der Reiß, den sie hier säen, kömmt zu grosser Vollkommenheit.

Nach Snoeks Bericht enthielt des Königs Flekken im Jahre 1702 dreißig Häuser. Der König, welcher ein sehr alter Graukopf war, behauptete, alle Einwohner kämen von ihm her, welches eben nicht so unwahrscheinlich ist, da sie nicht in großer Menge vorhanden sind. Er hatte wie andere Könige auf dieser Küste einen europäischen Namen, **Peter**, angenommen. Er war ein Mann von sehr angenehmer und verbindlicher Aufführung, und seine Unterthanen gesittet, auch beim Akkerbau und Handel arbeitsam. Der König dieses Landes herrscht unumschränkt, straft aber die Verbrecher selten mit dem Tod, weil es vortheilhafter für ihn ist, sie als Sklaven zu verkaufen.

Des Marchais sagt, die Leute wären sehr höflich, und thäten einem für ein Glas Banntwein alle Dienste, die in ihrem Vermögen stånden. Sie sind, sagt er, groß, stark, wohlgebildet, und von einem kriegerischen Ansehen, haben viel Muth, und machen oft bei ihren Nachbarn Einfälle, um Sklaven zum Verkauf zu bekommen. Dieß hält die Negerkaufleute ab, hieher zu handeln, und benimmt ihnen den Vortheil, im Gold zu handeln, den ihre Nachbarn haben.

Die meisten von diesen **Sestro**-Negern sind Fischer. Alle Morgen segelt eine kleine Flotte von Kähnen aus dem Flusse, die sich längs der Küste

vertheilt. Sie fischen mit dem Angel, und kommen meist reich beladen zurük. Der König bekömmt eine gewisse Abgabe vom Fang. Nach **Snoeks** Bericht leben sie mit ihren Nachbarn in Frieden; denn er hörte nichts von Kriegen, als bloß von einigen Scharmüzzeln mit den inländischen Negern, die den Flekken hinterlistig überfielen, und verbrannten, aber dafür auch meist zu Sklaven gemacht wurden. Er sagt, daß die Thiere und Pflanzen, auch die Kleidung, (wozu **Des Marchais** noch die Religion sezt), bei den Sestro = Negern die nämlichen, wie auf dem Vorgebirge **Monte** und **Mesurado** seien.

Nach **Des Marchais** bedekken sie den Kopf niemals, und ertragen mit bloßem Haupte den heftigsten Regen und die stärkste Hizze ohne Unbequemlichkeit. Männer und Weiber gehen hier am meisten unter allen Bewohnern der Küste nakkend, und haben aufs höchste nur einen schlechten Lappen mitten um den Leib. Sie ziehen vieles Vieh, und allerlei Arten Geflügel, nicht so wohl für sich, weil sie meist von Hülsenfrüchten, Obst (welches bei ihnen vortrefflich ist) und Fischen leben, als um es den Schiffen, welche an die Küste kommen, zu verkaufen.

Sie haben mehrere Taufnamen von den Franzosen erborgt, als Peter, Paul, Johann, Andreas, und andere; wozu ihre Oberhäupter und die übrigen Vornehmen den Titel Hauptmann sezzen.

Wenn ein Europäer sich bei ihnen durch freundliche Aufführung oder durch ein Geschenk beliebt macht, so fragen sie sogleich nach seinem Namen, und geben ihn ihren Kindern. Einige haben auch französische Zunamen, die in ihrer Familie über Mannsalter erblich sind.

Man grüßt hier eben so, wie bei den übrigen Negern längs der Küste. Sie nehmen die Finger und Daumen des Fremden in ihre Hände, bringen sie in eine gewisse Lage, drükken sie hart, und lassen sie schnappen, wobei sie hernach allemal ausrufen: Aquio; oder nach unserer Art etwa: Ihr Diener.

Bei ihrem Heirathen machen sie nicht viele Umstände. Diejenigen, welche ein Weib erkaufen können, vergleichen sich erst mit ihr; worauf sie sich zu ihren Aeltern oder Anverwandten wenden, die um den Preis handeln. Wenn dieser nun ausgezahlt ist, so liefert man die Frau aus. Der Ehemann trinkt etliche Flaschen Branntwein mit seinen neuen Schwägern, und führt seine Braut zu der ihr bestimmten Hütte, wohin seine andern Weibern sie zu besuchen kommen, und ihr das Hochzeitmahl zurichten helfen. Der Ehemann bleibt alsdann die ganze Nacht bei der Braut, und diese geht den Tag darauf mit den andern Weibern zur Arbeit, wie es gewöhnlich die Zeit erfordert.

Die Frau, die den ersten Knaben gebährt, wird als die beste und vornehmste angesehen; aber

sie bezahlt diesen Vorzug theuer genug; denn sie muß sich mit ihrem Ehemanne lebendig begraben lassen.

Des **Marchais** sah hier eine solche traurige Zeremonie mit an, als der Hauptmanu oder Oberste des Flekkens, der einst zu viel Branntwein getrunken hatte, starb. Das Geschrei seiner Weiber verbreitete alsbald die Nachricht davon durch die Stadt. Alle Weibsleute liefen nun dahin, und heulten untröstlich. Die vornehmste Frau unterschied sich von den andern durch ihre Bekümmerniß, und sie hatte es auch Ursache. Weil aber schon verschiedene Weiber in solchen Umständen entwischt waren, so bewachten sie die übrigen Weiber, unter dem Vorwande, sie zu trösten, so genau, daß kein Mittel war, davon zu kommen. Nun kamen auch alle Verwandten des Verstorbenen, sie zu begrüßen, und Abschied von ihr zu nehmen. Nachdem darauf der **Marbut** den Leichnam untersucht, und erklärt hatte, daß er eines natürlichen Todes gestorben wäre; so nahm er mit seinen Brüdern den Körper, um ihn zu waschen, und mit Fett von oben bis unten zu reiben. Endlich strekten sie ihn mitten im Hause auf eine Matte.

Seine Weiber standen rund um ihn her, die liebste aber am Kopfe, als an der Ehrenstelle. Verschiedene andere Weiber machten einen Kreis um sie, und alle bestrebten sich, eine die andere

zu überschreien. Sie zerrissen ihr Haar, und krazten sich regelmäßig, wie wenn sie eine ganz geübte Rolle spielten. Manchmal hörten sie auf, und schwiegen still; das anderemal wiederholten sie das Lob und die großen Thaten des Verstorbenen, worauf die Klagen wieder angiengen. Diese närrische Musik dauerte fast zwei Stunden, darauf kamen vier starke Negern ins Trauerhaus, banden den Leichnam auf eine Handbahre, die aus Baumästen gemacht war, nahmen ihn auf ihre Schultern, und liefen damit, so schnell sie konnten, durch die Stadt; von Zeit zu Zeit brüllten sie auch, als ob sie besoffen wären, und machten tausend lächerliche Stellungen dabei, die sich zu dem Geschrei der Weiber des Verstorbenen und anderer, die bei diesem sonderbaren Leichenbegängnisse waren, vollkommen schikten. Kurz, es war ein solches Getöse dabei, daß man während desselben den stärksten Donner nicht würde gehört haben. Als man nun an den Begräbnißort gekommen war, nahm man den Leichnam von der Bahre, und legte ihn an seinen Ort, worauf das Singen, Schreien und Lärmen der Weiber wieder angieng.

Während der Zeit machte der **Marbut** ein Grab, das für zwei Körper genug war. Er schlachtete auch eine Ziege, und zog ihr das Fell ab. Das Eingeweide diente zu einer Mahlzeit für ihn und die Beistehenden. Er lud auch die vornehmste Frau dazu ein, die aber nicht viel Lust zu essen

hatte, weil sie wußte, daß es ihre lezte Mahlzeit war. Indeß aß sie doch ein wenig. Während dieses sonderbaren Schmausses ward der Leib der Ziege in kleine Stükken zerhakt, gekocht und ebenfalls gegessen. Die Klagen giengen jezt wieder von neuem an. Als aber der Marbut dafür hielt, daß es Zeit wäre, dem Handel ein Ende zu machen, so nahm er die Frau bei dem Arme, und überlieferte sie zwei starken Negern, die sie hart anfaßten, ihr Hände und Füße auf den Rükken banden, sie rükwärts hinstrekten, und ihr ein Stük Holz auf die Brust legten. Darauf faßten beide einander bei den Schultern, und traten so lange mit den Füßen auf das Herz, bis sie ihr die Brust zerquetscht hatten. Nachdem sie also wenigstens halb hingerichtet war; so warfen sie sie mit dem Ueberbleibsel von der Ziege ins Grab, und ihres Mannes Leichnam auf sie, das Grab aber ward mit Erde und Steinen zugefüllt. Auf das unsinnige Geschrei der Leichenbegleiter folgte nun ein plözliches Stillschweigen, und jeder begab sich so ruhig nach Hause, als wenn nichts vorgefallen wäre. —

Barbot sagt, die Sprache der Sestro-Negern ist die schwerste auf der Küste; daher auch der Handel meist durch Zeichen geführt wird, in denen sie besonders geschikt sind. Sie haben noch viel französische Wörter von ihren Vorfahren behalten, die von den Franzosen die Kunst Stahl zu härten gelernt

haben, und noch jezt besizzen, oder vielmehr weit vollkommner verstehen, als die Europäer selbst. Die Schiffe, die hieher mit Eisenstangen handeln, vergessen niemals die Scheeren, mit welchen sie die Eisenstangen schneiden, bei ihnen zurichten zu lassen, und sie können es wirklich besser, als der geschikteste Schmidt in Frankreich.

Die Portugiesen hatten die Franzosen von allen ihren Pflanzstädten längs dieser Küste vertrieben, und über die Einwohner tirannisch geherrscht. Der Vortheil bei diesem reichen Handel erregte im Jahr 1604 die Eifersucht der Engländer und Holländer, worauf ihre Macht so abzunehmen anfieng, daß sie nach und nach ihre meisten Forts und andere Oerter verloren, und sich weiter hinauf ins Land begeben mußten, wo sie sich endlich mit den Eingebohrnen verheiratheten. Von diesen entsprang denn die Art der portugiesischen Mulatten und Negern, die längs der Küste zu finden sind. Die europäischen Portugiesen erkennen sie aus Politik und Liebe für ihre Landesleute, sehen sie als Fidalgos oder Adeliche an, beehren sie mit dem **Christorden**, nehmen sie in andere heilige Orden auf, und vertrauen ihnen die Statthalterschaft ihrer Festungen und Pflanzstädte in Afrika.

Diese afrikanischen Portugiesen haben sich an Oertern, welche von der See entfernt sind, sehr mächtig gemacht, und handeln wegen ihrer Farbe

und Verwandtschaft mit den Einwohnern, ganz frei mit ihnen. Sie sind selbst bis an den Niger nördlich durch die Königreiche **Gago** und **Benin** gekommen. Diejenigen, welche sich an den Flüssen **Sierra Leona, Junko, Sextos** und **Sanguin** niedergelassen haben, handeln stark nach der **Gambia** und nach dem **Rasamansa**, **Rio St. Domingo** und **Rio Grande**. Einer von ihren Handelsleuten, der hundert Seemeilen den Fluß **Sierra Leona** hinauf wohnte, gieng gewöhnlich alle Jahre mit den **Mandingoern** an den **Niger**, um an einem Arme desselben zu handeln, den er für die Gambia hielt. Es ist gewiß, daß sie durch diese Vortheile, besonders durch die Achtung der Einwohner für sie, leicht im Stande wären, einen sehr starken und reichen Handel zu führen, wenn sie regelmäßig europäische Waaren führten, und bloß mit denselben handelten. (Soweit **Barbot.**) —

Die meisten Schiffe, welche windwärts mit Sklaven kommen, legen an der Sestroküste, um Reiß einzutauschen. Man bringt die Waare in den Pallaverplaz, als: metallne Pfannen, zinnerne Bekken, Pulver, Geschüz, alte Kisten u. s. w. welche gegen Reiß, Ziegen und Geflügel vertauscht werden. Zwei oder drei Pfeifen, eine Ladung Pulver oder ähnliche Kleinigkeiten, gelten einen Vogel, und ein Bekken von zwei Pfund eine Ziege. **Atkins** kaufte zwei für eine alte Kiste mit einem Schloß,

welches

welches eine so große Seltenheit war, daß das ganze Land es zu bewundern kam.

Sestros hat Ueberfluß am Reiß, der so reichlich wächset, daß das Pfund für einen halben Pfennig gekauft, und in kurzer Zeit ein grosses Schiff damit beladen werden kann. Er ist aber nicht so groß, weiß und süß, als der mailändische oder veronesische. Die Vornehmen treiben einen beständigen Handel damit, desgleichen mit Guineapfeffer und Elefantenzähnen; leztere aber sind ihre seltenste Waare.

Das Elfenbein ist hier besonders gut. Weil aber keine Faktorei hier ist, so hat man keinen vestgesezten Preis, den man sonst in Oertern, wo Pflanzstädte sind, antrift. Außerdem kann man hier noch Guineapfeffer, Reiß, Mais, Hüner und Vieh, und zwar alles sehr wohlfeil haben. Funfzig Pfund Pfeffer bekömmt man für Waaren, die in Frankreich fünf Sous (7 Kr.) kosten. Wenn sich ein Schiff mit einer weißen Flagge sehen läßt, so drängen sich die Negern an Bord, und wenn sie es für französisch halten, erzeigen sie ihm alle Freundschaft. Villault behauptet, sie sähen die Franzosen lieber, als die Holländer und Portugiesen, denen sie niemals verstatten wollen, sich bei ihnen niederzulassen. Indessen gesteht doch Des Marchais, daß man hier noch die Ueberreste von einer vormaligen Faktorei der Engländer sehen kann.

Die Europäer, die Holz und Wasser einzunehmen kommen, müßen nicht zu viel Obst essen, und mäßig Quellwasser trinken. Ausschweifungen dieser Art, nebst der harten Arbeit beim Holz fällen und hauen, und der übeln Luft der feuchten und morastigen Gründe bringen, besonders bei der Regenzeit, auch die stärkste Natur bald in Unordnung. Es entsteht daraus zuerst heftiges Kopfweh mit Brechen, und Schmerzen in den Beinen, die sich in gewaltige Fieber und Zerrüttung des Gehirns verwandeln, und in wenig Tagen tödtlich werden.

Barbot liefert uns *) einige besonders bemerkenswerthe Nachrichten von dem Sestro-Lande und seinen Einwohnern, die wir hier noch nachholen wollen.

Das Gebiet des Königs dieses Landes soll sich von dem kleinen Flusse **Carsay** (nur wenig westwärts von dem Sestroflusse) bis **Krou**, in einer Länge von etwa 25 Meilen längs der Küste hin, und noch weiter in das Land hinein erstrekken.

In diesem Lande findet man vortrefliches Geflügel. Die Schafe haben Ziegenhaare und kein sehr schmakhaftes Fleisch. Schweine gibt es nur

*) In seiner Beschreibung von Guinea, S. 131. u. ff. (Allg. Hist. der Reisen, III. B. S. 639 — 641.) Barbot war im Jahr 1680 in diesem Lande, und hielt sich einige Zeit daselbst auf.

wenig. Hunde sind auch nicht häufig werden aber als ein Lekkerbissen gegessen.

Die Bewohner dieses Landes haben mancherlei seltsame Sitten. Sie sind rohe, unwissende Leute. Weiber und Priester sind ihre Aerzte; erstere wissen besonders mit dem Klystieren umzugehen; sie nehmen dabei die dazugehörige Flüssigkeit in den Mund und sprizzen sie dem Pazienten durch ein Schilfrohr ein! —

Barbot sah hier einen Neger, der eine milchweisse Haut hatte, die mit schwarzen Flekken wie getigert war. — Ein Albino! — Auch sah er einen Andern, der einen so fürchterlich geschwollenen Hodenbeutel hatte, daß er nicht von der Stelle gehen konnte; er saß schon seit mehreren Jahren auf Einem Flekke, und amusirte sich mit Tabakrauchen.

Die Negern dieser Gegend sind Fetischendiener. Sie halten die Beschneidung ohne zu wissen, warum? — **Barbot** kam auf einem Spaziergange zu einer Hütte, die etwa einen Flintenschuß von dem Residenzdorfe des Königs lag, und mit Blättern gedekt war. In derselben fand er eine ungestalte Menschenfigur von braunem Thone. Dies war der Fetisch des Dorfes bei welchem der König und seine Unterthanen alle Abend knieend oder ganz auf die Erde hingestrekt, ihre Andacht verrichteten, nachdem sie sich jedesmal vorher im Flusse gewaschen hatten.

Bei gewissen Feierlichkeiten tanzen sie vor diesem Fetisch, wobei sie das Gesicht mit Blut beschmiert und mit Reißmehl eingepudert haben. Mit solchen Tänzen fangen sie auch das Fest der **Sandi Leta** oder **Bundeshenne** an, welches sie vor der Reißsaat feiern, um Glük dabei zu haben. Bei den Tänzen darf kein Fremder gegenwärtig seyn. Der übrige Theil dieser religiösen Zeremonie besteht in dem Opfer, das dem Fetische gebracht wird. Dieses ist eine todte Henne, die zwischen Palm- und Bananasblättern an eine Stange mit den Füssen so aufgehängt war, daß ihr Blut aus dem Schnabel auf den Strunk eines umgehauenen Pomeranzenbaums tröpfelte, welcher den Fetisch vorstellte. *)

Diese Negern haben auch Menschenopfer. — Bei der Beerdigung eines Vornehmen wird jedesmal ein Sklave und Sklavinn geopfert und mit dem Verstorbenen begraben. Den Todten geben sie allerlei Lebensmittel mit ins Grab.

Die Begräbnißfeierlichkeiten werden mit einem Schmausse beschlossen. Ist ein Fremder dabei anwesend, so muß er jedem Gaste ein Geschenk machen. —

Soweit **Barbot**!

---

*) Von einem andern Bundeshennenfeste wird weiter unten gesprochen.

V.

Beschreibung der Pfefferküste im engern Verstande, oder der Küste vom Rio Sesto bis zum Palmenkap.

Die Malaghetta- oder Pfefferküste im engern Verstande, erstrekket sich von **Rio Sestro** nach **Growa**, oder eigentlich bis zu dem Vorgebirge das **Palmas**, in einer Länge von etwa dreißig Meilen, und ist meist niedriges flaches Land, von einem leimichten fetten Boden, durchaus waldicht, auch morastig und von verschiedenen Flüssen durchwässert, an deren Mündungen Dörfer liegen, die mit ihnen einerlei Namen führen. Die vornehmsten und die am meisten besucht werden, sind: **Klein Sestro**, **Sextos**, **Sestos** oder **Sangwin**, **Bottowa** oder **Battaway**, **Sino** oder **Seno**, **Sestro Krau** oder **Setra Krow**, **Krow Setra**, **Wappo**, **Botow**, oder **Bado**, **groß Sestre**, **klein Sestre**, **Goyana** oder **Goyava**, **Garaway** und **Growa**.

Von **Rio Sextos** nach **klein Sestro** oder **Sestos**, sind vier Seemeilen Südost. Vor dem Plazze befindet sich eine lange bergichte Klippe, auf der ein hoher Baum wächst, nebst fünf andern

Klippen, südwärts und einer nordwärts. Die Negern sind hier durchgehends Fischer, und es gibt wenig oder keinen Handel da.

Etwa zwei Seemeilen weiter ostwärts ist die Spizze Baxios Swino, welche in die See geht, und ohnweit derselben eine große Klippe, die auf der Spizze weiß, und dicht beim Lande ist. In einiger Entfernung westwärts, auf der See sieht dieselbe wie ein Schiff aus, und ist von der Rheede von Sestro, bei hellem Wetter leicht zu erkennen.

Ein wenig unter dieser Klippe ist der Flekken Sangwin, an der Mündung eines eben so benannten Flusses, der südsüdostwärts in die See fällt, und kleine Schiffe zwölf Seemeilen hinauf führet, obwohl seine Einfahrt sehr enge ist. Die Ufer sind von schönen großen Bäumen beschattet. Der Flekken enthält etwa hundert Häuser. Die Engländer hatten vormals eine Pflanzstadt daselbst, verließen solche aber wegen des schlechten Karakters der Negern. Der König ist dem König von Rio Sestro zinsbar. Er trägt gemeiniglich eine blaue mohrische Kutte, und geht oft an Bord der Schiffe in der Rheede. Die Holländer und Portugiesen trieben sonst hier einen starken Handel, wegen Elefantenzähne und Pfeffer; aber weil so viel Schiffe herkamen, so haben die Einwohner den Preis so ausschweifend erhöht, daß nichts, das die Mühe lohnt, daselbst zu thun ist, und so ver-

hält es sich in der That auf allen Küsten von Guinea. Im Nothfalle ist **Sangwin** ein guter Ort, Holz, Wasser und Lebensmittel einzunehmen.

Bassa, Bofoe oder **Bofou**, ist ein Flekken etwa eine und eine halbe Meile ostwärts von **Sangwin**, wo ein wenig Handel mit Elefantenzähnen, aber vielmehr mit Pfeffer ist. Man kennt diesen Plaz leicht an einer ebenen sandigen Spizze, die mit Klippen umringt ist. Einige der hiesigen Schwarzen sprechen ein wenig Portugiesisch, oder die **Lingua Franca** von Guinea.

Seterna oder **Serres** ist etwa zwei Seemeilen östlich von **Bofou**, hat einige Klippen an der Ostspizze in die See hinaus, und einen guten Handel mit Elfenbein und Pfeffer. Nicht weit davon ostwärts ist der Flekken **Tasse** oder **Dasse**.

Darauf folget **Bottowa**, ein Flekken, der am Ufer liegt, und an zwei großen Klippen kenntlich ist. Die eine zeiget sich in der See auf zwei englische Meilen weit westwärts. Die Portugiesen heissen sie **Cabo do Sino**; die andere ist vier Meilen ostwärts von der Stadt. Man kennt sie gleichfalls an verschiedenen hohen Hügeln unter ihr. Es gibt hier viel **Malagetta** oder Pfeffer, den die Schwarzen für blaue wollene Tücher und Dekken, zinnerne Bekken und Eisenstangen vertauschen.

Sie kommen gewöhnlich an Bord zu handeln; man muß aber wohl auf sie Acht haben, denn sie

sind geschikt im Stehlen, und werden nie bezahlen, was sie kaufen, wenn sie solches vermeiden können.

Der Flekken **Sino** liegt Südost, von **Bottowa** etwa eine und eine halbe Seemeile weit, und ist an einer grossen Klippe auf einer Sandspizze kenntlich, die ein wenig in die See hinauf geht. Hinter derselben ist ein großer schöner Fluß, der, wie die Schwarzen erzählen, weit ins Land hinauf geht, und an Grösse dem Flusse **Sestro** nicht viel nachgibt.

Der Flekken **Souweraboe** oder **Sabrebou**, ist eine Seemeile von **Sino** nach Südost. **Sestro Krow**, (**Kroe**, **Krue** oder **Krew**) fünf Seemeilen von **Sabrebou**, ist ein großer schöner Flekken. Man kennet ihn leicht an einer Art vom Vorgebirge, das von drei mit Bäumen bewachsenen schwarzen Hügeln zusammen gebildet wird, die in der Ferne in der See wie Schiffsmaste aussehen. Das Vorgebirge oder die Spizze ist mit Klippen umringt, von denen einige sich etwas in die See erstrekken. Es ist auch an zwei großen Klippen am Ufer kenntlich, die etwa zwei englische Meilen von einander sind, und das Land ist flach und niedrig. In der Vertiefung des Ufers, die wie eine kleine Bai aussieht, ist im Nothfalle gut Wasser einzunehmen.

Der Flekken **Wappow** oder **Wappo** ist fünf Seemeilen von **Sestro Krow**, an einem kleinen Flusse gelegen. Sein Merkmaal ist eine Reihe

von zwanzig oder mehrern hohen ausgebreiteten Bäumen, die sich auf einem flachen langen hohen Grunde über dem Ufer zeigen, mit fünf Palmbäumen am Ende. Er ist auch an einer sehr flachen Insel oder Felsen ohnweit der Küste, oder gar daran hängend, kenntlich, die von verschiedenen kleineren umgeben wird.

In dem Flekken innerhalb des Flusses sowohl, als zu **Botowa** und **Sestro Krow**, sind die Elefantenzähne meistens groß. Das Land hat viel **Malaghetta**, und sie bringen ihn gemeiniglich an Bord der Schiffe, die auf der Rheede liegen, in großen Pakken, die aus Schilfe wie Zukkerhüte gemacht sind.

Droe (**Drue** oder **Drow**) und **Niffo**, zwei andere Flekken liegen zwischen **Wappo** und groß **Sestro**. Sie geben viel **Malaghetta**, und so wohlfeil, daß **Barbot** einmal zu **Droe** dreihundert und fünfzig Pfund für eine Eisenstange kaufte. Die Negern um **Wappo**, und die anliegenden Gegenden herum, sind gesitteter und besser geartet, als die westlichen, aber doch ungestümm genug, ihr Daschi oder Geschenk zu fordern, ehe sie handeln. Ihre Sprache ist kaum zu verstehen.

Die See liefert eine große Mannigfaltigkeit von Fischen, die mit denen auf der Goldküste meist einerlei sind.

Das Ufer von **Wappo** nach groß **Sestro**

oder Sestro Paris, strekket sich Südost gegen Süd. Lezteres ist ein großer Flekken am Rio das Escravos. Die niedrige Ebbe führet längs den Ufern hin, und die Rükkehr der Flut, in die See.

Groß Sestro ist etwa zwei und eine halbe Meile von Droe Südost. Man entdekket es leicht, vermittelst eines Felsen, der nordwestlich liegt, und eines Einschnittes in der Küste, über dem drei Palmbäume das Land hinauf sind. Die Holländer nennen es Balletjeshoek nach einem Schwarzen, der sich vormals hier aufgehalten.

Die Franzosen von Dieppe nannten diese Stadt vor Zeiten Sestro-Paris, wegen ihrer Größe, da es eine von den größten und volkreichsten Städten in Guinea ist. Sie hatten hier eine Faktorei wegen des guineischen Pfeffers und Elfenbeins angelegt, welches beides im Ueberflusse zu bekommen ist, und dieses lange zuvor, ehe der ostindische Pfeffer in Europa bekannt war. Als aber die Portugiesen die Prinzen-Insel erobert hatten, so bemächtigten sie sich aller Theile von Guinea, legten daselbst Faktoreien an, und vertrieben die Franzosen. *)

So wie dieser Ort groß Paris genannt wird: so heißt klein Sestro, etliche Seemeilen weiter

*) Dies bezieht sich nämlich auf die Behauptung, die Handelsleute aus der Normandie hätten schon im 14ten Jahrhundert Niederlassungen auf dieser Küste gehabt.

klein Paris. Dieses leztere hat Barbot ohnweit Rio Sextos gesezzet, wie wir oben bemerket haben. Diese Namen groß und klein Paris, sagt Des Marchais, sind Beweise, daß sich die Franzosen vor Zeiten hier gesezt hatten. Im Jahre 1366 legten die Diepper Kaufleute eine Faktorei zu groß Sestro an, ohnweit welcher die Schwarzen eine so grosse Stadt bauten, so daß die Normänner selbige groß Paris nannten. Die Einwohner behalten immer noch ihre alte Liebe für die Franzosen.

Von groß Sestro bis zum Flekken Goyava oder Goyane sind drei und eine halbe Seemeile, und von da bis zu Garwai überall niedrig Land, und noch zwei Seemeilen nach dem Vorgebirge das Palmas. Goyava ist an einem runden Berge tief ins Land hinein kenntlich; wie auch an einem Flusse, der für Schaluppen nicht schiffbar ist, und längs der Küste im Lande läuft. Er heißt Rio de St. Clemente. Auf der Südseite ist ein kleines Dorf, wo man gut Wasser, Elfenbein und guineischen Pfeffer findet.

Cabo das Palmas oder das Palmenvorgebirge, hat seinen Namen von den Palmbäumen, die man an den meisten Orten sieht, besonders ohnweit des Ufers, und auf den beiden Hügeln, die das Vorgebirg bilden, das genau unter dem vierten Grad fünfzig Minuten nordlicher Breite liegt.

Hinter dem Vorgebirge ist eine Vertiefung in

der Küste, die den Schiffen eine gute Zuflucht wider die Südwinde giebt. Etwa eine Seemeile davon, ostwärts befindet sich gleich am Ufer eine große Klippe, und von der Spizze strekket sich eine Reihe Sandbänke oder kleiner Klippen, die dem Wasser gleich sind, eine Meile in die See, Südsüdost, wo vor Zeiten Schiffe gescheitert sind. Auch ist eine niedere Bank zwei Seemeilen weiter in die See, um welche die Flut sehr stark nach Osten, in neun bis zehn Faden Wasser streicht.

Zwei Seemeilen von dem Vorgebirge liegt **Growa**, wo sich die Pfefferküste ostwärts endigt.

Wir wollen dieser Beschreibung der **Malaghettaküste** und der **Haven** längs derselben, eine Nachricht von dem Boden und den Einwohnern beifügen. —

Das Klima ist nicht gesund. Die Dünste aus den häufigen Flüssen und Morästen verursachen bösartige und für die Europäer gefährliche Fieber. Diese ungesunde Luft ist am Palmvorgebirge am schlimmsten, und man empfindet sie bisweilen vier Seemeilen davon in der See; denn bei neblichtem Wetter führet sie einen merklichen Gestank mit sich.

Das Land überhaupt hat einen Ueberfluß an Erbsen, Bohnen, großen Kürbsen, (Pompions), Limonien, Orangen, Bachos, Bananas, und einer Art Nüsse von sehr dikker Schale, und aus

einem runden Stükke ohne eine inwendige Schale, wie die europäischen Nüsse, die sehr angenehm und süße schmekken.

Auch giebt es hier vieles Rindvieh, Ziegen, Schweine, Hüner, und andere Arten von Vögeln, alles sehr wohlfeil. Ihr Palmwein ist vortrefflich, wie auch die Datteln, die sie sehr gern essen.

Die vornehmste Waare aber auf der Küste ist der **Malaghetta** oder guineische Pfeffer, den man in Menge und wohlfeil hat.

Nach **Barbots** Anzeige heißen ihn die Schwarzen von Sestro **Waizangzag**, und die von dem Palmeuvorgebirge **Emaneghetta**.

Einige Schriftsteller, besonders **Lemery** und **Pomey** behaupten, der **Malaghetta** habe seinen Namen von **Melega**, einer afrikanischen Stadt, von da er zuerst nach Frankreich gekommen sei. Sie melden aber nicht, wo diese Stadt liegt.

Die Malagettapflanze wird nach der Güte des Bodens stark genug, sich als ein kleiner Baum selbst zu erhalten. Wenn es ihr daran mangelt; so bleibt sie ein kriechender Strauch, wofern sie nicht gestüzt wird, oder sich an einen Baum halten kann, da sie denn, wie Epheu, den ganzen Stamm bedekt. Wenn sie längs dem Boden hinkriecht, so

sind die Körner größer, aber nicht so gut. Denn je höher ihre Aeste der Luft ausgesezt sind, desto trokner und kleiner ist die Frucht, und zugleich hizziger und von schärferm Geschmakke, mit allen Eigenschaften des Pfeffers.

Die Blätter des Malaghetta sind zweimal so lang, als breit, und am Ende schmal. Sie sind glatt, und haben in der Regenzeit ein angenehmes Grün, nach welcher sie verwelken, und ihre Farbe verlieren. Wenn man ein Blatt zwischen den Fingern reibt, so gibt es einen Würznelkengeruch, und das Aeußere der Aeste thut eben dergleichen. Von dem Untertheile der Blätter wachsen kleine gekrümmte Fäden heraus, womit sie sich an den Baum oder Stok, den man für sie eingestekt hat, halten.

Die Blüthe kann nicht wohl beschrieben werden, weil sie in eine Zeit fällt, da kein Handel auf der Küste ist. Indessen ist gewiß, daß die Pflanze blühet, und auf ihre Blumen Früchte folgen, die wie ekkigte Feigen aussehen, und nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens und der Lage von verschiedener Größe werden. Das äusserliche besteht aus einer dünnen Haut, die troknet, und sehr brüchig wird. Insgemein hat sie eine dunkle röthlichte Farbe. Die Schwarzen sagen, sie sey giftig.

In dieser Haut liegen die Samenkörnchen ordentlich und dicht beisammen, und sind nur durch

ein dünnes Häutchen abgetheilt, das sich in zarte Fä-
den von einem scharfen beissenden Geschmaks, wie
Ingwer verwandelt.

Diese Körner sind von der Größe des Hanf-
saamens, fast rund, doch etwas ekkicht, vor der
Reife röthlich, welche Farbe bei der Reife dunk-
ler, und wenn sie gewaschen worden sind, schwarz
wird; in dieser Beschaffenheit pakket man sie ein.
Dieses Befeuchten erreget eine Gährung, und
schwächet die Kraft sehr. Der Geschmak müßte
beissend und scharf, wie der indianische Pfeffer seyn,
wenn er wohl abgehen sollte.

Barbot sagt, die Frucht sei fast eyrund,
aber am Ende zugespizt. Die Schaale ist dünne,
anfangs grün, und wenn sie getroknet ist, von
schöner Scharlachfarbe, etwa so groß, als eine
Feige, und weich, weil sie von keinem Fleische
ausgefüllt wird. Darinn aber liegt der Malag-
hetta in vier oder fünf Reihen mit einem weißen
Häutchen bedekt, das auch jedes Korn von dem
andern absondert. Diese Körner sind weiß, sehr
scharf, und beißen stärker, als der hizzigste
Pfeffer.

Vor der Reife sind sie roth, und von einem
angenehmen Geschmakke. Die besten haben eine
Kastanienfarbe, sind groß, schwer und sehr glatt.
Die Schwarzen sind am kleinsten. Auf das Schiff
werden sie grün geschafft, und erhalten ihre Farbe
am Borde. Der Saame ist weder so groß, noch

so rund, als der indianische Pfeffer, sondern hat verschiedene Ekken. Die Stengel schmekken fast wie Nelken. Eine andere Art Malaghetta wächst wie großblätterichtes Gras. Der, den man vom Mittel des Wintermonats bis in den Merz kaufet, ist sicherlich ein Jahr alt; denn der neue fängt an im Januar Knospen zu treiben.

Wenn die Blätter endlich schwarz werden, so sammelt man die Frucht. Diese wird getroknet, und im Lande gegen Waaren umgesezt, damit sie viel gewinnen. Man hat diese Samen in Frankreich und andern Theilen von Europa lange statt des Pfeffers gebraucht, besonders wenn der leztere theuer ist. Die Krämer verfälschen auch öfters damit den indischen Pfeffer.

Der Malaghetta am Rio Sestro wächst auf einem Strauche, und ist der größte in dieser Gegend der Pfefferküste. Die Büsche stehen so dicht beisammen, daß sie an einigen Orten zu Sestro wie Dikkigt oder kleines Gehölze aussehen.

Bosman sagt, außer dem Malaghetta, den Paradieskörnern, oder dem guineischen Pfeffer, wachse noch eine Frucht auf Gesträuchen, die am Geschmake und Gestalt den Kardamomen gleiche, und nach seinen Gedanken mit ihnen einerlei ist. Er bemerket auch, daß der Pfeffer zu Benin und tiefer im Lande, dem ostindischen gleich ist.

Die lezte Art von Pfeffer, die hier Pimento heißt,

heißt, und in Europa spanischer Pfeffer genannt wird, wächst häufig auf Sträuchen, die fast von eben der Größe, aber doch etwas niedriger sind, als die Johannisbeersträucher. Es gibt hier zwei Arten, große und kleine. Beide sind anfänglich grün, und die ersten werden roth und schwarz. Die leztern schön roth. Sie sehen sehr angenehm aus. Die Frucht ist viel hizziger, als der gemeine schwarze Pfeffer, besonders die kleine Art, die nicht den vierten Theil so groß, als die andere ist, obgleich ihr Baum sechsmal so hoch ist, und sich weiter ausbreitet. Man hält den **Piement** in Weineßig, oder noch besser Limoniensaft gebeizt, für sehr gesund, und gut für den Magen.

Sonst pflegten die Holländer eine große Menge, und ganze Schiffsladungen jährlich auszuführen; jezt aber wird er nicht so stark gesucht. **Barbot** bekam dreihundert Pfund davon zu Sestro für eine Eisenstange, die fünf Schillinge werth war.

Weil man diese Art Pfeffer jezt wenig in Europa braucht, so ist der Handel damit nicht wichtig. Die meisten Schiffe, welche jährlich hieher kommen, suchen vornehmlich Elefantenzähne, von denen die Engländer und Holländer das meiste nehmen.

Marmol *) sagt, vor Ankunft der Por-

*) In seiner Beschreibung von Afrika, im 23sten Kapitel.

tugiesen wären die Kaufleute aus der Barberei queer durch das veste Land hieher gereiset, um diesen Pfeffer zu holen, und aus der Barbarei wäre er dann nach Italien geschafft, und, weil man seinen Ursprung nicht gewußt, daselbst Paradieskörner genannt worden.

Die Negern auf der Pfefferküste sind sehr unmäßig, und außerordentlich wollüstig, reden auch allezeit von ihren Ausschweifungen. Einige dieser schändlichen Kerle pralten, wie erzählt wird, damit, daß sie ihre Weiber ihren eigenen Söhnen preis gegeben; und wenn man sie wegen eines solchen viehischen Verfahrens bestraft, so lachen sie darüber, und sagen, es sei nur eine Kleinigkeit. Sie stehlen sehr gern, und nehmen auf den Schiffen Eßwaaren und Güter, ja rostige Messer, zerbrochene Nägel, und kurz, alles, was ihnen im Wege liegt. Im Betteln um ihr Daschi sind sie unerträglich.

Ihre Sprache ist beinahe gar nicht zu verstehen, und aller Handel wird durch Zeichen geführet. Meistens sind sie von guter Leibesgestalt und wohl gebildet. Sie tragen nur ein Stük Zeuch um die Mitte des Leibes, und viele haben Brüche. Barbot sah einen, dessen Bruch so groß war, daß ihm der Hodenbeutel auf die Knie herunterhieng.

Sie sind daher sehr stark und arbeitsam. Wenn ihrer einige aus verschiedenen Oertern

an Bord eines Schiffes zusammen kommen, so fassen sie einander bei den Schultern an, und sagen: Towa — lassen darauf die Hände bis an die Ellbogen sinken, und sprechen: Towa; nehmen darauf einer des andern Finger, wie die zu Sestro, schnappen damit, und sagen: Enfanemate, enfanemate; das ist: Mein Freund, wie befindest du dich?

Sie haben sehr gute Grobschmiede, welche Gewehr, Messer und dergleichen zu härten und zu verfertigen wissen. Andere machen sehr gute Kähne von verschiedener Größe. Sie wissen auch ihr Feld zum Reiß, Hirse und Malaghetta wohl zu bestellen, und dieses ist ihr vornehmster Unterhalt und Handel.

Ihre Taba oder Taba Seyle, bei andern Fabo Seyle, das ist, ihre Könige, herrschen sehr unumschränkt über das Volk, das ihnen viel Unterthänigkeit bezeuget, und zeigen sich öffentlich, allemal mit vieler Pracht.

Es sind grobe Heiden, die ihre Grigris und Fetische, auch Todte anbeten, und sie um ein ruhiges und heiliges Leben in dieser Welt bitten. Sie grüßen den Neumond mit Gesängen, Spielen und Tänzen, und sind der Zauberei sehr ergeben.

Die beste Zeit zum Handel auf der Küste, der am bequemsten mit kleinen Schiffen geführet

wird, ist im Hornung, März und April. Die Südsüdostwinde fangen auf der Küste im Mai an zu wehen, und bringen die **Tornados**, stürmisch Wetter und heftigen Regen mit, welchen ordentlich Blizzen und schreklicher Donner begleiten.

VI.

Kurze Beschreibung der inneren Länder zwischen dem Sierraleonaflusse und dem Rio Sestro.

Die ganze Landstrekke im Innern zwischen Sierra Leona und dem Flusse Sestro besteht aus mehreren Ländern und Staaten, von welchen folgende die vornehmsten sind. Nämlich die Landschaften **Bulm**, **Silm-Quilliga**, **Quoscha**, **Hondo**, **Gala**, **Karadabo**, **Galivey**, **Folschia**, **Quabo**, und andere mehr. Zu jedem dieser Namen sezt man insgemein **Monow** oder **Berkoma**. **Monu** oder **Monow** heißt Volk, und **Berkoma** heißt Land.

In der Beschreibung von **Sierra Leona** ist schon einige Nachricht von **Bulm** ertheilt worden. Dieses Land liegt am Meer, unweit des Flusses **Selbare**, oder **Scherbero**, den die Portugiesen auch den **Rio das Palmas** nennen. Etwa sechzig Meilen hinauf liegt die Stadt **Baga**, **Bagas** oder **Bogas**, wo sich der Fürst aufhält, und wohin die Engländer wegen des rothen Holzes handeln.

Nach **Dappers** Beschreibung liegt vierzig Meilen von Südost **Silm**, wo man verschiedene Städte antrifft, die am Flusse liegen. Unter

denselben ist die Stadt Quanamora, welche fünftausend Familien, ein treuloses Volk, enthält.

Der Selbore oder Scherbero, welcher der Hauptfluß des Landes ist, theilt sich gegen seine Mündung in zwei Arme, von denen einer westwärts läuft, und von den Einwohnern Torro; der andere aber, der südwärts geht, von den Portugiesen Rio de St. Anna genannt wird. Torro hat zwei bis dreimal des Jahrs nur wenig Wasser, und kann wegen der vielen Inseln in seinem Kanal nur von Booten beschifft werden. Die Insel, welche bei den Engländern Scherbero heißt, nennen die Portugiesen wegen ihrer angenehmen Gebüsche Ferula, oder Farillons. Im lezten Jahrhunderte kannte man es mehr unter dem Namen Massokoy, von dem Prinzen, den der König von Quoscha zu seinem Vizekönig gemacht hatte.

Das Königreich Quilliga liegt unweit des Flusses Maqualbary, welchen die Portugiesen Rio das Galinhas oder Hünerfluß nennen. Ueber selbigem, etwa zweihundert und dreissig Meilen, halten sich die Karadabo Monow auf. Er entspringt in der Landschaft Hondo, welche mehr nordwärts liegt. Alle diese Länder stehen unter dem Könige von Quoscha.

Das Land hineinwärts von Wahkongo, oder dem Vorgebirge Monte, heißt Quoscha. Es wird von zwei verschiedenen Völkern, den Wey

Berkoma, und den Quoscha Berkoma bewohnt, die beide von den Karowern überwunden worden. Die Wey Berkoma sind von den alten Bewohnern des Flusses Mavah und Kape Monte übrig geblieben. Dieses war vor Zeiten eine starke und kriegerische Völkerschaft, die sich bis in das Land von Manow erstrekt, jezt aber nur in einer Hand voll Leute besteht.

Quoscha Berkoma, das ist, das Land Quoscha, erstrekt sich bis an die Provinz Tomwey, und gränzt Nord und Nordost mit den Galas, Wey Galas, Hondo, Ronde Quoschas, Manow, Folschas und Karows oder Karow Monow. Die Galavey sind von den Galaern hergekommen, aber von den Hondoern aus diesem Theile Landes vertrieben, und von den wahren Galaern durch einen großen Wald abgesondert. Der Oberste der Galaer heißt Galla Falli. Dieses Land hat verschiedene Städte und Dörfer, die meistens am Flusse Maguiba liegen. Dieser Fluß, den die erwähnten Städte zieren, ist einer von den vier vortreflichen Flüssen, die Quoscha bewässern. Die drei andern sind Mavah, Plizoge, und Menoh oder Aquada.

Die Landschaft Hondo liegt etwas nordlich von Galavey. Sie ist in vier Fürstenthümer, Massillagh, Dedowanh, Dangurro und Dandi getheilt, davon die Oberhäupter durch den König von Quoscha ernannt werden. Sie haben alle glei-

ches Ansehen, und bezahlen ihm jährlich etwas durch Gesandten, in Geschenken von metallenen Kesseln, Bekken, Quaquazeuchen, rothem Zeuch und Salz.

Die **Konde Quoschaer**, das ist, die hohen Quoschaer, sind Nachbarn der **Honde Monow**, und in der Sprache von den **Quoschaern** unterschieden.

Die Länder der **Folschas** und **Monow** werden durch die Flüsse **Junko** und **Arvoredo** gewässert, welche die **Folschas** von den **Karow Monow** absondern, ob schon der König der **Karow** im Lande der **Folschas** wohnt, seitdem sie sich vereinigt haben, welches wir nebst ihren Siegen über die andern Völkerschaften gleich erzählen wollen.

Die **Folschas** sind dem Kaiser von **Manow** oder **Manoe** unterworfen, wie die **Quoschaer** ihnen. Die Herrschaften dieses Kaisers von **Manoe** erstrekken sich in verschiedene benachbarte Länder, die ihm jährlich Tribut bezahlen, welcher in Sklaven, Eisenstangen, Zeuchen und dergleichen, besteht. Zum Zeichen seiner Gewogenheit beschenkt er sie mit Quaquazeuchen, welches die **Folschas** auch den **Quoschaern** thun, wenn diese ihren Tribut geben; und die **Quoschaer** geben ebenfalls solche Artikel den Königen von **Bulm** und **Hondo** aus den nämlichen Ursachen.

Die **Folschas** sowohl als die **Bulm** und **Silm**,

nennen die Unterthanen dieses Kaisers Mendi, das ist, Herren; und die Quoschaer Mendi Monow, das ist, das Volk des Herrn. Sie thun dieses, um sich selbst desto mehr zu ehren, weil sie ihm zinsbar sind. Dabei aber hat jeder von diesen kleinen Königen eine unumschränkte Gewalt in seinem Bezirk, und kann ohne Einwilligung des Kaisers, oder eines andern, von dem er zu Lehn geht, Krieg führen, und Friede machen.

Es ist erstaunlich, daß ein so kleines und wenig bevölkertes Land, als Manow ist, sich so viele andere unterwürfig gemacht hat, und noch immer sein Ansehen über sie alle erhält, besonders über die zahlreichen Folschas. Man muß dieses eigentlich der guten Staatseinrichtung der Manower und der Lage der Länder zuschreiben, die von einander abgesondert liegen.

Die Quabi Manower wohnen am Flusse Sestro. Sie wurden vormals vom Flausire, dem König der Folschas, unterjocht, haben aber seit dem sich wieder in die alten Umstände gesezt, und sind dem Kaiser von Manow allein unterwürfig.

Die Pflanzen, Thiere und so ferner sind hier, besonders im Lande der Quoschaer, die nämlichen, wie wir sie in der vorigen Abtheilung der Küste beschrieben haben. Es befinden sich um das Vorgebirge Monte und die Flüsse Maquiba und Mavah häufige Flußpferde. An dem ersten Or-

te heißt man sie Raumach, und an dem leztern Ker Ramonow. An dem leztern Fluß gibt es noch ein anderes Thier so groß wie ein Pferd, braun von Farbe, mit weißen Streifen, einem langen Halse, kurzem Leibe, kleinen Füßen und Hörnern, wie ein Stier. Die Priester und Beschwörer blasen auf diesen Hörnern, wenn sie beschwören, oder dem Volk etwas ankündigen, und halten sie sehr hoch; welches anzeigt, daß das Thier nicht gemein ist. Es ist auch sehr schnell und leicht, und thut Sázze, wie ein Rehbok. (Eine Antelope.)

Das Silla Vandoch ist so groß, wie ein Hirsch, gelblicht, mit weißen Querstreifen. Die Hörner sind etwa zwölf Zoll lang, und jedes hat ein Loch, wodurch das Thier Athem holt. Es ist schneller, als ein Hirsch. (Ebenfalls.)

Stachelschweine, welche man hier Quinscha nennt, gibt es große und kleine. Die erste Art ist von der Größe eines Schweins, und über und über voll dikker, langer, hartgespizter Stacheln, die schwarz und weiß gestreift sind, und in gleichen Weiten von einander stehen. Sie beißen alle Stökke entzwei; und wenn man sie in einem Käficht von Holz verwahrt, so fressen sie sich durch. Sie haben das Herz, die gefährlichste Schlange anzufallen. Es ist vollkommen einerlei Thier mit dem Zanta der Barbarei. Man hält das Fleisch unter den Negern für eine gute Speise.

Das Quogelo oder Kuoggelo ist ein Schuppenthier. *)

Geier, Adler und Falken gibt es hier von viererlei Art. Der Kquolant-ja hält sich auf den höchsten Bäumen auf, und raubt Affen. Der Kquolant-ja-kloeo hat sehr gekrümmte Klauen, und lebt von Fischen in den Moråsten und Teichen. Der Simbi, welcher sich von Vögeln nährt. Der Poy, der wie die zweite Art mit Klauen versehen ist, sich an den Küsten aufhält, und von Krabben und andern schalichten Meerthieren lebt. **)

Es gibt hier viele blaue Papagaien mit rothen Schwänzen; man heißt sie Wosaey-i. Der Komma ist ein sehr schöner Vogel, hat einen grünen Hals, rothe Schwingen, schwarzen Schwanz, gekrümmten Schnabel und Papagaiklauen.

Der Klosi-fow-kegbossi ist etwa von der Größe eines Sperberfalkens, mit schwarzen Federn. Die Negern sehen ihn als einen Vogel an, der Vorbedeutungen angibt, und erzählen viele ausschweifende Mährchen von ihm. Wenn sie ihn auf der Reise sehen, oder singen hören: so kehren sie zurük; und wenn einer plözlich stirbt: so sagen sie, der Kegbossi habe ihn getödtet. Er frißt Ameisen.

---

*) Manis. Linn. M. s. die weiter unten folgende Beschreibung.

**) M. s. im V. B. d. W. S. 179.

Der **Fanton**, von der Grösse einer Lerche, ist auch ein Vorbedeutungsvogel. Wenn diese kleine Kreatur auf Sträuchern sizt, wo ein Thier verborgen ist, so singt sie bei Annäherung der Jäger laut; und wenn ihr diese antworten: **Fonton kerre: wir wollen folgen**; so fliegt sie gegen das verstekte Thier, und zeigt es richtig an.

Die **Lele** oder Schwalbe ist von zweierlei Arten. Die Tagschwalbe, **Lele Atterema**, und die Nachtschwalbe, **Lele Serena**. Das lezte ist die Fledermaus. Die Fledermaus, Namens **Tonga**, ist sehr groß wie eine Turteltaube, und wird als eine wohlschmekkende Speise gegessen. Die Bäume sind von ihnen so voll, daß sie von der Last brechen.

Ein kleiner Vogel, wie ein Sperling, macht nach und nach mit seinem Schnabel ein Loch in die Bäume, um daselbst zu nisten, und zu hekken.

Der **Ofonsu** ist eine Art Raben von schwarzem Leibe und weißem Halse. Er baut sein Nest auf Bäumen mit Zweigen und Erde. Die Negern sagen, die Weibchen rissen sich, wenn sie brüten wollen, ihre Federn aus, ihre Brut zu bedekken; und der Hahn brächte ihnen so lang Futter, bis sie sich selbst versorgen könnten.

Es gibt hier dreierlei Arten von **Papu**, oder Turteltauben, die **Bellendo**, die doppelte Kronen haben, die **Ramby**, mit kahlen Köpfen, und die **Duedue**, deren Leib schwarz und weiß gesprenkelt, und der Hals ganz weiß ist.

Kraniche sind hier, die man Sigua nennt. Der Dorro ist ein grosser Vogel, der in den Morästen und Flüssen Fische aufsucht.

Der Jouwa, in der Grösse einer Lerche, legt gewöhnlich seine Eier in gebahnte Wege und Strassen. Die Negern glauben, wenn sie Jemand zerbräche, so würden dessen Kinder bald sterben. Sie essen alle vorerwähnte Vögel, diesen lezten, den Fonton und Regbossi ausgenommen, die heilig sind.

Es gibt vielerlei Fische längs dieser Küste. Der Ritter Des Marchais traf einen von wunderbarer Gestalt auf dieser Seite des Vorgebirges an, der allen auf dem Schiffe unbekannt war. Er hatte etwa acht Fuss vom Kopfe bis an den Schwanz in der Länge, anderthalb Fuss in der Dikke, und fünfthalb im Umkreis; aber keine Schuppen. Die Haut war dik, hart und rauh, wie bei dem Haifische. *)

Eben derselbe redet von einem Fische, der unweit des Vorgebirges gefangen worden; er nennt ihn einen Seehahn. Dieser Fisch war etwa zehn Fuss lang, und fünfe im Umkreis. Erst hielten sie ihn für einen Blaser oder Grampus, weil er ein Luftloch auf dem Kopfe hatte, und dadurch einen starken Wasserstral ausblies. Auf dem Rükken hatte er eine grosse Finne, und

---

*) M. s. im VIII. B. d. W. S. 252.

zwei von eben der Größe unter den Fischohren. Der Schwanz war groß, ausgezakt, dik und stark, das Auge voll, groß, roth und lebhaft, die Fischohren groß, mit drei Oeffnungen auf jeder Seite, wie falsche Fischohren; der Mund weit, und mit kleinen Zähnen bewaffnet, die dicht beisammen, und scharf waren; überdieß noch ein Rüssel, etwa zwanzig Zoll lang, der in zwei Theile getheilt, von dem obern und untern Kinnbakken heraus gieng. Dieser Rüssel oder Schnabel war hart und beinigt, mit Knorpeln umgeben, und mit einer rauhen Haut wie Chagrin bedekt, die so hart, als die Haut des grauen Haifisches war. Eine Haut von ähnlicher Art bedekte seinen ganzen Körper. Sein Fleisch war dem Seepferde ähnlich, sehr fett, mit magerm vermischt, und wohlschmekkend. —

Das Meer bei dem Vorgebirge **Mesurado** bringt einige seltsame Fische hervor, von denen Des **Marchais** zwei beschreibt. Der erste war von der Schnauze bis ans Ende des Schwanzes fünfzehn oder achtzehn Zoll lang, vom Bauche bis auf den Rükken sieben oder acht dik, und etwa fünfe von einer Seite auf die andere. Seine Schnauze war kurz, sein Mund nicht allzuweit, und mit scharfen und starken Zähnen besezt. Er fiel begierig an den Angel. Ueber dem Munde hatte er zwei Nasenlöcher, und auf jeder Seite eine Erhöhung, wie eine Nase. Seine Augen

waren das seltsamste an ihm. Sie standen weit hinter seinem Munde, am Anfange des Rükkens. Sie waren rund, groß, roth und lebhaft, und jedes mit einem Augenliede bedekt, welche in beständiger Bewegung zu seyn schienen. Diese Augen waren im Mittel eines Sternes von sechs Stralen, drei oder vier Zoll lang, bei dem Ort, wo sie in die Augen giengen, so groß, als eine Gänsefeder, und mit einer dumpfen Spizze an dem Ende. Sie bestanden aus harten Knorpeln, die wie des Wallfisches seine biegsam waren.

Dieser Fisch hat vom Kopfe bis zum Schwanze nur einen Wirbelknochen mit Ribben, die etwa halb in die Seiten herunter gehen. Er hat fünf Schlizze, wie kleine Fischohren, nebst zwei größern, die wie Menschenohren gestaltet, aber nicht zugespizt sind. Am Ende eines jeden grossen Schlizzes ist eine Finne, deren äußerste Schärfe sich in scharfe Spizzen, wie die Flügel der Fledermaus, theilen. Längs seines Rükkens hatte er eine große Finne, in zwei Theile getheilt, von denen der erste etwa sechs bis sieben Zoll lang, beide aber sehr zakkicht nnd scharf gespizt waren. Die Zakken der ersten Abtheilungen waren am kürzesten, und der eine niedriger als die andern, die von dem zweiten Theil nahmen nach und nach bis an den Schwanz ab. Dieser Schwanz war groß, aus zwei Theilen zusammengesezt, davon

der zunächst am Leibe fleischicht war, und sich in eine Finne, wie die auf dem Rükken, endigte. Unter dem Leibe hatte er zwei solche Finnen. Er ist ohne Schuppen, aber mit einer gelben schwarzgesprenkelten Haut bedekt, die so eben, glatt, dik und stark ist, als Pergament. Das Fleisch ist weiß, fett, stark, und sehr schmakhaft. Die größten sind nicht über sechs bis sieben Pfund schwer.

Der zweite, welcher in Menge um dieses Vorgebirge herum, und in den nahen Flüssen zu finden ist, übertrifft den ersten sehr an Größe; einige waren zwei Fuß lang, und wogen fünfzehn bis achtzehn Pfund. Der Kopf war an seinem breitesten Theil etwa einen Fuß hoch; denn er hatte eine länglichtrunde Gestalt. Er glich sehr einer alten Frau mit einer großen Nase, runden Naselöchern, breiter Oberlippe, großem Mund, und übelgesezten Zähnen. Das Kinn ragte mit einer merklichen Vertiefung dazwischen und zwischen dem Munde hervor. Die Haut fiel auf jeder Seite unter das Kinn herunter, machte ein doppeltes Kinn, und vereinigte sich an der Brust. Die Augen sind rund, groß und roth, die Fischohren breit, und jede von einer Finne, wie ein Fledermausflügel, bedekt. Der Körper ist rund, und nimmt nach und nach bis an den Schwanz ab, wo er flach wird, und sich in eine Finne, wie die an den Fischohren, endigt. Nahe beim Schwanze hat er zwei ähnliche

Finnen,

Finnen, eine auf dem Rükken, die andere am Leib, jede etwa acht Zoll lang. Die Haut ist braun, rauh und ohne Flekken, über und über mit Stacheln, von drei bis vier Zoll lang, besezt, die so hart wie Horn sind, und ohne einige Erhebung an der Wurzel, aus der Haut heraus wachsen. Er bewegt diese Stacheln nach Gefallen, und man sagt, die Verwundung davon wäre gefärlich, während das Thier noch lebte. Er schwimmt sehr schnell. Die Negern ziehen diesen Fisch ab, richten ihn zu, und finden das Fleisch vortrefflich. Er lebt von Kräutern, Krabben und kleinen Fischen.

VII.

Etwas aus der Geschichte der Karauer und Folschaer. *)

Als die Karauer die Gegend am Rio Junko und Aquado bewohnten, so hatten sie immer Streitigkeiten mit den Folschaern, die endlich in offenbare Feindseligkeiten und Kriege ausbrachen, wobei die lezteren den Kürzern zogen. Da sie nun sahen, daß sie ihren Feinden nicht länger widerstehen konnten, so wandten sie sich an einen Zauberer oder Jakehmo **), um sich bei ihm Raths zu erholen, und von ihm zu erfahren, durch

---

*) Dieses gewiß nicht uninteressante Fragment aus der Geschichte dieser Völker findet sich im III. B. der allg. Hist. d. R. 676. u. ff. und ist von den brittischen Herausgebern dieses Werks aus Ogilby's Afrika genommen, welches aber bloß eine Ueberseszung von Dapper's Afrika ist. Aus demselben verbesserte ich dies Bruchstük. Dapper nennt hier seine Quellen nicht. Die Geschichte hat sich wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zugetragen.

**) So sagt Dapper. In der allg. Hist. der R. am angef. Orte heißt es: Der Name des Zauberers sei Jakehmo gewesen.

welches Mittel sie die Karauer überwältigen könnten. Dieser befahl ihnen dann, gesottene Fische mit den Schuppen in ein gewisses stehendes Wasser bei einem Berge in dem Lande der Karauer zu werfen. Diese hielten nämlich jenen See für heilig, und glaubten die ersten ihres Geschlechtes wären vom Himmel herab in denselben gefallen, und opferten deßwegen täglich diesem See und den Fischen darin gleich ihren Fetischen; weil ihnen überdieß verboten war, geschuppte Fische zu essen; so mußten sie dann den See als entheiligt ansehen, und um den Thäter zu erforschen und zu bestrafen, mußten, so sah es der Herenmeister voraus, Uneinigkeiten unter ihnen entstehen, die sie am Ende aufrieben. Die Folschaer befolgten seinen Rath pünktlich; die List gelang; es entstanden heftige Zwistigkeiten unter den Karauern, und sie schwächten sich durch innerliche Kriege, wobei die Folschaer ihren Vortheil ersahen, sie angriffen, schlugen, und ihren Fürsten Sokwalla niedermachten, dessen Sohn Flonikerri, nebst den übergebliebenen Karauern sich den Siegern unterwarf. Die Folschaer, welche die Tapferkeit, den Muth, die Hochherzigkeit und den unbiegsamen Freiheitssinn der Karauer kannten, machten diese nicht zu Sklaven, sondern behandelten sie wie ihre eigenen Landsleute, giengen wie Brüder mit ihnen um, und erwarben sich dadurch ihre Liebe. Auch heurathete Flanschire, der König der Folschaer, die Wawalla, Schwester des Flonikerri, der

seinem Vater in der Regierung über die Karauer nachfolgte.

Um diese Zeit fieng das Volk von **Guabe-Monu**, das am Flusse Sesto wohnte, mit den Folschaern einen Streit an, der in einen offenbaren Krieg ausbrach. **Flanschire** machte seinen Schwager zum General der Folschaer und schikte ihn, die Feinde zu bekriegen; nach einem hartnäkkigen Widerstande derselben richtete er unter ihnen eine große Niederlage an, und eroberte ihr Land.

Während dieses Kriegs starb **Mendimo**, König von **Manu**, dem die **Folschaer** zinsbar waren, und, da man muthmaßte, er sei an Gift gestorben, so stellte man, der Gewohnheit nach, eine Untersuchung wegen seines Todes an. *) Da man aber nichts erforschen konnte, so ward sein Bruder **Manimassa**, der bei dem Volke verhaßt war, genöthigt, den **Quoni**, oder Reinigungstrank zu trinken, und ob er ihn gleich ohne Schaden wieder von sich gab, so wollten sie ihn doch nicht für ihren Oberherrn anerkennen; sondern beschlossen, die Sache noch weiter zu treiben und die Zauberer deßhalb zu fragen. **Manimassah** ward über diese neue Beleidigung heftig aufgebracht, und sagte ihnen: „Nie werde ich diese Beschimpfung

---

*) Dies stimmt mit dem überein, was im VII. B. d. W. S. 116. von den Bewohnern von Sierraleona gesagt worden ist.

von meinen rechtmässigen Unterthanen ertragen, und will lieber mit meinen Freunden in einem fremden Lande Schuz suchen, wohin die Geister meiner Vorfahren mich geleiten werden!" — Er hielt Wort, verließ sein Vaterland und zog gegen Norden, in das Land Gata *), wo ein einfältiges Volk wohnte, das kein Oberhaupt hatte. — Sein Betragen und die Ehrerbietung, die sein Gefolg ihm erwieß, machte so vielen Eindruk auf das rohe Volk, daß es ihn bald zum Könige erwählte, und ihm nach seinem Verlangen eine Abgabe in Feldfrüchten und Wildpret entrichtete. So weit brachte er es in der Unterwürfigkeit. Aber das rohe, unwissende Volk begegnete ihm mit so wenig Ehrfurcht, und zeigte so wenig sklavische Unterthänigkeit, daß er bald sich wieder hinweg und zum **Flanschire**, dem Könige der Folschaer, begab, dessen Tochter er geheirathet hatte, um diesen zu bewegen, daß er mit seiner Macht ihm bei-

*) Da die Gallaer in Ostafrika und Habessinien ein Zweig der Schaggaer oder Dschager sind, welche nach ihrer eigenen Aussage in der ersten Hälfte des 16den Jahrhunderts (um welche Zeit auch die Gallaer zuerst in Habessinien erschienen) aus der Gegend von Sierraleona ausgewandert sind, so möchte wohl, der Aehnlichkeit des Namens zu Folge, dieses Gala das Stammland der Gallaer seyn. (M. s. den Anhang zur deutschen Uebersezzung von Proyart. — In der Folge weiter davon!)

stände, und die **Galaer** zu der gewünschten Unterwürfigkeit brächte. **Flanschire** willfahrte ihm gern und schikte den **Floniferri** mit einem Kriegsheere ab, mit welchem er das Land **Gala** in kurzem eroberte, und den **Manimassah** in die uneingeschränkte Herrschaft darüber einsezte.

Floniferri dachte nun auch auf Eroberungen für sich selbst. Sein Neffe **Fesiah**, hatte ihm oft die Schönheit des Landes **Wey=Berkoma**, am Vorgebirge **Monte**, wo er gewesen war, gerühmt, und ihn zugleich versichert, daß es sehr leicht zu erobern wäre. **Floniferri**, der schon lange vorher von dem König einige Länder gesucht hatte, um sich daselbst mit seinen Karauern als ein ihm zinsbarer Vasall niderzulassen, bat nun um Erlaubniß, das Land **Wey=Berkoma** in dieser Absicht zu erobern. Nach langen Berathschlagungen ward ihm diese Bitte gewährt, und **Floniferri** zog mit seinen **Karauern** und einer starken Macht von Folschaern, die sein Schwager, der König, ihm zugegeben hatte, auf das Abentheuer aus.

Sobald sie bei dem Vorgebirge **Monte** auf der Südseite der Stadt **Tombi** angelangt waren, fielen sie die **Wey=Monu** (oder Leute von **Wey=Berkoma**) an, die zahlreich und tapfer, und daher nicht so leicht zu überwältigen waren. Weil aber ihre Waffen nur in Wurfspießen und Streitkolben bestanden, die **Karauer** hingegen mit vergifteten Pfeilen schossen, von welchen jede Wunde

tödtlich war, so wurden sie endlich durch die beständigen Anfälle und den Verlust an Mannschaft so ermüdet, daß sie sich zu unterwerfen entschlossen, und daher ganz demüthig nach **Quolm**, zu dem verschanzten Lager der **Karauer**, am Flusse **Plizoge**, etwas ostwärts von **Tombi**, kamen, und um Gnade flehten. **Floniferri** ertheilte sie ihnen willig, worauf sie sich der Landessitte nach, auf ihre Angesichter niederwerfen mußten, und der Sieger gieng über sie hin. Hierauf schlossen sie einen Bund mit einander, dessen feierliche Bekräftigung in folgender Zeremonie bestand. Die Sieger und die Besiegten tranken etwas Blut von Hünern, welche in ihrer aller Gegenwart geschlachtet wurden. Diese kochte man nachher und ihr Fleisch ward gegessen. Die Knochen aber wurden zum ewigen Andenken aufgehoben, damit man durch die Vorzeigung derselben denjenigen beschämen könnte, der den Bund brechen würde. Zugleich sollten sie dem Eidbrüchigen zur Erinnerung an die Strafe dienen, welche auf die Verlezzung der Treue folgt. — So waren nun die **Weyer** ganz zum Gehorsam gebracht.

Floniferri ward durch diesen glüklichen Fortgang sehr erfreut, und fieng nun an, seinen Staat gehörig einzurichten, um ihm Dauer zu geben, und durch gütige Behandlung die Herzen der überwundenen **Weyer** ganz an sich zu fesseln. Kaum aber hatte er den Grund dazu gelegt, und die **Karauer**

und **Weyer** brüderlich mit einander vereinigt, so drohte schon schwarzer Undank seinem aufblühenden Staate den Untergang. **Miminiko**, der Sohn des **Manimassah**, Königs von Gala, uneingedenk der grossen Verbindlichkeit, die er und sein Vater gegen den **Flonikerri** haben sollte, zog selbst mit Vorbewußt seines undankbaren Vaters mit einem starken Heere von **Galaern**, gegen seinen Wohlthäter an, um ihn zu bekriegen. Die verbundenen **Karauer** und **Weyer** giengen unter des tapfern **Flonikerri's** Anführung ihren Feinden entgegen. Es kam zu einer Schlacht, und das Heer des **Flonikerri** mußte seiner Tapferkeit ohngeachteit der Uebermacht der zahlreichen Galaer weichen. Als der Held **Flonikerri** sah, daß seine Leute sich zurükziehen mußten, so grub er verzweiflungsvoll mit seinen Händen ein Loch in die Erde, und kniete darein, und schwur, nicht von da zu weichen, bis er siegen oder sterben würde. Er siegte und starb; nach einem langen und hizzigen Gefechte, in welchem er manchen Feind mit Pfeilen und Wurfspiessen erlegt hatte, ward er endlich in seiner Grube getödtet. Sein Tod entflammte auf's neue den Muth seiner Unterthanen; sie erneuerten die Schlacht, um ihres Fürsten Tod zu rächen, mit so vieler Hizze, daß sie bald den Sieg erhielten.

Zillimanko, der Bruder des **Flonikerri**, ward zu dessen Nachfolger erwählt, und benuzte

sogleich den erfochtenen Sieg; er griff des Feindes Lager an, eroberte es, und unterwarf sich auch bei dieser Gelegenheit die Puy=Monu, welche näher am Vorgebirge wohnten. Hierauf rükte er gegen die Quoscha=Monu, oder Quoschaer, welche das Land längs dem Flusse Magwiba oder Rio Novo inne hatten, und sie ergaben sich ohne Widerstand. Auf diese Weise machten sich also die Karauer mit Beistand der Folschaer zu Herren des ganzen Landes, und erhielten den Ruhm eines mächtigen Volkes.

Bald darauf zog Zillimanko nach dem Flusse Maqualbari oder Rio Galhinas, wo er nach einem geringen Widerstande die Quilliga=Monow oder Quilligaer besiegte. Somit endigte Zillimanko seine Eroberungen, und begab sich nach seinem alten Wohnplaz, Tombi, zurük, wo er bald darauf starb. Man muthmaßte, er sei vergiftet worden. Er hinterließ verschiedene Söhne, die aber zur Regierung noch zu jung waren.

Indessen folgte der älteste, Namens Flanschire ihm nach, und sein Vetter Jemmah, seines Vaters Schwester=Sohn, verwaltete das Regiment während seiner Minderjährigkeit. Flanschire erbte seines Vaters und Oheims Tapferkeit, und strebte nach der Erweiterung seines Reichs, sobald er es selbst zu regieren bekam. Er zog mit seiner Kriegesmacht über den Maqualbari oder Hünerfluß, und eroberte das ganze Land westwärts bis

Sierra-Leona, welches er endlich auch bezwang. Alle seine eroberten Länder besezte er mit seinen Kriegsleuten, und über jedes derselben sezte er einen Statthalter, der es unter seiner Oberherrschaft regieren sollte. Ueber das Land am Sierra-leona ward **Randakwalla** — über das Land am Palmenfluß **Selbura** (von welchem der Fluß selbst nachher den Namen **Selbura** oder **Scherbro** erhielt) und über das Land am Hünerflusse **Sitre** zum Statthalter eingesezt.

Als seine Eroberungen solchergestalt gesichert waren, kehrte er nach **Tombi** zurük, wo er mehrere Jahre in Frieden und Ruhe lebte. Endlich kam die Nachricht, **Randakwalla** sei wieder durch **Dogo Falma** aus **Sierra-Leona** vertrieben, und genöthiget worden, nach den **Bananas-Inseln** zu entfliehen. Dieser **Dogo-Falma**, war von **Dogo**, einer Landschaft von **Hondo** gekommen. **Flanschire** schikte sogleich den Herren von Bolm, seinen Vasallen, Geschenke, und Einladung zum Aufgebot mit ihren Völkern, damit sie an einem bestimmten Orte zu seinem Heere stiessen. Weil sie sich aber mit seinem Bruder **Gamma** in eine Beschwörung gegen ihn eingelassen hatten, so verachteten sie seinen Befehl. **Flanschire**, welcher damals nichts von dieser Verbindung wußte, übergab ohne Argwohn seinem Bruder die Regierung in seiner Abwesenheit, und zog mit seinem ältesten Sohne **Flamburre**, nachma-

ligem Könige von Quoscha dem Feinde entgegen. Von dem Hünerflusse gieng er in Kähnen nach den Bananas-Inseln über, nahm daselbst die Leute zu sich, welche von Sierra-Leona dahin geflohen waren, und zog gerade auf Sierra-Leona zu, wo er sein Heer ans Land sezte, und den Krieg gegen Dogo Falma begann.

Dieser Dogo Falma oder eigentlicher Falma von Dogo, war bei dem König von Dogo als Dollmetscher vormals in großen Gnaden gestanden. Weil er aber mit einer von des Königs Weibern Ehebruch getrieben hatte, so ließ der aufgebrachte König, statt ihn sein Verbrechen mit Gold oder Sklaven abkaufen zu lassen, ihm beide Ohren abschneiden, und ihn aus dem Lande jagen. Mit der Zeit vergieng des Königs Zorn, und er ward wieder an den Hof gelassen, wo er aber bald seinen Stolz blikken ließ, und einst die Verwegenheit hatte, dem König zu sagen: „Weil die ungewöhnliche Strafe, die er ihm angethan, ihn bei Allen verspottet und lächerlich mache, so hoffe er, Andere würden, wofern sie dergleichen Verbrechen begiengen, eben so gestraft werden, und drohte, im Fall sein Gesuch abgeschlagen würde, es auf den Straßen und in den Wäldern, den Jannanin und Belli, d. i. den Geistern zu klagen." —

Dieser kühnen Drohung ohngeachtet beschloß der König in einem Rath, daß diese Strafe nicht auch auf Andere erstrekt werden könne. Indessen um

den **Falma** einigermaßen zu beruhigen, ernannte er ihn zum General eines Heers, welches das Land am **Sierra = Leona** wieder erobern sollte, worüber ihm dann der König die Herrschaft einräumen wollte. Er that es, und hielt sich einige Zeit wider den **Flanschire.** Aber dieser König griff endlich mit Hülfe einiger Weißen die Stadt des **Falma** an, ließ den darum gezogenen Wall oder Verhau von Bäumen mit Aexten niederhauen, drang hinein, und stekte den ganzen Ort in Brand. Darauf mußte **Dogo Falma** entfliehen; **Flanschire** verfolgte ihn zwar, konnte ihn aber nicht gefangen bekommen. Sein Sohn **Flamburre** erhielt davon den Titel **Dogo Falma Jondo Mu,** d. i. **Verfolger des Dogo Falma.**

Als **Flanschire** also **Bolmburre** oder das Land am Sierraleona wieder erobert, und den **Kandakwalla** wieder in seine Statthalterschaft eingesezt hatte, so kehrte er mit seinem Heere nach seiner Residenz zurük, erhielt aber unterwegs die fatale Nachricht, daß sein Bruder **Gamma** die ihm in seiner Abwesenheit aufgetragene Regierung sich eigenthümlich angemaßt, alle seine Söhne, die er bekommen konnte, getödtet, und seine Weiber für sich genommen hätte. Dazu kam noch, daß die **Gebbe = Monu**, die um das Vorgebirge **Mesurado** herum wohnen, einen Einfall in **Dowalla** und das Land am Vorgebirge **Monte** gethan, die Stadt verbrannt, und alle Einwohner, welche sie

bekommen konnten, mit in die Sklaverei geführt hatten.

Darauf zog **Flanschire** eilfertigst nach dem Flusse **Maqualbari**, und rief den **Kanu** und die **Jannanin**, d. i. Gott und die Geister auf, zu Richtern zwischen ihm und seinem Bruder, und zur Rache über den, der unrecht hätte —. Darauf gieng er mit seinem Heere über den Fluß, wo **Gamma** seine Residenz genommen hatte, in der Absicht, dem **Flanschire** den Rükweg abzuschneiden. **Flanschire** griff das Heer seines Bruders muthig an, erfocht einen vollkommenen Sieg, und schlug die Rebellen in die Flucht.

Nach dieser Schlacht bezog **Flanschire** mit seinen Truppen ein Lager, um die Bewegungen der Rebellen zu beobachten; unterdessen gieng sein Sohn **Flamburre** mit einer Partie Soldaten in den Wald auf die Jagd, um Affen zu schiessen; da sie nun tief hinein kamen, entdekten sie einige von den Rebellen, welche beschäfftigt waren, eine Leiche hier einzuscharren. Bei ihrem Anblik flohen sie, und hinterließen den Leichnam mit drei gefesselten Sklaven, die bei dem Grabe hätten geopfert werden sollen. Nun sah **Flamburre**, daß diese Leiche der Körper seines aufrührischen Oheims **Gamma** war, welcher, nach dem Berichte der Sklaven in der lezten Schlacht den Lohn seiner Bosheit erhalten hatte. Die Sklaven wurden nun zum **Flanschire** geführt, der sie noch weiter befragte,

und hierauf den Tod seines Widersachers bekannt machen ließ. Mit derselben Nachricht schikte er jene drei Sklaven an die Aufrührer ab, und ließ ihnen Vergebung ihres Verbrechens zusichern, wenn sie sich unterwärfen; sie nahmen diese unerwartete Gnade bereitwillig an, und die Ruhe ward in dem Lande wieder hergestellt.

Hierauf zog König **Flanschire** mit allen seinen Leuten nach dem Vorgebirge **Mesurado**, um die **Gebbe-Monu** zum Gehorsam zu bringen; er schlug sie, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und nachdem er das Land ausgeplündert hatte, kehrte er wieder nach **Tombi** zurük. Hier genoß er nicht lange der Ruhe; denn bald nachher thaten die Negern von **Dogo** einen Einfall in sein Land, um den Verlust des **Falma** zu rächen. **Flanschire** mußte Anfangs, um dem ersten Anfalle zu entgehen, seine Residenz verlassen, und sich nach **Massagh**, einer Insel im Flusse **Plizoge** *) begeben. Als ihn aber der Feind auch dahin mit Flößen verfolgte, und einen unvorsichtigen Angriff wagte, so ersah **Flanschire** den Vortheil, und schlug die **Dogoer** gänzlich, so daß er nun völlig von ihnen befreit war.

Hier endigt sich dies Bruchstük der Negergeschichte!

---

*) Ganz nahe bei dem Vorgebirg **Monte**. — Diese Insel und Fluß findet sich auf der großen Karte bei **Des Marchais**.

VIII.

Nachrichten von den Einwohnern der innern Länder dieser Küste, besonders von den Quoschaern, ihren Sitten, Gebräuchen, Regierungsform und Religion. *)

Die Negern auf der Pfefferküste, insbesondere die Quoschaer, sind ein gutartiges Volk. Sie sind ehrlich, gastfrei, sanftmüthig, freundlich, und gar nicht zur Grausamkeit geneigt; aber als rohe Naturkinder besizzen sie alle Fehler solcher Menschen, die ihre Begierden nicht zu bezähmen wissen. Beide Geschlechter sind daher sehr sinnlich und wollüstig. Sie verkürzen sich durch Ausschweifungen das Leben, und gebrauchen allerlei Mittel, um ihre Geilheit zu befördern. Sie lieben auch starke Getränke sehr, besonders den Branntwein; doch wollen sie nie welchen gegen Elfenbein,

*) Vorzüglich nach Dapper und Barbot. (Allg. Hist. d. Reisen, III. B. S. 620. u. ff.) Dapper scheint hier aus guten holländischen Berichten geschöpft zu haben, ob er gleich keine seiner Quellen nennt, und da wir noch jezt keine ausführlicheren Nachrichten von diesen Ländern und Völkern haben, so mußte ich wol seine Erzählungen hier benuzzen.

sondern nur gegen Lebensmittel einhandeln. Die Weiber sind zum Ehebruche äusserst geneigt, und bedienen sich gewisser aus Kräuter und Baumrinden gemachter Getränke, um wollüstige Begierden zu erregen, und die Kraft der Männer zu stärken. Uebrigens sind diese Negern ziemlich wolgesittet, und von einem guten Umgang, vergießen auch nicht leicht Blut, wenn sie nicht sehr aufgebracht werden.

Sie leben in großer Einigkeit und Freundschaft miteinander, und sind immer bereit, einander im Nothfall mit Kleidern und Lebensmitteln beizustehen, und sich wechselsweise ganz uneigennüzzig auszuhelfen. Ja sie sind so freigebig, daß sie sich untereinander öfters mit allerlei Waaren, ja selbst mit Sklaven, und andern Dingen von Werthe beschenken. Ihre Freigebigkeit geht so weit, daß sie, wann Einer von ihnen stirbt, und nicht genug hinterläßt, daß er gehörig kann begraben werden, die Begräbnißkosten freiwillig tragen. Dies gilt besonders von den Nachbarn und Freunden des Verstorbenen. Sie pflegen auch einander selbst zwar nicht zu bestehlen, machen sich aber darüber bei Fremden kein Bedenken. *)

Diese Negern sind auch sehr aberglaubisch, und lassen sich von allerlei Betrügern sehr leicht täuschen. Doch von ihrem Aberglauben, von ihren Zauberern und Teufelsbannern werden wir weiter unten sprechen.

Die

*) Wie alle rohen Völker.

Die **Vielweiberei** ist hier wie in andern Negerländern gewöhnliche Landessitte. Jeder Neger heurathet nämlich so viele Weiber, als er kaufen und ernähren kann. Die Weiber werden hier durch Geschenke gekauft oder verdient. *) Wer das Vermögen nicht hat, die Brautgeschenke zu bezahlen, der arbeitet so lange für seine Geliebte, als ihre Aeltern es für nöthig halten. **) Wer es aber hat, und ein schon erwachsenes Mädchen sich erkaufen will — denn gar oft kauft man die Töchter noch ganz jung ihren Aeltern ab — der läßt es zu sich in sein Haus kommen, bewirthet es aufs beßte, und wiederholt dies so lange, bis das Mädchen ihm dadurch, daß sie bei ihm übernachtet, ihre Neigung beweist; sie schläft dann etwa acht Tage bei ihm, ehe sie den Brautschaz fordert, dessen Uebergebung zugleich die ganze Trauungszeremonie ist. Dieser Brautschaz besteht in dreierlei Geschenken. Zuerst verlangt die Braut das **Toglu** oder **Kola**, ein Geschenk, das in einigen Korallen oder anderm Puzwerke besteht; zweitens

---

*) Dapper sagt, (S. 399.) vormals hätten bei diesen Negern die Aeltern ihren Söhnen nach ihrem Belieben Weiber ausgesucht; dieser Gebrauch sei aber abgeschafft worden, da man fand, daß sehr unzufriedene Ehen daraus entstanden. — Möchte man doch anderwärts auch so geneigt seyn, widersinnige Gebräuche abzuschaffen!

**) Nach morgenländischer Sitte. Man erinnere sich der Geschichte des Erzvaters Jakob.

das Jasing, oder einige Pagnes oder Zeuche zu Kleidern; drittens die Lesing oder eine Kiste, ihre ersteren Geschenke aufzuheben; noch überdieß fordert sie einen metallnen Kessel, ein Bekken, oder nach Beschaffenheit ihres Standes einen Sklaven. Auch die Aeltern und nahen Verwandten müssen gehörig beschenkt werden. Verlangt Einer ein Mädchen zur Frau, das noch kein Geschenk von ihm gefordert hat, so schikt er das Brautgeschenk ihren Aeltern, welche sie dann fragen, ob sie diesen Mann will. Verneint sie es — und dies kann sie dann noch thun, wann sie ihm auch die lezte Gunstbezeugung zugestanden hat — so werden die Geschenke zurükgeschikt. Der Braut Vater, wenn er von Stande ist, schikt auch, sobald die Braut es zufrieden ist, dem Bräutigam ein Geschenk, welches gewöhnlich in einem oder ein paar Sklaven, zwei Kutten, einem Köcher voll Pfeile, einem Säbel, und Wehrgehenke, nebst drei oder vier Fässern Reiß besteht. Es ist aber nicht gut für einen Ehemann, wenn er viele Geschenke von den Aeltern seiner Frau empfangen hat; denn in diesem Falle wird er sich nicht viel Herrschaft über dieselbe anmassen dürfen; auch wird sie, so oft sie es nöthig findet, auf ihr Eingebrachtes pochen, und ihm drohen, sie wolle ihn ganz verlassen, und dann die Geschenke zurükfordern, die ihre Aeltern ihm gegeben haben.*) — Dies können solche Wei-

*) Wie mancher wird hiebei ausrufen: C'est tout comme chez nous!

ber, die durch Geschenke erkauft worden sind, ohne daß ihre Aeltern grosse Gegengeschenke gemacht haben, nie thun.

Ueberhaupt sind hier die Weiber ganz der Gewalt des Mannes unterworfen. Nur seine erste Frau genießt einiges Vorrecht, und wird deßhalb **Makilmah**, d. h. die Hofmeisterinn genannt, ob sie gleich, so wie die übrigen eine Sklavinn ihres Mannes ist.

Uebrigens machen sich diese Negern auch kein Bedenken, Weibspersonen zu heirathen, die ihre Jungferschaft schon verloren haben, wenn sie nur reich sind. Ferner enthalten sie sich sorgfältig ihrer Weiber, sobald solche schwanger zu seyn scheinen.

Acht oder zehn Tage nach der Geburt legen sie ihren Kindern den Namen bei. Ist es ein Knabe, so wird er nach dem Namen dieses oder jenes Mannes benannt. Dies geschieht früh Morgens, und alsbald kömmt der Mann, dessen Name dem Kinde beigelegt wird, in Begleitung seiner Hausgenossen, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und zieht lärmend und singend in dem Negerdorfe herum; die Einwohner, wo er vorbeigeht, gesellen sich mit musikalischen Instrumenten zu ihm. Darauf nimmt er das Kind von der Mutter, legt es mitten in der Versammlung auf ein Schild, und gibt ihm einen kleinen Bogen in die Hand. Nach diesem hält er eine lange Rede hierüber an das Volk,

kehrt sich alsdann zu dem Kind und wünscht, es möge, wie sein Vater, arbeitsam, gastfrei, ein guter Baumeister und Hauswirth seyn, seines Nachbars Weib nicht begehren, kein Trunkenbold, Verschwender u. s. w. werden. Worauf er das Kind aufhebt, ihm seinen Namen beilegt, und es seiner Mutter oder Säugamme übergibt. Die Gesellschaft trennt sich darauf, und die Männer gehen auf die Jagd oder Palmwein zu zapfen. Nachmittags kommen sie wieder in dem Dorfe zusammen, wo des Kindes Mutter das gefangene Wildprät mit Reiß kocht, und ihnen eine Mahlzeit bereitet, bei welcher sie bis in die Nacht schmausen.

Wenn ein Mädchen den Namen erhalten soll, so wird nicht so viel Lärm dabei gemacht. Die Frau, welche ihm den Namen geben soll, holt es von seiner Mutter oder Säugamme, und bringt das Kind dahin, wo die meisten von den Leuten des Orts versammelt sind, legt es auf eine Matte auf die Erde, gibt ihm einen kleinen Stab, womit diese Negerinnen bei dem Kochen das Essen umrühren, in die Hand, und ermahnt es alsdann eine gute Hausmutter und Köchinn, reinlich, keusch, und eine gute Ehefrau zu seyn, damit ihr Ehemann sie vor allen seinen andern Weibern lieben, und sie ihn auf die Jagd begleiten möge. Nach Endigung dieser Wünsche, wird ihr der Name beigelegt.

Die säugenden Mütter enthalten sich hier so lange, bis ihr Säugling laufen kann; dann wird

er zugleich entwöhnt. Ihre Wollust, glauben sie, würde ihm Schaden bringen; auch halten sie es für eine große Schande, so unenthaltsam zu seyn. Dies ist warlich viel für so sinnliche, zur Wollust so sehr geneigte Geschöpfe! —

Der älteste Sohn erbt alle Güter, Weiber und Kebsweiber (seine eigene Mutter ausgenommen) seines verstorbenen Vaters, und wo er ohne Familie stirbt, so fällt alles auf seinen jüngern Bruder, wenn einer vorhanden ist. Die andern Kinder versorgt der Vater ordentlich bei seinen Lebzeiten, damit sie nach seinem Tod nicht in Armuth gerathen. Stirbt aber ein Mann ohne Söhne, so ist seines Bruders Sohn sein nächster Erbe, ob der Verstorbene gleich Töchter hatte, und wenn kein Mann in der Familie übrig bleibt, so wird der K nig sein einziger Erbe, muß aber alle zurükgelassenen Töchter versorgen.

Ist der älteste Sohn bei dem Absterben seines Vaters noch zu jung, um dem Hauswesen vorstehen zu können, so führt sein Oheim, oder der nächste Blutsverwandte die Vormundschaft. Glaubt aber der älteste Sohn des Verstorbenen, wenn er auch noch nicht ganz erwachsen ist, doch das Hauswesen führen zu können, so begibt er sich mit seines Vaters Bogen und Köcher vor den König, beweist durch eine Probe, daß er mit diesen Waffen umzugehen wisse, und begehrt dann die Verwaltung des Vermögens seines Vaters, die ihm auch zugestanden wird.

Menschen und Thiere werden hier von mancherlei endemischen in Europa unbekannten Krankheiten geplagt. Hieher gehört die Krankheit, welche die Negern **Ibatheba** nennen, eine Seuche, welche vorzüglich die Elefanten, Büffel, Eber und Hunde trifft, aber nicht so viel Menschen tödtet. Die abergläubischen Negern sagen, es seien kleine, unsichtbare Männchen, die sie **Tebanu** nennen, welche diese Thiere und bisweilen auch die Menschen mit ihren Pfeilen verwunden, so daß sogleich faules Fleisch aus der Wunde herausfalle. Der Aberglaube muß also hier die Ursache einer Krankheit erklären, weil ihr stumpfer Verstand es nicht vermag. — Die **Kinderpokken** wüten hier gar sehr, und rafften vor Zeiten in der Landschaft **Hondo** die meisten Menschen weg.

Der **Blutfluß** richtet auch diese Negern häufig hin. Sie glauben, daß ihn die **Sovah-Monu** oder Zauberer zuwege bringen. Nach der **Quoschaer** Versicherung war ihnen diese und jene Krankheit unbekannt, bis sie von **Sierra-Leona** um das Jahr 1627 durch einige Europäer zu ihnen gebracht wurde. — Ferner sieht man hier viele Negern, welche von Krebsgeschwüren sehr geplagt sind, die ihnen Nase, Lippen, Arme und Beine wegfressen. *)

---

*) Dapper sagt, (S. 401.) diese Krankheit sei der Venusseuche sehr ähnlich, sei aber doch nicht dieselbe, weil die ausschweifendsten Negerinnen damit verschont blieben.

Das Kopfweh, hier Hundedung genannt, wird sowohl als das Zahnweh Jidung von diesen Negern sehr oft und heftig empfunden.

Die Negern auf der ganzen Pfefferküste, besonders in dem Lande am Sierra-Leona und in Quoscha sind einem gewaltigen Aufschwellen des Hodenbeutels unterworfen, welches ungemein schmerzhaft ist, und nicht nur allen Beischlaf, sondern gar oft selbst auch das Gehen verhindert. Die Folschaer und Hondoer, sind mit dieser Krankheit nicht so sehr geplagt als die übrigen; auch ist sie anderwärts völlig unbekannt.

Verrükte und Rasende soll es unter diesen Negern auch geben; sie werden Kolga genannt. Manche sind auch in der Einbildung krank, welches bei dem vielfachen Aberglauben derselben gar nicht zu verwundern ist. Z. B. Sie glauben, wer auf die Eier des Vogels Juwa *) tritt, dem sterben alle seine Kinder. Doch geben die Zauberer vor, ein Mittel dagegen zu wissen; wer sich dieser Kur unterwirft, darf von Stund an kein Geflügel mehr essen, und muß das erste Kind, das ihm geboren wird, Juwa benennen.

Solcher Possen gibt es bei diesem unwissenden Volke noch mehrere. —

*) Dapper, welcher dies (am angef. Orte) erzählt, sagt uns nicht, was dies für ein Vogel sei.

Der Feldbau ist die vornehmste Beschäftigung der Negern dieser Gegend; denn sie geben sich mit der Handlung wenig ab. Sie haben wenig oder keine Sklaven zu verkaufen, und die große Menge europäischer Schiffe, die längs ihren Küsten vorbei segeln, erschöpft gar bald die Elefantenzähne, das Wachs und das wenige Färbeholz, welches sie zu verhandeln haben.

Die Quoschaer haben beinahe gar kein Grundeigenthum; das Land ist allen gemeinschaftlich, denn da es wenig bevölkert ist, und für Alle überflüssigen Raum hat, so sucht sich Jeder ein Feld aus, welches ihm gefällt, und so lang er es bauet, gehört es sein, sobald er es aber wieder brach liegen läßt, so kann es wer will, in Besiz nehmen.*)

Im Januar oder Anfangs Februars fangen sie gewöhnlich an, ihre morastigen Gründe zum Reiß zuzubereiten, der ihr hauptsächlichster Nahrungszweig ist. Sie säen ihn auf eben die Art, wie die Europäer das Korn, und es folgt immer Einer dem Säemanne nach, der das Erdreich mit einer kleinen Hakke über die Saat streicht.

---

*) So ist es auch bei den Negern am Sierraleona gebräuchlich, welche überhaupt in ihren Sitten mit den hier beschriebenen Negern sehr viel Uebereinstimmendes haben. (M. s. die Schilderung der Sierraleona-Negern im VII. B. d. W. S. 91. u. ff.)

Wann der Reiß, wie es hier gewöhnlich ist, drei Tag nach dem Säen aufschießt, so umgeben sie das Feld mit Pallisaden oder mit einer Hekke, der Elefanten und Büffel wegen, welche dieses Gewächs sehr lieben, und oft große Verwüstungen in ihren Reißfeldern anrichten. Sie lassen deßhalb auch Sklaven und Jungen wachen, und die Vögel wegscheuchen. Gegen den Mai schneiden sie den Reiß, und säen dann das zweitemal in harten, ebenen Feldern. Mit Anfang des Brachmonats schneiden sie diesen auch, und verrichten die dritte Saat auf hohen steigenden Feldern, die mit Anfang des Wintermonats eingeärndet werden. Die beständigen Regen vom April bis in den Herbstmonat erleichtern die Bearbeitung hoher und harter Felder.

Die Negern geben jedes Mal der Erde zwei bis drei Jahre Zeit, sich wieder zu erholen, indem sie dieselbe solange brach liegen lassen. Die Weiber haben viel beim Feldbau zu thun. An einigen Orten müssen sie die Aekker ausjäten, das Gesträuch wegräumen, u. s. w. an andern auch säen. Sie müssen durchgehends den Reiß in langen tiefen Mörsern stoßen, die aus einem hohlen Stamme eines großen Baumes gemacht sind, und ihn endlich für die Familie kochen.

Uebrigens bringen diese Negern viele Zeit damit zu, daß sie den Reiß einärndten, ihn auf den Brachfeldern troknen lassen, in Garben binden,

und dem König die Abgabe davon geben, welche in einem unbestimmten Theile besteht, und nicht gar soviel als ein Zehnde zu betragen pflegt.

Die Landschaften der Hondoer, Galaer und der Gebbe Monu, bringen den besten Reiß, und allezeit in großer Menge hervor.

Zwischen der Aerndte beschäftigen sich die Quoschaer mit Fischen, Jagen oder Bauen. Niemand aber darf ohne Erlaubniß des Königs Büffel jagen; denn von diesen bekömmt er immer die Hälfte, und von allem andern Wildprät den dritten Theil. Die Flußpferde, deren es hier auch gibt, gehören dem Könige oder Oberhaupte allein zu, und er gibt dem Jäger, der das Thier erlegt hat, bloß was ihm gut dünket, dafür.

Die Fischer geben auch einen Theil ihres Fangs dem Priester des Belli *) für die Jannanin oder Geister der Verstorbenen. Auch die Akkersleute opfern denselben ihre beßten Früchte.

Die Häuser der Quoschaer sind alle rund gebaut, wie in Senegambien, und stehen meistens zwischen Bäumen. Sie haben auch so wohl offene als bevestigte Pläzze. Die ersten, die sie Fon Serah nennen, sind zirkelrund gebaut, und mit

*) Dies Belli ist, wie wir aus dem Folgenden ersehen, keine Gottheit der Negern, sondern ein geheimer heiliger Orden.

Bäumen, die sehr dicht gepflanzt worden, eingefaßt. Die bevestigten heissen San Siah, haben vier Roberes oder Arten von Bollwerken, wodurch ein so enges und niedriges Thor in die Stadt geht, daß nur Einer auf einmal hindurch kommen kann. Ueber jedem Thor ist ein Schilderhaus von den Aesten eines Baumes, der Tomba Angoela heißt. Diese Städte sind gleichfalls mit Pfählen von Tombo oder Weinpalmen umgeben, die lang, dik und von sehr hartem Holze sind, und an die Bäume, welche darum stehen, so bevestigt sind, daß man nicht durch diese Umzäunung sehen kann. In gewissen Weiten aber sind enge Oeffnungen, welche zu Schießlöchern dienen können.

Die Straßen der Dörfer und Städte gehen kreuzweis, von einem Robere zum andern, und machen in der Mitte eine Art von Marktplaz.

Alle Einwohner des offenen Landes und der Flekken haben in den San Siah Häuser, zu welchen sie bei einem feindlichen Einfall ihre Zuflucht nehmen können.

Die Flüsse in dem Lande der Quoschaer sind durch die Wasserfälle und Sandbänke für Kähne unbrauchbar. Daher sie eine Art von Flössen haben, die aus zusamengebundenen Tombostäben bestehen, an deren jeder Seite sich ein Strik, der aus gewissen zusammengebundenen Wurzeln gemacht ist, befindet, welche querüber auf die

Höhe von drei Fuß gezogen wird, um die Reisenden vor dem Fallen ins Wasser zu sichern. —

Die gemeinste Sprache der Negern in diesem Theile von Guinea ist die der Quoschaer. Es gibt auch noch andere besondere Sprachen, als von Tim, Hondo, Mendo, Folscha, Gala, und Gebbe. Die Sprache der Folschaer ist die zierlichste, und heißt daher Mendisko, oder die Herrensprache, zu Ehren des Königs von Folscha, dem sie unterthan sind. Die von Gala und Gebbe sind etwas von der folschaischen verschieden; die der Kondequoschaer oder Bewohner von Ober-Quoscha ist ein Dialekt, der von der Hauptsprache wie das Niederdeutsche von dem Hochdeutschen verschieden ist.

Die Negern, welche einige Artigkeit besizzen, reden sehr zierlich, und bedienen sich öfters verblümter Redensarten, die sie wol anzubringen wissen.

Sie theilen den Tag nicht in Stunden ein, sondern erkennen nur, wenn es Mitternacht ist, an den fünf Sternen, welche sie Manscha Ding, oder des Herrn Sohn heissen, die außer den Plejaden im Kopfe des Stiers erscheinen.

Ihre Leichenbegängnisse sind in der Hauptsache eben wie bei den schon beschriebenen Negern, ob sie sich gleich in einigen Umständen und Zusäzzen unterscheiden. Wann der Körper des Verstor-

benen wol abgewaschen ist, so wikkeln sie ihm das Haupthaar in Lokken auf, und sezzen ihn auf Pfosten aufgerichtet, und mit den besten Kleidern, die er bei seinem Leben getragen hat, angezogen, mit einem Bogen in der einen, und dem Pfeile in der andern Hand.

Die nächsten Freunde halten dann eine Art von Scharmüzzel mit ihren Bogen und Pfeilen vor ihm. Darauf knieen sie rund um den Leichnam her, mit dem Rükken nach ihm zugekehrt, und stellen sich an, als ob sie sehr aufgebracht wären, und schießen also ihre Pfeile rund umher in die Luft, um, wie sie sich ausdrükken, damit an den Tag zu legen, daß sie bereit sind, den Todten gegen einen Jeden, der Uebels von ihm reden würde, oder an seinem Tode Theil haben möchte, zu rächen. Hierauf erwürgen sie einige Sklaven des Verstorbenen, die zuvor mit den allerbesten Speisen bewirthet worden sind, um ihm in jener Welt zu dienen.

Während dieser Zeit unterhalten die Weiber die Frau, werfen sich vor ihren Füssen nieder, und wiederholen oft diese Worte: Bgune, bgune. Das ist: **Trökuet eure Thränen ab**; oder: **Tröstet euch!**

Nach diesem tragen zwei Leute den Leichnam auf einem Brete oder einer kleinen Leiter zu Grabe. Mit dem Körper werfen sie die erwürgten Weiber und Sklaven, Matten, Kessel, Bekken, und an-

dere dem Verstorbenen zuständige Kleinigkeiten, hinein. Alles bedekken sie mit einer Matte, und hängen seine Waffen an eine Eisenstange, welche in einem Dache bevestigt ist, das sie über das Grab zu Abhaltung des Regens machen. Eine lange Zeit darnach sezzen sie täglich Speisen dahin, damit der Verstorbene in der andern Welt davon zu essen habe. Wenn eine Weibsperson begraben wird, so hängen sie statt der Waffen ihre Bekken und holländischen Töpfe an die Stange.

Alle von einer Familie, wenn sie auch an noch so entfernten Orten sterben, begraben sie zusammen. Die Begräbnißplätze sind meist verlassene und verwüstete Städte, welche sie Tomburoy nennen. Verschiedene derselben befinden sich am Flusse Plizoge und auf der Insel Maffagh, hinter dem Vorgebirge Monte.

Sie erwürgen die Personen, welche mit den Vornehmen begraben werden, weil sie das Menschenblut viel zu kostbar halten, als daß es um einiger Ursache willen vergossen werden sollte. *) Sie verrichten solches mit einem Strik, den sie ihnen hinter den Nakken binden. Sie verbrennen auch in ihrer Gegenwart die übriggebliebenen Speisen, mit denen sie hätten sollen bewirthet werden, weil sie dieselben für heilig halten.

---

*) Haben sie etwa diese Blutscheu von der heil. Inquisizion gelernt? Oder ahmt diese jenen darin nach?

Diese barbarische Gewohnheit fieng aber schon im vorigen Jahrhunderte an sich zu verlieren; an den meisten Orten, wo sie noch Sitte ist, verbergen die Leute ihre Töchter oder Kinder, sobald des Königs Krankheit tödtlich wird. Daher seine Bedienten seine Gefahr mit aller Sorgfalt geheim halten. Wenn die Versteckten dann wieder nach Hause kommen, so wirft man ihnen ihre Zaghaftigkeit aufs bitterste vor, welches für sie die ärgste Beschimpfung ist; man sagt ihnen, wie schändlich es sei, daß sie mit ihrem Herrn oder Ehemann nicht sterben wollten, dessen Brod sie doch gegessen haben.

Es wird auch von den nächsten Freunden eine Fasten, welche bei gemeinen Leuten zehn Tage nach der Beerdigung dauert, und dreißig Tage bei Vornehmen, gehalten. Diejenigen, welche diese Fasten halten, thun mit Aufhebung beider Hände bei dem **Belli = Guwe** *) ein Gelübde, während der Zeit keinen Reiß zu essen, auch nichts zu trinken, als was in dieser Absicht in einem Loch in der Erde aufbehalten wird, desgleichen sich des Umgangs der Weiber zu enthalten. Die Weiber hingegen geloben, sich diese Zeit über in nichts, als weiße und schwarze Lumpen zu kleiden, mit ungebundenen Haaren zu gehen, und auf dem bloßen Boden zu schlafen.

Wenn die Fasten vorbei ist, so heben die Büs=

*) Das Zeichen des Belli, wovon weiter unten.

senden wieder beide Hände in die Höhe, um damit anzuzeigen, daß sie alles genau erfüllt haben. Darauf gehen die Männer auf die Jagd, die Weiber kochen, was jene von derselben mitbringen, und alle schmausen sodann zusammen. Endlich werden diejenigen, welche gefastet haben, mit einem Geschenk von einem Bette, Kleide, Salz, einer Eisenstange und dergleichen fortgeschikt.

Das Ansehen, welches die **Quoschaer** über die Länder von **Silm**, **Bulm**, und **Bulmberre**, die gleichwohl größer und volkreicher sind als das Hauptland behaupten, rührt von ihrer guten Regierung her, die von klugen und weisen Männern geführt wird: Sie erhalten ihre Unterthanen und Nachbarn in der Unwissenheit, wie klein ihr Land ist, und wie wenig es Einwohner hat, und lassen daher keinen durch ihr Land von Osten westwärts, oder von Westen ostwärts reisen. Dadurch nehmen sie zugleich mehr Theil an der Handlung. Sie dienen ihren Nachbarn als Unterhändler, und führen die Güter durch ihr Land, welche die östlichen Negern den westlichen, oder diese jenen, schikken. Diejenigen, die nordwärts liegen, gehen mit den Quoschaern eben so um, und lassen keine, als die sich unter ihnen verheirathet haben, durch ihr Land zu den Völkerschaften reisen, die weiter hinaufwärts wohnen.

Obwohl die **Quoschaer** dem Könige der Folschaer zinnsbar sind, so hat dieser Herr doch ihrem

Könige

Könige den Titel Dondagh, den er selbst führt, ertheilt, und der König der Quoschaer ertheilt ihn wieder dem König von Bulm Berre, der ihm, und nicht dem Könige der Folschaer huldigt.

Der König der Folschaer ertheilt den Titel Dondagh dem König der Quoschaer folgendergestalt: der leztere liegt flach auf dem Boden, die Folschaer werfen etwas Erde auf seinen Rükken, und fragen ihn, was für ein Name ihm am besten gefällt? Hat er es nun gesagt: so rufen sie ihn laut aus: und sezzen das Wort Dondagh mit dem Namen seines Landes hinzu. Darauf heißt man den neuen Dondagh aufstehen, beschenkt ihn mit einem Köcher voll Pfeile, der auf seinen Rükken gehängt wird, und gibt ihm einen Bogen in die Hand, zum Zeichen, daß er nun verbunden ist, das Land mit aller seiner Macht zu beschüzzen. Nach diesem huldigt der Fürst von Quoscha dem Könige der Folschaer, und gibt ihm ein ansehnliches Geschenk von Leinewand, metallnen Kesseln und Bekken.

Der König von Quoscha herrscht dennoch in seinem Lande unumschränkt, und hält sehr vest über seine Vorrechte und sein Ansehen. Er hat eine große Menge Weiber, die meist aus den benachbarten Ländern gebracht werden.

Wenn er öffentlich erscheint, so sizt oder steht er auf einem Koredo oder Schilde, und gibt damit zu verstehen, daß er der Beschüzzer des Lan-

des, der Anführer im Krieg, und der Vertheidiger der Unterdrükten ist.

Wenn ein Vornehmer vor den König beschieden wird, und auf sein Fordern nicht sogleich erscheint, so schikt er ihm zum Spott von zwei Trommelschlägern begleitet seinen Koredo oder Schild, das Zeichen seiner Oberherrschaft, und deutet ihm dadurch ironisch an, daß er regieren solle, wenn er nicht gehorchen wolle. Die zwei Trommelschläger hören dabei nicht auf, ihre Trommeln zu rühren, bis der Geforderte mit ihnen kömmt, der dann in einer Hand den Koredo des Königs, und in der andern die gewöhnlichen Geschenke trägt. Wenn er vor den König kömmt, so wirft er sich nieder, und streuet Erde auf sein Haupt, bittet um Verzeihung, und erkennt sich für unwürdig, den Koredo des Königs zu haben.

Wenn ein Vornehmer dem König aufwarten will, so überliefert er erst sein Geschenk der vornehmsten unter dessen Weibern, die es dem Fürsten bringt, und bittet, daß dieser Mann möge Erlaubniß erhalten, vor ihm Erde auf sich zu werfen. Gewährt der König diese Bitte, so wird das Geschenk angenommen, und der Ansuchende zugelassen; im gegenseitigen Fall aber stellt man das Geschenk dem Geber wieder zu, der es gleichwohl nicht wagt, nach Haus zu kehren, bis er sich mit dem Könige verglichen hat, welches durch Hülfe von Freunden zu geschehen pflegt, die bei dem Kö-

nig in Gnaden stehen. Darauf wird er zur Audienz gelassen, und das Geschenk angenommen, wenn anders der Fehler nicht gar zu groß ist; denn außerdem läßt sich der König nicht leicht zur Verzeihung bewegen.

Derjenige, der also Verzeihung und Erlaubniß, den König zu sehen, erhalten hat, legt alle seine Kleider ab, bis auf das Pagne, das die Scham bedekt, geht auf ihn zu, neigt sich gegen den Stuhl, auf welchem er auf einer feinen Matte sizt, und beugt ein Knie, wobei er sich so tief neigt, daß sein Kopf auf seinem rechten Arme an der Erde ruhet, dazu spricht er das Wort Dondagh aus, worauf der König antwortet, Namadi! d. h. Ich danke euch. Nach diesem sagt er ihm, er soll sich in einiger Entfernung von ihm auf einen kleinen hölzernen Stuhl, oder wenn es einer von den Vornehmsten, oder ein fremder Abgesandter ist, auf eine Matte sezzen.

Oeffentliche Angelegenheiten und Rechtshändel werden von dem Könige nicht in seiner Wohnung, sondern in dem Kalde oder gemeinen Versammlungshause abgethan.

Wenn ein Gesandter von einem benachbarten Könige kömmt, so schikt er, sobald er an den Gränzpläzzen der Folschaer angelangt ist, Nachricht von seiner Ankunft an den König, der sogleich einen Offizier beordert, ihn nach einem Flekken, nahe bei der Residenz zu bringen, wo er verweilt,

bis alles zu seiner Audienz fertig ist. An dem bestimmten Tage führen ihn viele Offiziere und Andere in ihren besten Kleidern mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zur Audienz. Sie machen mit ihrer Musik einen großen Lärm dazu, und hüpfen und tanzen den ganzen Weg hindurch. Wenn sie an den Pallast kommen, so machen die Quoschaer eine Gasse in dem Waffenplaz, durch welche der Gesandte in das Rathszimmer gebracht wird. Ist er ein Folschaer, so dürfen seine Begleiter in diesem Waffenplaz tanzen, keine andere Nazion aber hat diese Freiheit.

Wenn der Tanz vorbei ist, so führt man ihn zur Audienz, und wenn er nahe bei des Königs Simmano, oder Stuhle kömmt, so kehrt er demselben, mit einem Knie auf der Erde liegend, den Rükken zu. In dieser Stellung spannt er seinen Bogen, so scharf er kann, um anzuzeigen, er würde sich glüklich schäzzen, wenn er Gelegenheit hätte, ihn auf diese Art gegen des Königs Feinde zu gebrauchen.

Während dieser Zeremonie singen die Bediente des Gesandten laut, und sagen Verse zum Lobe des Königs her, welches des Königs Leute gegenseitig zum Preisse des Herrn des Gesandten und seiner selbst thun. Sie nennen diese Zeremonie Polo Polo Sammah. Die Schmeicheleien, welche oft wiederholt, und für die angenehmsten gehalten werden, sind: „Romme, Bolle-Ma-

chang!" d. i. Niemand kann seiner Hände Arbeit nachmachen! — „Dogo Falma, Hando Mu!" d. i. Er ist der Ueberwinder des Dogo Falma. — „Sulle Tomba Quarryasch!" d. i. Ich hänge wie Pech oder Schwefel auf dem Rükken derer, die mir widerstehen wollen.

Nach Endigung dieser Lobreden läßt der Gesandte einen seiner Bedienten hervor treten, und vor dem König auf seinen Leib Erde werfen; denn er selbst ist hievon, in Betrachtung seines Karakters, frei. Während dieser Zeremonie tanzen alle Beistehende um den Simmano, mit seltsamen Stellungen und Bewegungen, mit ihren Bogen und Pfeilen. Darauf bittet der Gesandte, man möchte ein Stillschweigen anbefehlen, und hält seine Rede. Der Silli, oder des Königs Dollmetscher, der gewöhnlich nächst des Königs Simmano steht, übersezt dieselbe ordentlich von Wort zu Wort. Betrift es Staatsangelegenheiten, so wird die Antwort bis nach gehaltenen Berathschlagungen aufgeschoben, sonst aber sogleich ertheilt. Darauf führt man den Gesandten wieder nach Haus, und die Geschenke werden vor den König gebracht, da bei jedem Stük gemeldet wird, warum man es sende.

Auf die Nacht schikt der König seine Sklaven, um bei dem Gesandten Wache zu halten. Darauf bringen ihm des Königs Weiber in ihrer besten

Kleidung, in verschiedenen Schüsseln Fleisch und Reiß, nach der Menge seiner Bedienten. Nach dem Abendessen schikt der König den Palmwein und seine eigenen Geschenke, die in einigen metallnen Kesseln oder Bekken u. d. gl. bestehen. Wird ein **Europäer** mit seinen Geschenken angenommen, so verstattet man ihm, mit dem König, und von seinen eigenen Speisen zu essen. Was von des Gesandten Abendmahlzeit übrig bleibt, das ist für des Königs Weiber. —

Kein Volk unter den Negern hält so viel auf Zeremonien, als diese Quoschaer, und der sicherste Weg, mit ihnen zurecht zu kommen, ist, daß man sich in ihre Gewohnheiten schikt.

Ein Weib, das wegen Ehebruchs angeklagt wird, muß auf das **Belli paaro** *) schwören, mit dem Wunsch, daß der Geist sie hinrichten möge, wofern sie schuldig wäre. Wird sie nachgehends eines falschen Schwures überzeugt; so führet sie ihr Ehemann des Abends auf den Markt, wo der Rath **) sizt. Sie rufen erstlich die Jan=

*) Dies ist das heilige Zeichen des schon erwähnten geheimen Ordens; die Negern selbst nennen dasselbe das Sinnbild einer geistlichen Wiedergeburt. Unsere Schriftsteller sprechen nicht deutlich genug von diesem Heiligthum. Das nähere darüber weiter unten.

**) Nämlich des Ordens.

nanin an, bedekken darauf ihre Augen, daß sie die Geister nicht sehen soll, die sie wegführen werden; alsdann wird ihr ein strenger Verweis wegen ihrer Aufführung gegeben, und ihr aufs grausamste gedrohet, wenn sie ihr schändliches Leben nicht ändern würde. Auf diese Art wird sie von den Jannanin wieder los gelassen, und man höret ein verwirrtes Getöse von Stimmen, welche ihr zurufen: „Ob dies Verbrechen gleich eine sehr harte Strafe verdiente, so sollte es ihr doch, als das erstemal, verziehen seyn, nur müßte sie fasten und büßen; übrigens erwartete man dabei von ihr, sie würde so keusch leben, daß sie auch keine jungen Knaben in die Arme nähme, noch Mannskleider anrührte!" —

Verfällt sie sodann wieder in das vorige Verbrechen, so kommen, nachdem man sie überwiesen hat, der Belli=mo, oder einige von den Saggonos, in Begleitung verschiedener Leute, die ein Getöse mit einer Art von Fidel machen, des Morgens in ihr Haus, und bringen sie auf den öffentlichen Plaz. Daselbst nöthigen sie dieselbe, dreimal rings herum zu gehen, während sie beständig ein großes Getöse machen, damit alle diejenigen, die von der Brüderschaft der Belli sind, sehen können, was vorgeht, und sich nach der Anzeige richten. Diejenigen, die nicht dazu gehören, wagen sich nicht, den Kopf zum Fenster hinaus zu strekken, aus Furcht, die Jannanin würden

sie wegführen. Darauf führen sie die Verbrecherinn nach dem heiligen Wald des Belli, und von der Zeit an hört man nichts mehr von ihr. Die Negern bilden sich ein, die Waldgeister führen solche Weiber weg; vermuthlich aber werden sie um ihrer Einbildung nach den Zorn des Belli zu besänftigen, hingerichtet.

Wird einem Manne Diebstahl, Mord oder ein falscher Eid Schuld gegeben, und ist nur ein Verdacht wider ihn, oder er ist nicht genug überwiesen, so nimmt er die Reinigung des Belli. Dieses macht der Belli-Mo oder Priester mit der Rinde eines Baumes und mit Kräutern, die auf die Hand der angeklagten Person gelegt werden. Ist er schuldig, so wird ihm, wie die Negern sagen, gleich die Hand weggebrannt, außerdem aber kein Schaden zugefügt.

Bisweilen läßt ihn der Belli-Mo einen starken Trunk von einem Getränke thun, das aus Rinden von den Nelle- und Quonibäumen gemacht wird, die sehr dik sind. Man hält es für ein schrökliches Gift. Ist er unschuldig, so bricht er es sogleich von sich; im andern Falle aber schäumt es um seinen Mund herum, und entdekt sein Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird.

Verbrecher, die solchergestalt überwiesen worden sind, richtet man ordentlich in einem Walde oder auf einem von ihrem Dorfe weit entfernten Plazze hin. Daselbst kniet der Verurtheilte mit

niedergebogenem Haupte, und der Scharfrichter durchschießt ihn mit einem kleinen Wurfspieß. Wenn der Leichnam zu Boden gefallen ist, so haut er den Kopf mit einer Axt oder einem Messer ab, viertheilt ihn, und gibt die Stükke den Weibern des Hingerichteten, die allemal dabei sind, und diese Stükke auf einige Misthaufen um das Land herum werfen müssen, damit sie daselbst von wilden Thieren und Raubvögeln gefressen werden. Die Freunde des Verbrechers kochen den Kopf, und trinken die Brühe aus; die Hirnschale aber hängen sie zu ihrem Fetisch auf. *)

Was die Religion der Quoschaer betrifft, so erkennen sie zwar einen Schöpfer aller Dinge, können sich aber keinen rechten Begriff von ihm machen. Die Negern von Bulm und Timna haben seltsame Vorstellungen von ihm. Durchgehends nennen diese Negern das höchste Wesen Kano oder Kanu, und schreiben ihm unendliche Macht, Allwissenheit und Allgegenwart zu. Alles Gute kömmt ihrer Meinung nach von ihm, aber er ist nicht ewig, und es wird ein anderes Wesen kommen, die Bösen zu strafen, und die Guten zu belohnen.

Die Todten werden ihrem Glauben nach Geister, welche sie Jannab oder Jannanin nen-

*) Die Fetische scheinen bei diesen Negern blos Talismane, Zaubermittel, nicht sowohl Sinnbilder zu seyn; denn sie rufen ja unsichtbare Geister an.

nen, welches Patrone und Beschüzzer andeutet. Sie sollen ihre vormaligen Anverwandte und Nachkommenschaft schüzzen; daher thun sie die vorerwähnten Fragen an den Todten. Wenn ein Mann einer großen Gefahr auf der Jagd u. d. gl. entgeht, so opfert er bei seiner Zurükkunft, auf dem Grabe seines vermeinten Befreiers einen Bok, Reiß und Palmwein, als eine Danksagung, in Gegenwart der Anverwandten des Verstorbenen, die dabei tanzen und singen.

Ist Einer beleidigt worden, so geht er in die Wälder, wo, wie sie glauben, diese Geister wohnen, und ersucht mit Heulen und Geschrei Kano und die Jannanin, daß sie die Bosheit seines Gegners, den er nennt, bestrafen mögen. Ist er in einiger Gefahr, so beschwört er den Geist seines besten Anverwandten, er solle ihm daraus helfen. Andere befragen sie um zukünftige Dinge, z. B. ob bald ein europäisches Schiff mit Waaren ankommen und handeln wird? u. d. gl.

Kurz, sie haben für die Geister der Verstorbenen eine unbegränzte Ehrfurcht, und verlassen sich auf sie als auf Schuzgötter. Niemals trinken sie Wasser oder Palmwein, ohne erst etwas für die Jannanin auszugießen, und zur Bekräftigung einer Sache schwören sie bei der Seele ihrer verstorbenen Verwandten. Dies thun die Könige selbst, und so große Ehrfurcht sie auch für Kano zu haben scheinen, so scheint es doch, daß ihr gan=

zer Religionsdienst sich auf diese Seelen richte; auch hat jedes Dorf einen Plaz in dem nächsten Walde, um sie anzurufen. *)

Drei verschiedenemale im Jahre führen diese Negern häufige Lebensmittel für die Jannanin in die Wälder. Bedrängte begeben sich dahin mit lautem Geschrei, Gottes und der Jananin Beistand anzurufen.

Weibern, Jungfern und Kindern ist es aufs schärfste untersagt, in diese Wälder zu gehen; man beredet sie daher von ihrer Kindheit an, die Jannanin würden sie sogleich tödten, wenn sie diese heiligen Oerter beträten.

Mit diesem Aberglauben verbinden sie verschiedene andere. Sie haben ihrem Vorgeben nach Zauberer und Wahrsager, auch eine besondere Art Leute, die sie Sovah Monusin, d. i. Vergifter und Blutsauger nennen. Diese sollen das Blut aus einem Menschen oder Thier saugen, oder es wenigstens so verderben, daß schmerzhafte Krankheiten entstehen. Eine andere Art Zauberer heissen Senart, die durch ihre Bezauberungen den Reiß verhindern können, daß er nicht aufschießt, und zur Reife kömmt. Diese Zauberei wird Pilli genannt.

Ferner glauben diese Negern, daß es Zauberer

*) Dies hängt alles mit dem weiter unten beschriebenen Orden zusammen.

gäbe, welche eine Spinnwebe durch eine Nähnadel ziehen, und diese so durch die Luft abschikken, daß sie den trift, welchem sie bestimmt ist, Krankheit oder Tod zu bringen.

Diese aberglaubischen Leute sagen auch, der Sovah, d. i. der Teufel, besäße die Leute, die aus Tiefsinnigkeit oder Verzweiflung sich von anderer Gesellschaft in die Wälder entfernen; daselbst weise ihnen der Sovah die Kräuter und Wurzeln, auch die Stellungen, Worte und Zeremonien, welche zu solchen boshaften Verrichtungen nöthig sind. Wenn man solche Leute bekömmt, so richtet man sie hin. *) Aus Furcht, sie möchten ihnen oder den wilden Thieren begegnen, reisen die Negern selten ohne Gesellschaft durch die Wälder, und führen eine gewisse Masse bei sich, die sie vor dem boshaften Sovah schüzzen soll, von denen sie tausend Mährchen erzälen.

Wenn man Verdacht hat, daß Jemand gewaltsam umgebracht worden sei, so wascht man die Leiche nicht eher, als bis eine scharfe Untersuchung darüber angestellt worden ist. In dieser Absicht wikkeln sie einige alte Kleidungen des Verstorbenen mit Abschnizzeln von seinem Haar und seinen Nä-

*) Da haben wir unsre leibhaftigen Hexen, die vor hundert Jahren bei uns so menschenfreundlich verbrannt worden sind! — Der Aberglaube ist sich doch überall gleich! —

geln ein. Auf diese streuen sie Sägespäne von dem Holze Mammon und Färbeholz, und bevestigen das Bündel an die Bahre, welche zwei Negern um den Plaz herum tragen. Vor diesem gehen Priester, die mit zwei Aexten gegen einander schlagen, und den Leichnam fragen, wo, wann, von wem und warum er hingerichtet worden sei, und ob ihre Gottheit, Rano, ihn in seinen Schuz genommen habe? Wenn der Geist durch eine gewisse Bewegung der Köpfe von den Leichenträgern ihnen zu verstehen gibt, daß es die Sovah Munusin sind, so fragen sie weiter, ob der Zauberer eine Manns- oder Weibsperson ist, und wo er sich aufhält?

Der Geist entdekt dies auf eben die Art, und führt sie zu dem Wohnplaz des Zauberers, wo sie sich seiner bemächtigen, und ihn über die Beschuldigung befragen. Läugnet er, so muß er den Quoni, einen abscheulich bittern Trank, nehmen; wenn er nun drei volle Kalebaschen davon getrunken, und ihn wieder von sich gebrochen hat, so wird er los gesprochen; schäumt es aber nur aus seinem Munde, so wird er gleich hingerichtet. Man verbrennt seinen Leichnam alsdann auf dem Plazze und die Asche wird in den Fluß oder in die See geworfen, wenn es auch eine noch so vornehme Person gewesen wäre. *)

---

*) Man vergleiche damit die ähnliche Sitte der Negern in Sierraleona. (Im VII. B. d. W. S. 117. u. ff.)

Dieser Trank besteht aus der Rinde eines gewissen Baumes, die in einem hölzernen Mörser gestoßen, und mit Wasser ausgezogen wird. Es ist ein sehr scharfer gefährlicher Saft, und wird gewöhnlich im Fall eines Verdachts wegen großer Verbrechen den Gefangnen früh Morgens gegeben.

Alle Negern dieser Gegend beschneiden ihre Kinder in einem Alter von sechs Monaten, eine Sitte, die man seit undenklichen Jahren beobachtet. Einige Mütter schieben es aus Zärtlichkeit bis auf das Alter von drei Jahren auf, damit es die Kinder leichter und sicherer ausstehen. Sie heilen die Wunde mit dem Saft gewisser Kräuter.

Ob man gleich nicht bemerkt, daß die Negern die Sonne oder den Mond anbeten, so enthalten sie sich doch jeden Neumond in den Städten und auf dem Lande von aller Arbeit, lassen auch um diese Zeit keinen Fremden sich unter ihnen aufhalten, unter dem Vorwand, ihr Mais und Reiß würden sonst roth werden, weil der Neumondstag ein Bluttag ist, wie sie sich ausdrükken; daher sie ihn meist mit Jagen zubringen. —

Bei den Negern vom **Hondo**, **Manu**, **Folscha**, **Gebbe**, **Sestro**, **Bulm**, **Silm**, und selbst auch in **Sierra Leona** findet man zwei geheime Orden, die ihrer Seltsamkeit wegen eine besondere Beschreibung verdienen.

Der erste derselben ist der Orden des **Belli**, dessen Glieder grosse Vorrechte geniessen. Sie sind die Verwahrer der Religionsgeheimnisse, mit welchen der Pöbel getäuscht wird, die hohen Räthe der Nazion, die Richter über Leben und Tod, die Vollstrekker der Gesezze — überhaupt heilige, über die Andern erhabene Menschen, welche auf die Lajen mit Verachtung herabsehen, und sie **Kolga** oder **Quolga**, d. h. Unwissende nennen; bei diesen stehen die sogenannten **Bezeichneten des Belli** in der größten Achtung. An der Spizze dieser geheimnißreichen Gesellschaft steht der König, und dirigirt ihre Verrichtungen, ob er gleich selbst ihren Gesezzen unterworfen ist. Wir haben schon oben gesehen, daß dieser Orden im Besiz der Beschwörungen und des Reinigungstrankes ist; er übt aber auch noch eine andere Gewalt aus, denn er räumt Leute aus dem Weg, die ihn beleidigt, oder ein Verbrechen begangen haben, und es heißt dann die Verschwundenen seien von den **Jannanin** oder Geistern geholt worden. Diese **Jannanin** sind eigentlich die Masken, hinter welchen jene Leute ihr Spiel treiben, *)

Man sieht schon aus dem Gesagten, daß die-

---

*) Dieser geheime Orden hat mit der Purrah am Scherbro einige Aehnlichkeit, doch scheint er nach Mathews allzukurzer Schilderung (m. s. S. 145. im VII. B. d. W.) von demselben wesentlich verschieden zu seyn.

ser geheime Orden ein politisches Institut ist, dessen Zwek darin besteht, den Pöbel mit Hülfe des Aberglaubens geduldig unter der Herrschaft der Vornehmen zu erhalten. Eine kluge Einrichtung, die dem Erfindungsgeiste der Negern warlich Ehre macht! Zugleich ist es auch eine Erziehungsanstalt, in welcher künftige Staatsmänner gebildet werden, wie wir sogleich aus den Zeremonien ersehen werden, welche mit der Aufnahme der Kandidaten verbunden sind.

Der König, als das Oberhaupt des Ordens veranstaltet alle zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre die Feierlichkeit zur Aufnahme und zum Unterrichte der Ordenskandidaten. Diese sind keine andre als Jünglinge von Fähigkeit, Söhne angesehener Leute. Wahrscheinlich um eine allzustarke Konkurrenz der Kandidaten zu verhindern, wird allen Uneingeweihten vorgeschwazt, die Novizen würden auf einem Roste gebraten und verbrannt, wodurch sie dann einen ganz neuen Körper und einen neuen, mit höheren Wissenschaften ausgeschmükten Geist bekämen. Deswegen müssen angesehene Aeltern, welche ihre Söhne emporzubringen wünschen, diese oft mit Gewalt dazu zwingen; auch weinen die Mütter bittere Thränen über die eingebildeten Leiden ihrer geliebten Kinder.

Sobald nun diese Feierlichkeit vor sich gehen soll, wird auf Befehl des Königs ein Stük Landes von etwa zwei bis drei Meilen im Umkreise,

mitten

mitten in einem großen Walde, wo es Palmen und andre Fruchtbäume gibt, ausgezeichnet und abgeräumt. Auf diesem Plaz erbaut man taugliche Hütten, und richtet das Land zur Pflanzung der Lebensmittel zu, die zum Unterhalt der Schüler erfordert werden, welche nach Befinden der Umstände vier bis fünf Jahre in dieser Einsamkeit zubringen müssen. Dabei verkündet man jedesmal, daß die ganze Zeit über, da die Schule dauert, keine Uneingeweihte und keine Weiber sich dem heiligen Walde nähern sollen, aus Furcht sie möchten ihn verunreinigen, und den Belli erzürnen, der die Uebertreter, ihrer Meinung nach, gewiß bestrafen würde. Auch glaubt der Pöbel, die Ordenskandidaten giengen hier mit den Geistern selbst um.

Wenn nun die Soggonos oder Ordens-Aeltesten des **Belli**, welche vom König, der sich gewöhnlich auch auf einige Tage zu ihnen in den Wald begibt, zur Regierung der Schule verordnet worden sind, ihre Plázze eingenommen haben; so rufen sie die Gesezze vor den Mitgliedern aus, und verbieten ihnen außer den Gränzen der Schule zu gehen, oder sich zu Leuten zu halten, welche das Ordenszeichen nicht an sich haben, zu dessen Annahme sie die Schüler zubereiten. Dieses Ordenszeichen besteht in gewissen Schnitten längs des Halses herunter, bis zum Schulterblatt; die Operazion ist schmerzlich, wird aber in wenig Tagen

mittelst gewisser Kräuter geheilt. Die Narben sehen hernach aus, als ob Nägel ins Fleisch gedrükt wären, und jeder bekömmt alsdann zum Zeichen seiner neuen Geburt einen neuen Namen.

Die Schüler gehen, so lange sie hier sind, völlig nakkend, und müssen von den Soggonos und ihren Aeltern unterhalten werden, die ihnen Reiß, Bananas, und andere Lebensmittel senden; dabei aber glauben sie, dies sei bloß ein Opfer für die Geister, und die Jünglinge essen die Zeit über gar nichts.

So lange nun die Kandidaten im Walde sind, werden sie von den Soggonos in den geheimen Künsten des Ordens und besonders in den Grundsäzzen ihrer Staatskunst unterrichtet. Auch lernen sie den Belli-Dong, einen eignen Gesang singen und den Belli-Tanz tanzen, welches die äusserlichen Gaukeleien bei dieser Zeremonie sind.

Wenn nun die Zeit des Unterrichts oder der Umwandlung der Kandidaten, wie es die Negern nennen, verflossen ist, so verlassen alle den Wald und begeben sich in besondere Wohnungen, die zu dem Ende einige Meilen von den vorigen gebaut sind. Daselbst werden sie von ihren Verwandten beiderlei Geschlechts besucht, die sie lehren, ihre Körper zu waschen, sie mit Palmöl zu salben, und sich in Gesellschaft artig aufzuführen; denn es gehört mit zu der Gaukelei dieses Ordens, daß

man die Uneingeweihten beredet, die Neulinge hätten durch ihre Umwandlung alles Irdische verlernt.

Wenn auf diese Art einige Tage zugebracht worden sind, so bekleiden sie ihre Aeltern um den Unterleib, und zieren ihren Hals mit Korallenschnüren, die mit Leopardenzähnen vermengt sind. Ihre Schenkel werden mit metallnen Glokken und Ringen behängt, und der Kopf mit einer tiefen Kappe bedekt, unter welcher sie kaum hervorsehen können; der Leib aber wird mit häufigen Federn von allerlei Farben ausgepuzt. In diesem Puzze führt man sie auf den öffentlichen Plaz in des Königs Stadt. Daselbst ist eine Menge Volks, besonders Weibsleute, von allen Gegenden des Landes versammelt, vor denen die jungen Ordensgenossen ihre Kappen abnehmen, und ihr Haar einer nach dem andern frei fliegen lassen, und eine Probe von ihrer Tanzkunst ablegen. Wer bei dieser Probe nicht wol besteht, wird von den Weibern verspottet; sie rufen öffentlich aus: „Der hat seine Zeit mit Reißessen zugebracht!" —

Nach dem Tanze rufen die Soggonos jeden Jüngling nach der Reihe bei dem Namen, der ihm beim Eintritt in die Schule gegeben wurde, und stellen ihn seinen Aeltern und Anverwandten vor.

Nun ist also der Aufgenommene ein ordentliches Mitglied dieser Gesellschaft und besizt alle ihre Vor-

rechte, zu welchen auch das Beschwören bei dem Belli-Paro gehört. Diese Beschwörung geschieht auf folgende Art: Wenn ein Ordensglied einem Uneingeweihten kraft seiner heiligen Vorrechte Etwas gebieten oder verbieten will, so stekt er einen Stok mit einem Binsenbüschel, wie ein Besen gestaltet in die Erde, und läßt durch zwei oder drei Menschen zu wiederholten Malen die Beschwörungsformel: Huquonono Huquo! ausrufen. Wer dann dawider handelt, fällt in eine verhältnißmässige Strafe, welche meistens darin besteht, daß man ihn nakt in einem Korb voll Dornen herumschleppt und mit scharfer Pfefferbrühe übergießt. —

Was endlich das Ding selbst betrifft, welches diese Negern Belli nennen, so ist es eine Masse, welche von dem Belli-Mo oder obersten Priester, auf Befehl des Königs, aus einem unbekannten Stoffe gemacht wird, den man knetet und wie Teig bearbeitet. Bald hat es diese, bald jene Gestalt, so, wie es jedesmal die Umstände erfordern. Dieses bäkt er alsdann, und es wird gegessen. Es ist erstaunlich, was für einen Eindruk dies bei dem Volke macht, das es für heilig hält, und glaubt, es könne mit des Königs Einwilligung, (denn ohne dieselbe vermag es nichts) schrökliche Strafen anthun. Selbst die Könige und Priester, die diesen Betrug, das Volk in der Unterthänigkeit zu erhalten, erfunden haben, sind

jezt durch die lange Gewohnheit so abergläubisch darüber geworden, als der Pöbel. —

Der zweite Orden dieser Negern ist bloß für das weibliche Geschlecht gestiftet. Es ist eigentlich keine geheime Gesellschaft, denn jedes Mädchen wird dabei zugelassen und die Zeremonie selbst hat im Grunde kein Geheimniß; auch scheint sie bloß gestiftet zu seyn, um die Weiber durch eine Gaukelei für die Ausschliessung von dem Belli-Orden schadlos zu halten. Diese Zeremonie hat zum Hauptgegenstand die Beschneidung des weiblichen Geschlechts, und gibt keines von den Vorrechten, die mit dem männlichen Belli-Orden verknüpft sind. Sie schreibt sich aus dem Lande Gala her, von wo sie sich weiter umher verbreitet hat. *)

Die dazu gehörigen Feierlichkeiten sind diese: Zu einer gewissen Zeit, die der König bestimmt, wird mitten in einem Wald eine Menge Hütten erbaut, um alle Mädchen und Weiber aufnehmen zu können, welche in diesen Bund, welcher Nesogge genannt wird, eintreten wollen. Man nennt diese Kandidatinnen Simodisino, oder die

*) Wie diese Sitte am Flusse Sierraleona beobachtet wird, haben wir S. 133. u. ff. im VII. B. d. W. gesehen.

Töchter des Sandi. Sobald sie alle versammelt sind, tritt die Sogwilli oder Goulla, das älteste Weib von diesem Orden, welches der König die Schule zu regieren geschikt hat, ihr Amt damit an, daß sie ihren Schülerinnen Hüner zu essen gibt, welche Sandi-Lati d. h. Hüner des Bundes genannt werden. *) Durch denselben ermahnt sie ihre Schülerinnen, die vier Monate über in ihrer Schule ruhig und vergnügt zu seyn. Alsdann scheert sie ihre Köpfe, und nachdem sie sich auf ihren Befehl nakt ausgezogen haben; denn sie dürfen diese Zeit über keine Kleider tragen, so führt sie sie alle zu einem Bach in dem heiligen Walde, wo sie von ihr gewaschen und beschnitten werden. **) Dieses ist eine sehr schmerzliche Operazion; die Wunde wird aber mit gewissen Kräutern innerhalb zwölf Tagen geheilt.

Von dieser Zeit an werden sie täglich in den Tänzen und Liedern des Sandi unterrichtet, welche nicht gar ehrbar sind. Während welcher Zeit

---

*) Bei den Negern am Rio Sestro hat die Bundeshenne eine andere Bestimmung. (M. s. oben Seite 68.)

**) Dapper sagt (S. 417.) ausdrüklich: „Die Priesterinn schindet ihnen den Küzzel der Wollust aus der Scham." Dies will nichts anders sagen, als die Vorhaut des Klitoris wird beschnitten, welches ganz mit der Angabe Blumenbachs (De varietate gen. hum. nat.) übereinstimmt.

auch Weiber sie besuchen dürfen, aber keine andere, als solche, die schon beschnitten sind, und zwar nicht anders als ganz nakt.

Wenn die Zeit der Prüfung vorüber ist, so schikken die Aeltern ihren Töchtern rothe Kleider, Glaskorallen, Metallglokken und Ringe an die Füße, um sich damit auszupuzzen. In diesem Staate werden sie von der Sogwilli in das Dorf zurükgeführet, wo ein Haufen Volks von allen Seiten herzudringt, sie zu sehen. Wenn sich die alte Matrone daselbst niedergesezt hat, tanzen die Töchter des Sandi eine nach der andern, nach einer kleinen Trommel, und wenn der Tanz vorbei ist, so werden sie jede nach ihrer Wohnung zurük geschikt.

Dies ist alles, was uns Dapper und andre Schriftsteller von den Sitten dieser Völker berichtet haben.

Diesen Abschnitt, in welchem wir Alles, was sich von Nachrichten über diesen so wenig besuchten Küstenstrich in unsern Schriftstellern vorfand, zusammengereiht haben, müssen wir mit dem herzlichen Bedauern schliessen, daß diese Erdgegend noch so wenig und in neueren Zeiten gar nicht untersucht worden ist! — Wie wenig sind wir seit **Dapper's** Zeiten, seit einem vollen Jahrhunderte in der Kenntniß dieses Landes vorgerükt, und doch zeigt uns schon das Wenige, das wir davon wissen, daß es der Aufmerksamkeit der Erdforscher in mancher Rüksicht sehr würdig ist!

Möchte es der brittischen Gesellschaft, die sich zur Erforschung von Afrika so rühmlich verbunden hat, gefallen, auch diese Theile näher untersuchen zu lassen! *)

Derselbe Wunsch erstrekt sich auch auf die **Elfenbeinküste**, deren Beschreibung hier folgt.

*) Von dem neuern Erfolge ihrer Bemühungen folgen im Anhang zu diesem Bande einige Nachrichten.

(II)

Beschreibung
der
Zahn- oder Elfenbeinküste
und ihrer Einwohner,
nebst
P. Loyer's
Reise nach Issini.

Die Zahn- oder Elfenbeinküste — welche so wie die übrigen Theile des Küstenstrichs von Guinea, ihren Namen von ihrem wichtigsten Handelsartikel von den frühern europäischen Seefahrern erhalten hat — ist uns nicht viel besser bekannt, als die erstbeschriebene Pfefferküste.

Denn auch von dieser Elfenbeinküste vermissen wir noch vollständige spezielle, befriedigende Nachrichten. Die einzige und beßte allgemeine Beschreibung von derselben haben uns die Herausgeber der allgemeinen Historie der Reisen (im III. B. S. 648 bis Ende) geliefert. Sie haben dazu dieselben Schriftsteller benüzt, aus welchen sie auch ihre Beschreibung der Pfefferküste zusammengeschrieben haben.

Ausser dieser Beschreibung der Elfenbeinküste besizzen wir aber auch noch eine besondere Reise dahin, welche von einem einzelnen Theile dieser Küste sehr schäzbare Nachrichten enthält — nämlich die Reisebeschreibung des P. **Loyer's** nach **Issini.**

Dies ist aber auch Alles, was wir von diesem Theile haben, und dies Wenige wollen wir hier sorgfältig zusammenfassen, um doch Etwas liefern zu können, das einstweilen als Beitrag zur Ausfüllung jener grossen Lükke angesehen werden kann.

Zu dem Ende liefre ich hier zuerst die erwähnte allgemeine Beschreibung der Elfenbeinküste, und dann einen kernichten Auszug aus P. Loyer's Reise nach Issini.

Eine reichere Aerndte wartet unser bei der Beschreibung der Gold- und Sklavenküste, von welchen beiden wir treffliche Reisebeschreibungen und einzelne Nachrichten besizzen.

I.

Allgemeine Uebersicht der Zahn- oder Elfenbeinküste, nebst einigen Bemerkungen über die Naturgeschichte derselben.

Die Zahn- oder Elfenbeinküste (holl. Tand-Kust) ist derjenige Theil von Guinea, welcher zwischen dem Palmenkap (westlich) und dem Dreispizzenkap (östlich) liegt. Darin stimmen alle Erd- und Reisebeschreiber überein, aber in der Angabe der eigentlichen Gränzen weichen sie sehr von einander ab. Die meisten nehmen zwar auch jene beiden Vorgebirge als die Gränzen dieses Küstenstrichs an *), welches für die Küstenfahrer wol schiklich ist, in der Geographie aber Verwirrungen veranlaßt, indem dadurch Länder zerstükkelt werden, welche füglicher der Goldküste beizuzählen sind. Auch geben vorzüglich die Holländer nicht das Dreispizzenkap, sondern den Rio Sueiro da Rosta oder Issinifluß als die östliche Gränze an. **)

Am schiklichsten denke ich rechnen wir diese Küste vom Palmenkap (oder von Growa an dem-

*) So auch Des Marchais.

**) Nach Barbot.

selben) an, bis zum **Kap Apollonia** (östlich von Issini) wo die eigentliche Goldküste mit den Niederlassungen der Europäer ihren Anfang nimmt.— Daß die **Elfenbeinküste** von der vorzüglichsten Waare, welche die Europäer daselbst einhandeln, so genannt wird, ist schon erinnert worden.

Dieser ungefähr 80 Meilen lange Küstenstrich wird in folgende Theile abgetheilt:

I. **Die Elfenbeinküste im engern Verstande** — vom Palmenkap an bis zum St. Andreasflusse. (Auch die Bewohner dieser Küste werden zu den **bösen Leuten** gerechnet.)

II. **Die Küste der bösen Leute** (Costa de male gentes) — vom St. Andreasflusse bis zum Kap Laho (nach Andern nur bis zum Flusse Lagos, etwas östlicher) — Diese Küste hat ihrer Einwohner wegen, welche als sehr böse Menschen, ja sogar als Menschenfresser verschrien sind, diesen Namen erhalten.

III. Die **Quaquaküste** oder die **Küste der guten Leute**, vom Kap Laho bis zum Rio Sueiro da Kosta oder Issiniflusse. — Andre rechnen die Quaquaküste bis zum Kap Apollonia. Den Namen Küste der guten Leute hat dieser Strich bloß im Gegensaz der vorigen, westlicheren Küste erhalten; denn ihre Einwohner sind nicht besser, als andre Negern; aber umgänglicher als ihre westlichen Nachbarn; sie werden **Quaqua** genannt, weil man dies Wort, das einen Gruß bedeuten

soll, oft von ihnen hört. *) — Auf dieser Küste liegt das Land Adow — und auf der Westseite des Rio Sueiro das kleine Negerkönigreich Abassan.

IV. **Die Küste von Jssini**, zwischen dem Rio Sueiro da Kosta und dem Kap Apollonia. — Hier liegt das Land Jssini und das kleine Negerkönigreich **Guiomere**; auch wohnen auf dieser Küste die sogenannten **Veteres**= und **Kompaß**=**Negern**. (Von welchen weiter unten.)

Die ganze **Elfenbeinküste** ist ein niedriges Land; die merklichsten Erhöhungen, die man von der See aus sieht, sind die Vorgebirge, von welchen folgende drei allein einer Erwähnung verdienen: Das **Palmenkap** (Cabo das palmas) auf der Westgränze — das **Kap Laho** oder **La Hou** in der Mitte, — und das **Kap Apollonia** auf der Ostgränze. — — Ostwärts von dem Andreasflusse sind auf den Spezialkarten einige An=

*) Die Holländer nennen diese Küste auch die Sechsbandküste oder die Küste der sechs Streifen, so wie einen andern Theil derselben die Fünfbandküste oder die Küste der fünf Streifen, weil die Negern dieser Gegenden feine baumwollene Zeuche verfertigen, die sie aus fünf oder sechs Streifen zusammensezzen, indem sie nur schmale Streifen weben können. Diese Zeuche werden auch unter dem Namen der Quaquatücher, doch in geringer Menge, nach Europa gebracht. (Dapper's Afrika, S. 429.)

höhen bemerkt, welche die **rothen Hügel** genannt werden. Das Land dabei wird auf d'Anville's Spezialkarte (bei **Des Marchais**) auch das **rothe Land** genannt.

Mit Flüssen — unter welchen nur zwei einigermassen beträchtlich sind — ist diese Küste hinlänglich versehen. Jene grössere Flüsse sind: Der **Andreas-Fluß** und der **Rio Sueiro da Kosta** oder **Issinifluß**. Die übrigen auf den Karten angemerkten Küstenflüsse sind — von Westen nach Osten — der namenlose Küstenfluß bei **Growa**, nahe am Palmenkap — der namenlose Küstenfluß bei dem Orte **Kavalia** (auf **Bellin's** Spezialkarte) — der Fluß **S. Pedro** oder **Tabo**, bei Tabo — der Fluß bei den Negerdörfern **Taho** und **Berby** — der Fluß bei **Druin** (ein Arm des **St. Andreasflusses**) — der **Rio Fresko**, bei den rothen Hügeln (nach d'Anville) — der **Rio de Lagos** (d. h. **Seefluß**, weil er kurz vor seinem Augusse einen See bildet) nahe bei dem Kap **Laho** — der Fluß **Jaque Laho** oder das **Barbas** — der **Goldfluß** (nach d'**Anville**) bei Alt- oder Groß-Issini. *) Dies

*) Auf Bellin's schon erwähnter Spezialkarte von der Elfenbeinküste vom J. 1745. (im III. B. der allg. Hist. d. R. S. 29.) hat der Küstenfluß bei Groß-Issini keinen Namen, hingegen findet sich ostwärts von dem Kap Apollonia (4° 15'. N. B.) ein grösserer Küstenfluß angezeigt, welcher den Namen **Sl. Mancha** oder **Rio del Oro**, Goldfluß führt.

Dies sind lauter meist unbeträchtliche Küstenflüsse, die noch eben so unbekannt und unerforscht sind, als beinahe das ganze Land, von welchen wir kaum mehr als den von dem Meere bespülten Saum kennen, so weit ihn die Seefahrer von den Verdekken ihrer Schiffe aus sehen können; denn sie gehen hier selten ans Land, und wenn sie es thun, so entfernen sie sich nie weit vom Ufer. Nur wenige Theile dieses Küstenstrichs (besonders Issini) sind uns etwas genauer bekannt geworden.

Die ganze **Elfenbeinküste** ist ausnehmend fruchtbar und bringt allerlei Lebensmittel in reichem Ueberflusse hervor. Reiß, Erbsen, Bohnen, Zitronen, Pomeranzen, Kokosnüsse und andre Früchte liefert dies Land in sehr grosser Menge. Es hat auch sehr viel Zukkerrohr und Indigo. — Nur Schade, daß die trägen, sorglosen Negern diese Naturreichthümer ihres Landes so wenig zu nuzzen wissen!

Palmöl und Palmwein wird hier häufig gewonnen; ersteres aus der Frucht, lezteres aus dem Stamme einer Art Weinpalme, die sie **Tombe** nennen. Die Baumwolle wächset hier auch in ansehnlicher Menge.

An zahmem Vieh, als Ochsen, Ziegen und Schweinen, sowol als an allerlei Wildpret ist hier gar kein Mangel; eben so reich ist das Meer bei dieser Küste an vielerlei eßbaren Fischen.

Eines sonderbaren Thieres, das in den Wäldern am St. Andreasflusse leben soll, wird in der Reisebeschreibung des Ritters Des Marchais mit folgenden Worten gedacht: *)

„Das Thier, welches die Negern Quogelo nennen, ist vierfüssig; es erreicht oft, den langen Schwanz mitgerechnet, eine Länge von acht Fuß; vom Halse an bis zur Schwanzspizze ist es ganz dicht mit starken Schuppen bedekt, welche den Artischokkenblättern ähnlich, aber spizziger sind; diese Schuppen sind seine Waffen, denn sobald es von einem Leopard oder andern Thiere verfolgt wird, rollt es sich wie ein Igel, den Kopf zwischen den Füssen zusammen, und trozt dann seinem Feinde, der sich an seinen scharfen Schuppen verlezt, wenn er es anpakken will. Die Negern schlagen es mit Prügeln todt, ziehen ihm die Haut ab, die sie an die Europäer verkaufen, und essen das Fleisch, welches schön weiß und von vortrefflichem Geschmakke seyn soll. — Dieses Thier ist sanft und gutmüthig; es beleidigt kein andres Geschöpf, ausser die Ameisen, die es frißt und die seine ein-

*) Voyage du Chev. Des Marchais T. I. — Auch Dapper gibt (S. 392.) eine mit dieser übereinstimmende Beschreibung des Quogelo mit einer Abbildung, welche mit derjenigen von dem fünffingerigen Schuppenthier, die sich Tab. XXIX. Fig. 1. im I. B. des Linnäischen Natursystems von Müller befindet, ganz einerlei ist.

zige Nahrung ausmachen; es erhascht sie mit seiner langen klebrigen Zunge, die es in die Ameisenhäufen stekt, und so diese Thierchen wie auf einer Leimruthe fängt, und verzehrt, so bald die Zunge genug damit bedekt ist."

Dies ist also ein Schuppenthier (Manis. L.) und wahrscheinlich das fünffingrige Schuppenthier, auch der javanische Teufel genannt (Manis pentadactyla L.) welches Thier auf einigen ostindischen Inseln und in Brasilien gefunden wird. *) —

Mehrere Naturmerkwürdigkeiten haben uns die Seefahrer von diesem Küstenstriche nicht aufgezeichnet!

*) Zimmermann (Geogr. Gesch. II. S. 404.) sagt, der Quogelo sei das kurzgeschwänzte Schuppenthier (Manis brachyura. Erxl.) seine Beschreibung von diesem stimmt aber nur darin nicht mit jenem überein, daß dieses abgerundete, der Quogelo hingegen spizzige Schuppen hat. —

II.

Nähere Beschreibung der merkwürdigsten Oerter auf der Elfenbeinküste, nebst Bemerkungen über Landesbeschaffenheit und Einwohner.

Aus den Schifferberichten.

Wir wollen nun — nach dem Beispiele unsrer Vorgänger *) — die kurzen Berichte und Anmerkungen der einzelnen Seefahrer, **) welche diese Küste besucht und uns ihre Tagebücher hinterlassen haben, zusammenreihen, um eine nähere Beschreibung der einzelnen Theile und Oerter auf dieser Küste, so weit es die Magerkeit der vorhandenen Nachrichten zuläßt, daraus zu bilden.

*) Die Herausgeber der allg. Hist. d. Reisen, welche im III. Bande S. 648. u. ff. eine solche Beschreibung lieferten, die bei der gegenwärtigen zum Grunde liegt.

**) Unter denselben verdient hierin Des Marchais die erste Stelle. Seine sehr brauchbaren Nachrichten sind hier vorzüglich benuzt worden.

Diejenigen Oerter auf der Elfenbeinküste, welche am meisten von den Guineafahrern besucht werden, sind: Gena oder Growa, Tabo, Klein Tabo, Groß Druin, Botra, das Vorgebirge la Ho, Wallo und das Vorgebirg Apollonia. Diese sind meistentheils an den Mündungen der Flüsse gelegen, deren Namen sie führen. Das innere Land ist wenig bekannt, weil seit langen Zeiten die Einwohner keinen Europäern gestatten wollen, sich hier vest zu sezzen. Es wird also die ganze Handlung entweder nur am Borde getrieben, oder wenn solches auf dem Lande geschieht, so braucht man von beiden Theilen grosse Vorsicht. Man findet an einem Orte eben so viel, als an dem andern, nämlich Gold, Elfenbein und Sklaven, und obgleich kein gewisser Tarif fest gesezt ist, so ist doch die Handlung sehr beträchtlich.

Man rechnet drei Seemeilen *) von dem **Palmen-Vorgebirge** bis nach **Growa**; von **Growa** bis nach **Tabo** dreißig; von **Tabo** bis **klein Tabo** viere; von da bis nach **Berbi** fünfe; von **Berbi** nach **groß Druin** sechse; von **groß Druin** nach **Tao** zwei; von **Tao** bis zum **Rio St. Andrea** drei, von demselben bis an das Vorgebirge **la Ho** sieben, und von diesem Vorgebirge bis nach **Gamo** zehn. Wenn man dieses zusammenrechnet, so beträgt die Länge von dem **Palmenvor-**

*) Deren vier — drei gemeine deutsche oder geographische Meilen ausmachen.

gebirge an bis nach **Gamo** acht und achtzig Seemeilen. Manche Schiffer sezzen die Weite dieses Landes bis ostwärts an die Küste des bösen Volks, und andere lassen sie bei **Botra** aufhören, welche Bestimmung die Küste des guten Volks auf fünf und zwanzig Seemeilen hinunter sezt.

Ostwärts von dem Palmenkap fängt die **Elfenbeinküste im engern Verstande** an — deren Einwohner schon in einem so übeln Rufe stehen, daß die europäischen Handelsschiffe nur mit grosser Vorsicht mit denselben handeln. Höchstselten steigen hier die Europäer ans Land; sie lassen lieber die Negern zu sich an Bord kommen, und auch dabei haben sie Acht, daß sich nicht zu viele derselben auf das Schiff begeben; denn dadurch könnten sie in Gefahr kommen, daß es den Negern beifiele, sie durch Uebermacht zu bezwingen und sich ihres Schiffs zu bemächtigen.

Die Negern am **St. Andreasflusse** und am **Kap Laho** sind eben so mißtrauisch gegen die Europäer und verlangen von diesen eine eidliche Versicherung ihrer freundschaftlichen Absichten, die mit folgender Zeremonie gegeben wird. Der Schiffskapitän muß mit einem Fusse auf einem Barkholze *) seines Schiffs mit dem andern auf dem

*) Barkhölzer (franz. Lisses oder précintes) heissen in der Schiffersprache die starken Breter, welche gleich Reifen, die äussere Verkleidung des Schiffs umge-

Rand seiner Schaluppe stehend mit der Hand Wasser aus dem Meer auffassen, und sich einige Tropfen davon auf die Augen sprüzzen. Die Negern selbst, so schlecht auch, der Sage nach, ihr Karakter ist, halten doch diesen Eid sehr heilig; denn sie glauben, wer ihn bricht, erblindet. *) —

Diese ganze Küste ist meistens ziemlich mit Flekken und Dörfern angefüllt, von welchen wir aber nur die wichtigsten, und den Europäern bekanntesten nennen wollen.

Tabo Dune, der nächste Flekken hinter **Growa**, als dem lezten Orte, der zur Pfefferküste gehört, unterscheidet sich durch ein grosses grünes Vorgebirge, welches darneben liegt, und so wie das Land lauter Wald ist. Die Ebbe und Flut läuft gemeiniglich Ostnordost, und manchmal geht sie langsam nach Süd und Südwest.

Tabo, welches zehn Seemeilen von **Tabo Dune** liegt, ist von der See aus leicht an dem grossen Felsen zu erkennen, der weit zu sehen ist, und anderthalb Seemeilen westwärts von dem Orte liegt. Auf dem benachbarten Vorgebirge stehen hin

---

ben, und besser zusammenhalten; sie dienen auch den Matrosen statt der Leitern zum Herumklettern an dem Aussentheile des Schiffs.

*) Des Marchais, T. I. — Mehrere andere Negervölkerschaften schwören auch bei dem Meere, das sie als ihren Fetisch verehren.

und wieder grosse hohe Bäume, und in der Rheede sind achtzehn bis zwanzig Faden Wasser. Nahe bei dem Dorfe lauft ein kleiner Fluß durch ein Gebüsch, welchen die Portugiesen Rio de St. Pedro genannt haben. Auf der Westseite desselben stehen einige Berge, welchen sie den Namen Sierra de Santa Apollonia gaben.

Petri oder **Petriero**, ein anderer Flekken, zwei Seemeilen weiter gegen Osten von **Tabo**, läßt sich an dem Felsen unterscheiden, der nicht weit davon zu sehen ist.

Tabo, wieder zwei Seemeilen von **Petri**, und noch zwei Meilen weiter hin **Berbi**, ein anderer Flekken, liegen auf einer Anhöhe.

Druin, oder **Drewin Petri**, oder auch **Groß-Druin**, liegt nicht weit von dem Flusse St. Andreas, oder eigentlich an einem Arme desselben. Dieser Ort ist von der See aus leicht zu erkennen, indem etliche Häuser, die auf einer Höhe am Strande liegen, und weiter gegen Westen verschiedene hohe Bäume auf dem Vorgebirge deutlich zu sehen sind. Man erblikt auch von dem Meere aus vier Ebenen, die eine Seemeile davon gegen Westen am Strande mitten unter dem Gehölze erscheinen. Die Portugiesen nennen das dabei gelegene Vorgebirge **Cabo da Praynha**, das ist, das **Vorgebirge des kleinen Strandes**. Die Negerstadt (oder Flekken) liegt auf einer Insel in dem Flusse **Druin**, welcher ein Arm des

Andreasflusses ist und zwischen zwei Reihen Bergen von Norden herkömmt. Weiter hinten sind anmuthige Wiesen, die nicht zu übersehen sind. Um die Stadt her liegen noch drei Dörfer, jedes eine halbe Seemeile von dem andern; die Bewohner derselben legen sich auf die Viehzucht und ziehen sehr viele Ochsen und anderes Vieh.

Die Negern dieser Gegend werden für die wildesten auf der ganzen Küste gehalten, und sollen wirklich Menschenfresser seyn. Sie feilen sich zum Staate ihre Zähne so scharf, wie Nadeln oder Pfriemen. *) **Barbot** will Niemanden rathen, hier an das Land zu gehen. Der Handel ist hier auch nicht beträchtlich. Die Negern bringen zwar in ihren Kähnen gemeiniglich grosse Stükke Elfenbein an die Schiffe; sie halten sie aber so theuer, daß nicht viel Vortheil damit zu machen ist.

Ausser ihrem Daschi oder Geschenke, betteln sie um alles, was sie sehen, und stellen sich sehr ungebärdig, wenn es ihnen abgeschlagen wird. Sie sind so argwöhnisch oder furchtsam, daß wenn sie nur etwas mehr Lärmen auf dem Schiffe hören, als sonst gewöhnlich ist, oder wenn man etwas heftig mit ihnen redet, sie, ohne sich zu verweilen, in das Meer springen, und nach ihren

*) Man bemerkt dies an mehreren Negervölkern, die man für Menschenfresser hält; deßwegen wollen die Europäer keine Sklaven mit scharfen Zähnen kaufen. (Wovon in der Folge noch.)

Kähnen schwimmen, die zu diesem Ende nicht weit davon in Bereitschaft stehen. Es ist also sehr schwer, mit ihnen zu handeln.

Der Fluß **St. Andreas**, bei welchem die eigentliche **Küste der bösen Leute** anfängt, fließt anderthalb Seemeilen Ordnordost von **Druin Petri** in das Meer. Hier bildet das Land ein grosses Vorgebirge oder eine Erdzunge. Der Fluß theilet sich in zwei Arme, davon einer nach Nordost gen West, und der andere nach Ostsüdost läuft. Er ist vier Seemeilen weit für kleine Fahrzeuge schiffbar; indem der Kanal breit und das Wasser tief ist; doch manchmal ist er zur Sommerszeit in der Mündung seichte. Als **Barbot** hier war, hätte sich so viel Sand in dem Flusse angehäuft, daß wegen des Anstosses der Meerwellen kein Boot fortkommen konnte. Die Mündung hat Südost im Gesichte, und linker Hand ist ein hohes rundes Vorgebirge, und an demselben gegen Westen steht ein Baum. *)

Villault gedenket einer frischen Wasserquelle, die am Fusse dieses zu einer Vestung so tauglichen Berges entspringt, welche den Felsen auf der Nordseite bedekt, und mit einem grossen Kanoe bestrichen werden könnte. Die Städte **Groß** und

*) Wir haben im VIII. B. d. W. 266. u. ff. schon gesehen, wie sehr Des Marchais das Land an diesem Flusse zu einer Niederlassung anempfielt.

Klein Druin, **Tao** und **Growa** liegen alle im Bezirke einer Seemeile bei dem Flusse. Von der Höhe dieses Berges erblikket man gegen Osten **Giron**, das neben einer schönen grossen Wiese gebaut ist, und gegen Westen **Tabo**, am Ausgang eines angenehmen Gefildes, das hin und wieder mit artigen Wäldern bewachsen ist, die weit in das Land hinein gehen, und sich an dem Fusse von hohen Bergen endigen, die man gleichfalls von hieraus erkennt.

Der Lauf des **Andreasflusses** ist (nach Aussage der Negern) westlich. Er kann, in Ansehung seiner Breite und Tiefe, Barken tragen, und würde bequem zur Handlung seyn, wenn man nur den Negern trauen dürfte. Sie sind unter den Einwohnern der Küste die allerbarbarischsten.

Das Erdreich um den Fluß ist fruchtbar, und reich an Gewässern, die das Land geschikt machen, alles, was hinein gesäet wird, hervorzubringen. Reiß, Hirse, Mais, Erbsen, Ignames, Potatoes, Melonen, und alle Arten von Wurzeln und Hülsenfrüchten, wachsen wunderwürdig schön. Hie und da sieht man kleine Wälder von Palmen = Pomeranzen = Zitronen = und Wollenbäumen von verschiedenen Gattungen, die ohne Pflegung vortreffliche Früchte tragen. Es gibt hier auch eine besondere Art Nußbäume. Die Nüsse sind kleiner, als die bei uns, aber ohne Rinde zwischen dem Kerne, und schmekken wie die beßten Mandeln.

Es wächst hier sehr viel Zukkerrohr, welches zu einer grossen Vollkommenheit gelangt, und das amerikanische an Grösse und Süßigkeit übertrifft. Es wird den Elefanten Preis gegeben, obgleich eine grosse Menge Rum und Zukker daraus gemacht werden könnte.

Alle Arten von Vieh sind hier im Ueberfluß, als Rinder, Ziegen, Schweine, Schafe, und Federvieh. Ein guter Ochse wird niemals höher verkauft, als um ein Duzzend gute Messer, das Stük zu zwei Stübern, und das übrige nach Verhältniß. *)

Dies wird von Barbot bestätigt, welcher sagt, daß das Land alles das darreicht, was nur die Malagettaküste an Lebensmitteln hervorbringt, und andre stimmen ihm bei.

Die hiesigen Negern sind nichts besser gekleidet, als ihre Nachbarn auf der Pfefferküste, indem sie bloß einen schmalen leinenen Lappen zur Bedekkung haben. Die Reichen tragen ein oder zwei Pagnes, nebst einem Dolch oder grossen Messer an der Seite. Die Weiber sind gemeiniglich klein, aber wolgestaltet, und haben feine Gesichtszüge, gute Augen und Zähne. Sie sind lebhaft und angenehm, und haben ein buhlerisches Ansehen, welches sie auch durch ihre Aufführung nicht verläugnen.

*) Des Marchais, T. I. p. 165. suiv.

Die Männer sind stark und wolgebaut, und es fehlt ihnen weder an Muth noch an Verstand. Sie sind sehr mistrauisch, seit einige von ihnen durch die Europäer weggeführt worden sind. Aus dieser Ursache wagen sie sich nicht eher auf ein Schiff zu kommen, als bis der Hauptmann die Zeremonie beobachtet hat, Seewasser in das Auge zu sprizzen. *) Sie sind auch, wenn sie an Bord kommen, nicht dahin zu bringen, daß sie unter das Verdek oder in die Kajüten giengen.

Die Einwohner von diesen und den benachbarten Gegenden, besonders aber auf der Küste gegen Osten, haben sehr gerne eiserne oder kupferne Ringe, mit kleinen Schellen an den Füssen. Die Weiber tragen sie über dem Knöchel, wie auch an den Armen und Händen, und halten das Geklingel der Schellen für eine sehr liebliche Musik zum Tanze. Diese Leibesübung lieben sie so sehr, daß wenn sie den ganzen Tag über schwere Arbeit verrichtet haben, sie niemals so gut ausruhen, als wenn sie fünf oder sechs Stunden tanzen. Ein jedes Land hat seine eigenen Moden, die behendesten französischen Tanzmeister würden hier nur Schnekken vorstellen, und es würde ihnen unter diesem Volke nicht an Gelegenheit fehlen, neue Moden nach Hause zu bringen. **)

---

*) Wovon oben.

**) Wir haben schon die Bemerkung gemacht, daß all-

Die Elefanten auf dieser Küste müssen sehr groß seyn, weil man hier Zähne von zweihundert und mehreren Pfunden verkauft. Es sind hier auch Sklaven und Gold zu haben. Wo dieses leztere herkömmt, ist ungewiß; die Negern machen wenigstens ein grosses Geheimniß daraus. Wenn man sie aber genau deswegen befragt, so zeigen sie auf die hohen Berge gegen Nordost, und sagen, es käme von dort her. Vielleicht finden sie es auf eine leichtere Art in dem Sand der Flüsse; oder waschen es die Einwohner dieser Berge aus der Erde, wie die in **Bambuk**, und auf der Goldküste. *)

Ueberhaupt wäre dieses Land zu einer guten Handlung sehr bequem. Aber die wilde rohe Gemüthsart der Einwohner verursacht, daß sie den Fremden nichts verkaufen, als um einen sehr theuren Preis, und auch nichts von der besten Sorte.

Sie haben auch zu verschiedenenmalen eine grosse Menge Europäer umgebracht, die aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln hieher gekommen sind. Ein englisches Schiff verlor im Jahre 1677 drei von seinen Leuten; im Jahre 1678 verlor ein portugiesisches Schiff neune, und erst in neuerer Zeit ein holländisches vierzehn. Von dieser blutgierigen Gemüthsart haben die Portugiesen ihnen

Negern grosse Liebhaber vom Tanze sind. Diese Neigung verlieren sie auch in der Sklaverei nicht.

*) Von der Goldwascherei und Goldgraberei der Negern wird im folgenden Bande d. W. gesprochen.

den Namen der bösen Leute gegeben; denn es ist gewiß, sie fressen Menschenfleisch! Wenn ein Schiff genöthigt ist, sich in dieser Gegend mit Wasser oder Lebensmitteln zu versorgen, so müssen die Boote sehr stark bemannt und bewaffnet seyn; auch ist es gut, wenn man sie mit ein Paar Drehbassen *) versieht, und überhaupt sehr auf seiner Hut ist, weßwegen es nöthig ist, einen guten Wächter auf den Mastbaum zu stellen, damit man nicht unversehens überfallen werde. —

Ostwärts vom Flusse St. Andreas sieht man zwölf oder noch mehr rothe Klippen, die sich drei bis vier Seemeilen weit erstrekken. Das Ufer ist sehr steil, und durchgängig roth, und kann bei heiterm Wetter auf acht Seemeilen weit in der See gesehen werden. Die Portugiesen nennen sie Barreiras vermelhas, die Franzosen Falaizes rouges, und die Holländer **Roode Kliftens**, das heißt, **rothe Klippen**.

Der Flekken **Dromwa Petri**, der zwischen der siebenten und achten rothen Klippe liegt, ist an zwei grossen dabei stehenden Bäumen zu erkennen, und liegt sieben Seemeilen vom Flusse St. Andreas entfernt. Die hiesigen Einwohner geben den dortigen an Wildheit und Barbarei nichts nach.

Zwischen diesem Flusse und **Roetroe**, liegt

*) Kleine Schiffskanonen.

kein den Seefahrern bekannter Ort. *) Auch sieht man keine Fahrzeuge ausser dem Flusse; ein Beweis, daß dieses Land schlecht bewohnt ist. **Roetroe** oder **Rotrow** (**Rutteru**) liegt an der Ostseite des **Rio de Lagos**. Aus diesem Flusse laufen viele Kähne aus, welche den Schiffen schöne und grosse Elefantenzähne zuführen.

Bei dem Vorgebirge **Laho** (**La Ho**, **La Hu**, oder **La How**) welches zwei Seemeilen von **Roetroe** ostwärts liegt, fängt die **Quaquaküste** oder die **Küste der guten Leute** an. Das Land dazwischen ist niedrig, eben und waldicht. Dieses Vorgebirg (5° 10′ N. Br.) ist auch nur eine niedrige Erdzunge voller Bäume, unter denen einer vor den andern hoch ist — sie strekt sich nicht weit ins Meer hinein. **) Hier ist der stärkste Handelsplaz auf der ganzen **Quaquaküste**, wegen des schönen grossen Elfenbeins, das hier allezeit in Menge zu haben ist.

Die Negerstadt an diesem Vorgebirge, welche auch den Namen **Laho** führt, ist (nach **Barbot**) groß und sehr volkreich, und breitet sich eine ganze Seemeile weit an dem Ufer aus. Der Strand ist flach, und mit einem gelben feinen Sande angefüllt, an welchen das Meer mit grossen Wellen an-

*) Barbot, in der Allg. Hist. d. Reisen, III. B. S. 653.

**) Nach Des Marchais. (Voyage, T. I. p. 184.)

anspulet. Die Einwohner sind höflich, und lassen gut mit sich umgehen. Sie pflegen aber mit dem Preiß ihres Elfenbeins nach der Anzahl der Schiffe aufzuschlagen, die sie an der Küste sehen, welche sowol von vielen englischen und holländischen Privatkauffahrern, als auch privilegirten Schiffen besucht wird. Etwas über eine Seemeile westwärts von **Laho** fließt ein grosser Fluß, dessen Hauptkanal in den von St. Andreas fällt; der schwächere Arm geht etliche Meilen landwärts gegen Osten.

In dem ganzen Flekken oder der Stadt **Laho** stehen eben so wie zu **Axim**, sehr viele Kokosbäume, und er würde auch wirklich eine sehr grosse Aehnlichkeit mit diesem Orte haben, wenn ein Fort dabei wäre, und das Land hoch läge. Auch sieht man hinter dem Flekken drei kleine Meilen landeinwärts einige hohe Berge. *)

Vom Vorgebirge **la How** an wendet sich die Küste, und läuft darauf Ost gen Süd. In dieser Krümmung sieht man den kleinen Fluß **Jaque la How** (**Schak Laho**) oder **Rio das Barbas**, der von Norden herkömmt. Er ist nicht schiffbar.

Der Flekken **Wotoe**, **Wallock** oder **Wallatok**, ist sieben Seemeilen von **Jaque la How** Ost gen Süd, und treibt einen mittelmäßigen Handel mit Elfenbein.

Zunächst bei **Wotoe** liegt **Jaque Jaque**, oder

*) Nach Snoek, beim **Boßmann**.

Jak in Jako, und neben demselben Korbi Laho. Zwischen beiden Oertern befinden sich auf der Küste einige Bäche, und an derselben die grundlose Tiefe, welche die Holländer Kuyl sonder Grond nennen. Dies ist ein Strich auf dem Meere, eine Seemeile westwärts von Korbi Laho, und eine kleine Strekke vom Ufer, von welchem man lange Zeit geglaubt hat, daß kein Grund daselbst zu finden wäre. Etwa einen Flintenschuß vom Lande ist das Meer nur sechzig Faden tief; weiterhinaus in die See berührte freilich das Blei, bei den Versuchen die man machte, den Grund nicht; aber es ist zu vermuthen, daß dies durch den starken Strom, der daselbst von Südwesten her treibt, mit weggerissen wurde.

Weiterhin liegt auf dieser Küste, und zwar in dem Lande Adow, zwischen Korbi Laho und dem Rio de Sueiro da Costa, das Negerdorf Gammo, von jenen anderthalb Seemeilen entfernt. Die Rheede bei diesem Orte ist sehr bequem für die Einwohner der ganzen Gegend und Nachbarschaft, welche Quaquatücher, Elfenbein, Gold, und noch überdieß frische Lebensmittel in reichem Ueberflusse an Bord bringen. Die dortigen Negern sind im Schwimmen und Untertauchen sehr erfahren; alle Geräthschaften, die man, um sie zu probiren, über Bord wirft, können sie fast aus dem Grunde des Meers herauf holen.*)

*) Barbot machte selbst diese Probe. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 655.)

Weiterhin, an der Westseite des **Rio Sueiro** liegt das kleine Negerkönigreich Abassan, dessen Breite an der Küste hin sich kaum auf zwei bis drei Meilen erstrekt. Wie weit es sich in das Innere hinein ausdehnt, weiß man nicht, weil dies Ländchen beinahe niemals von Handelsschiffen besucht wird. *)

Nordwärts von diesem Lande wohnen die Essieps, welche ehmals das jezzige Land der Issinesen bewohnten, von diesen und den **Weteres** aber (um's J. 1670.) ihrer Undankbarkeit und unruhigen Gemüthsart wegen daraus vertrieben worden sind. **) Die **Weteres-Negern**, jezt ihre östlichen Nachbarn leben noch immer im Kriege mit ihnen, und thun ihnen Abbruch, wo sie können.

Die Küste vom Rio Sweiro da Kosta bis zum Vorgebirge St. Apollonia, oder die **Küste von Issini** ist niedrig und flach, und geht auf zwölf Seemeilen weit Ostsüdost, und ist beständig von hohen Bäumen beschattet, und voller Dörfer und Flekken. Die merkwürdigsten darunter sind: **Boku**, oder **Abaku**, ***) **Klein-Issi-**

---

*) Des Marchais (Voyage T. I. p. 191.) und nach d'Anville's Karte dabei. Auf Bellin's mehrerwähnter Spezialkarte fehlt dies Land.

**) Des Marchais nennt diesen Ort Tekuehue.

***) Nach Barbot (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 655.) gehören alle diese Oerter zu dem Lande Adouwasian oder

ni (Issini pequena), Groß-Jssini (Issini grande) Abbiony oder Assene, Tebbo, und Akanimina.

Boku liegt im Walde an der Mündung des Rio Sweiro da Kosta. — Klein-Jssini ist, wie auch Groß-Jssini an dem Ufer zu sehen, und drei kleine Dörfer zwischen ihnen beiden. Groß-Jssini liegt an der Mündung eines kleinen Flusses *), der sich nie in das Meer ergießt, als nur zur Regenzeit, wenn er austritt. Diese Negerstadt ward von den inländischen Negern im Jahre 1681 geplündert, und abgebrannt. An der Mündung dieses Flusses, und ganz nahe bei dem Ufer ist eine kleine Jnsel, welche sehr bequem liegt, um ein Fort daselbst zu Beschüzzung des Handels, mitten im Lande aufzubauen. Die Franzosen liessen sich auch wirklich im Jahre 1701 daselbst nieder; sie verliessen aber diesen Ort wieder im J. 1704. **) Der Fluß geht weit in das Land hinein, gegen Nordnordwest. ***) Jssini Grande

Soku, worunter aber wol nichts anders verstanden wird, als das Königreich Jssinij, von welchem Loyer (weiter unten) ausführlich handelt.

*) Welchen d'Anville den Goldfluß nennt. (M. s. oben.)

**) Alles dieses findet man in der unten folgenden Reisebeschreibung des P. Loyer ausführlich erzählt.

***) Dieser grosse Fluß ist kein anderer, als der Rio Sueiro da Kosta, welcher bei seiner Mündung nach den Anwohnern der Jssini- und weiter oben der As-

ist wegen seines schönen Goldes berühmt, welches vermuthlich von Asiente oder Frita herkömmt, in der Gegend, wo der Rio Suerio entspringt, welches Land sehr reich an Gold seyn soll. *)

Ostwärts von Issini liegen die kleinen Städte und Landschaften Albiani und Tabo **); die ersten sechs, und die lezteren zehn Seemeilen von Issini. Die Handelsschiffe pflegen an diesen Orten anzulegen. Beide liegen in Wäldern von Pal-

---

bini-Fluß genannt wird. Der erste Name ist portugiesisch, die beiden lezteren negerisch. Zwar führt auf d'Anville's Karte (bei Des Marchais) ein kleiner Küstenfluß, welcher ganz nahe bei dem Issiniflusse auf dessen Westseite ins Meer fliessen soll, welcher aber auf Bellin's neuerer Karte fehlt, den Namen Rio Sueiro; dies ist aber wol ein Irrthum, und dieser kleine Küstenfluß kann nichts anders, als ein Arm von dem grossen Issiniflusse oder dem eigentlichen Rio Sueiro da Kosta seyn, der bei seiner Mündung sehr breit ist, und mehrere Inseln in sich faßt, wobei er dann in verschiedene Arme getheilt wird. Damit stimmen die Berichte aller Reisebeschreiber überein.

*) Barbot (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 655.) sagt, zu seiner Zeit (im lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts) sei dieses Goldland erst den Europäern (dem Namen nach) bekannt worden.

**) Nach d'Anville's Karte liegen diese beide Oerter in dem Negerkönigreich Guiomere, dessen Name auf Bellin's Karte fehlt.

menbäumen, welche von der See aus deutlich gesehen werden können.

Akanimina liegt auf einer Anhöhe, eine halbe Seemeile westwärts von dem Vorgebirge St. Apollonia. Das innere Land zwischen **Boku** und **Akanimina** ist bergicht, und besizt vortreffliches Gold, Sklaven und Elfenbein. Der Ankerplaz von beiden Oertern ist auf zwei englische Meilen vom Ufer, in fünfzehn bis sechszehn Faden Wasser.

Wenn man hier Goldstaub einhandeln will, so muß man ihn vorher sorgfältig probiren, weil diese Negern die Geschiklichkeit besizzen, ihn mit Feilstaub von Kupfer zu verfälschen.

Dies sind die merkwürdigsten Oerter auf der Küste zwischen dem Rio Sueiro und dem Apollonienkap, deren die Guineaschiffer in ihren Tagebüchern erwähnen. Diese Namen-Anzeige ist aber zu unbefriedigend, als daß wir nicht die nähere geographische Eintheilung und Nachricht von den Ländern dieses Küstenstrichs, welche wir bei **Des Marchais** *) finden, hier noch kurz überblikken sollten.

Die Küste zwischen dem Rio Sueiro und dem Apollonienkap besteht demnach aus folgenden Ländern:

*) Voyage, T. I. p. 191. & suiv.

1. **Das Negerkönigreich Issini** oder das Land der Issinesen liegt an der Ostseite der Mündung des hier von demselben so benannten Issiniflusses (Rio Sueiro da Kosta) und begreift auch die Inseln in der Mündung desselben. Es ist aber nur ein ganz kleines Land, das sich nicht über fünf deutsche Meilen längs der Küste hin und etwa vier Meilen landeinwärts erstrekt. Sein Flächenraum beträgt also wol keine 20 Quadratmeilen. Es macht eigentlich einen Theil des Landes der **Weteres** (oder Fischer-Negern) aus, welche ehmals diesen Strich den bedrängten **Essieps** und nachher (um's J. 1670.) den aus ihrem Vaterlande vertriebenen **Issinesen** einräumten. Diese nannten ihren neuen Wohnsiz daher **Klein-** oder **Neu-Issini**. Beide Völkerschaften leben in Friede mit einander, jede für sich unabhängig; jede unter ihrem eigenen Oberhaupte, das die Europäer **König** nennen.

Der winzigkleine Staat von **Issini** besteht nur aus zwölf Flekken und Dörfern, die theils an der Küste, theils an dem Flusse, oder auf den Inseln desselben liegen. Die merkwürdigsten dieser Oerter sind:

1) Assoko, der Hauptort, die königliche Residenz, ein Flekken von etwa 200 Häusern, und 1000 bis 1200 Einwohnern, auf einer Insel im Flusse, eine Meile vom Meer.

2) Tekuchue, am Flusse, ein Dorf, wo der König ein Haus hat, in welchem er jährlich einige Monate zubringt.

Nicht weit davon lag das französische Fort auf einer Erdzunge.

3) Bangajo liegt auch am Ufer des Flusses.

2. Das **Land der Weteres-Negern** liegt auch an dem Flusse nordwärts von Issini, und ist von grösserm Umfange als Issini. (Von seinen Einwohnern erzählt uns **Loyer** das Wichtigste).

3. Das **Land der Kompas-Negern**, liegt noch weiter gegen Norden; sein Umfang ist nicht bekannt; es soll aber einen sehr fruchtbaren Boden haben, und reich an Golde seyn. Die Einwohner desselben leben in republikanischer Verfassung. (Auch von diesen berichtet **Loyer** Einiges, wovon weiter unten.)

4. Das Königreich **Guiomere**, ostwärts von Issini, liegt am nächsten bei dem Vorgebirge **Apollonia**. Im Anfange dieses Jahrhunderts ward es von einer Königinn mit Namen **Afamouchou** regiert, die von ihren Unterthanen geliebt und von den Nachbarn geehrt ward. Sie folgte ihrem Bruder in der Regierung, und wollte sich niemals vermählen. Sie war eine männliche, muntere Prinzessinn, und führte im Krieg ihre Völker allezeit in Person an, war auch so glüklich, daß sie niemals weder von Europäern noch von Negern den geringsten Verlust erlitt. Sie hatte eine grosse Liebe zu den Franzosen, und errichtete einen Traktat mit dem Ritter **Damon**. An der Küste erstrekken sich die Gränzen dieses Reichs nicht weit, aber es geht tief in das Land

hinein, und ist sehr gut bevölkert, reich, und treibt einen guten Handel. Gold ist hier sehr häufig, wie auch Elfenbein und Sklaven, welche die Königinn in den Kriegen gefangen bekömmt.

In dieser Gegend liegt auch das alte Issini, oder das Land, welches die Issinesen vor ihrer Vertreibung bewohnten. Jezt ist es öde und wüst.*)

Das Vorgebirg **Apollonia**, welches unter dem 4ten Grade 50 Min. Norderbreite liegt, wird aus drei kleinen Bergen gebildet; es ist an seiner Höhe und den grossen Bäumen, die darauf stehen, kenntlich. Dies Vorgebirg hat seinen Namen von den Portugiesen erhalten, die es am Tage der Heil. Apollonia zuerst entdekten. Es wird von Negern bewohnt, die unter dem Schuz (oder der Tirannei) der Holländer in republikanischer Verfassung leben. Ihre Schuzherren verbieten ihnen bei ernster Strafe alle Handlung mit andern Europäern, als mit ihnen allein. Daher sind diese Gegenden andern Nazionen wenig bekannt.**)

An dem Fusse der drei Berge, welche dies Vor-

*) Des Marchais sagt, man nenne dies verlassene Land zum Unterschiede jezt Groß-Issini. Nach d'Anville's Karte liegt dieses Groß-Issini ostwärts von Guiomere, dicht am Kap Apollonia; nach der von Bellin aber liegt es westwärts, nahe bei Klein-Issini.

**) Nach Des Marchais (Voyage, T. I. p. 222.)

gebirg bilden, liegen drei Negerdörfer, deren Einwohner so schwarz sind wie Achat, und sehr munter und lustig. Sie sind zur Handelschaft gewöhnt, und besser mit **Fetischen** versehen, als ihre Nachbarn. Sie haben reinere und grössere **Tomis**, tragen Perlen von Ambra, Kupferringe und **Kauris**. Das Haar ist in unzählige kleine Ringe und Büschel gelegt, mit eingeflochtenen Stükchen Schildkrötenschalen, Gold oder Stroh. Sie haben alle die Figur eines Dolchs oder Kreuzes in die Bakken geschnitten, und öfters auch in andere Theile des Leibes, welche Gewohnheit man noch hin und wieder, bis zur Goldküste, antrifft. Diese Gewohnheit ist hier sehr alt, und dient, sie von dem inländischen Volke zu unterscheiden, denen sie ihre Kinder zu panyaren oder wegzunehmen, und in die Sklaverei zu verkaufen pflegen. Noch über den ordentlichen Preiß fordern die Kaboschiren dabei ein Trinkgeld von zwanzig Schillingen, und die Palaver (Rathsversammlung) zehn Schillinge. Sie sind mehr, als die weiter westwärts wohnenden Negern zum Menschenraub geneigt. Sie verkaufen diese Sklaven nakkend, den Kopf zu vier Unzen; an Waaren läßt sich dabei hundert Prozent gewinnen. Sie kosten bei mäßigem Preis acht Pfund Sterling.

Ihre Art zu essen ist sehr unreinlich, und mit derjenigen der übrigen schon beschriebenen Negern einerlei. Sie machen eine **Schlabberbühe** aus Reiß und Fischen, einem Vogel, einer Ziege, oder Elefan-

tenfleisch, welches ihnen desto angenehmer ist, je mehr es stinkt. Sie kochen es mit ein wenig Oker (?) und Palmöle, und halten es für ein königliches Essen.

Ein Hund ist hier eine Seltenheit. Ein brittischer Schiffer erhielt tauschweise einen kleinen leibeigenen Jungen für einen Hund. An andern Orten sind Meerkazzen eine sehr gewöhnliche Speise.

Bomini ist ein ohne Salz an der Sonne getrokneter Fisch. Sie legen ihn, wenn er stinkend ist, in die Pfanne, und braten ihn mit Palmöle. Alsdann thun sie gekochten Reiß daran, und ergreifen das Essen sehr gierig mit den Fingern.

Die schwarze Suppe ist ihnen ein sehr angenehmes Gericht; aber nicht nur diesen Negern, sondern auch den Europäern in den englischen Faktorein. Es wird von süß gesottenem Fleische, oder von Vögeln und einigen Kräutern von sehr besonderm Geschmak gemacht. Der stärkste Geschmak aber ist vom Pfeffer, Oker und Palmöle. Vermuthlich hat der Pfeffertopf zu **Jamaika** daher seinen Ursprung, nur daß sie daselbst kein Palmöl haben.

III.

Schilderung

der Negern auf der Elfenbeinküste, besonders der Quaqua-Negern. *)

Die Quaqua-Negern sind meist grosse wohlgebildete und muntere Leute; dem ersten Anblik nach sehen sie zwar wild und scheu aus; aber unsre Reisebeschreiber stimmen alle darin überein, daß sie ihres barbarischen Ansehens ohngeachtet doch in der That die höflichsten und vernünftigsten Negern auf dieser ganzen Küste sind, wofür sie auch von ihren Nachbarn gehalten werden. **)

Wirklich soll man auch, wenn man genauer mit ihnen bekannt wird, finden, daß sie ein gutes, freies und höfliches Volk sind, mit welchem es sich unter allen Negernvölkern in ganz Guinea am besten umgehen läßt. Zum Beweise ihres vernünftigen Karakters führet man ihre Mässigkeit an; denn ob sie gleich Palmwein im Ueberflusse haben, so sind sie doch sehr nüchtern, und verkaufen ihren

*) Nach dem Auffsazze in der allg. Historie der Reisen, III. B. S. 661. mit Zuziehung der Nachrichten von Des Marchais und anderen Reisebeschreibern bearbeitet.

**) Nach Villault.

Vorrath an ihre versoffenen Nachbarn. Sie vermischen das Wasser stark mit einer gewissen Art von Bier, welches sie bereiten, und Pito *) nennen. Es ist wohlschmekkend, und stark genug, sich darin zu berauschen, und eben so gesund, als das englische Bier. **)

Sie haben überhaupt einen Abscheu vor unmässigem Trinken; wenn sie einen Betrunkenen sehen, so verklagen sie ihn, worauf er dann von dem König in Gesellschaft der Priester, nach den Gesezzen des Landes, ernstlich bestraft wird. Die meisten unter ihnen trinken weder europäische gebrannte Wasser, noch Palmwein, obgleich dieses Land mehr Palmenbäume hat, als irgend ein anderes von Guinea, und führen zur Ursache an, daß solche Getränke den Menschen entweder um's Leben bringen, oder zum Viehe machen. Ihr tägliches Getränk ist eine Art Most ***), welchen sie Tombe nennen, mit Wasser vermischt, ein zwar an sich schwaches, doch sehr erfrischendes Getränke.

Einige Reisebeschreiber stellen diese Quaqua-Negern auf einer ganz andern Seite vor. Smith

*) Dieser Name und dieses Bier findet sich auch auf der Goldküste.

**) Nach Des Marchais.

***) Er wird aus den Früchten des Bourdon- oder Tombebaums gepreßt. Was dies aber für ein Baum ist, läßt sich nicht wol errathen. Vielleicht die guineische Oelpalme? —

sagt, sie seien solche Diebe, und ein so unvernünftiges Vieh, daß man fast gar nichts mit ihnen anfangen könne. Kommen sie an Bord, und sehen etwas, das ihnen gefällt, wobei ihnen aber die Gelegenheit fehlt, es zu stehlen, so betteln sie wenigstens darum. Schlägt man es ihnen ab, so gehen sie gleich voller Bosheit wieder an das Land, und verwehren, daß Niemand aussteigen darf. Wenn man ein Boot ausschikte, um Lebensmittel zu holen, so mußte das Volk wohlbewaffnet gehen, und vierzig bis fünfzig Ellen weit von dem Ufer Anker werfen, wo sie die Negern erwarteten, bis sie mit ihren Kähnen von dem Lande herbei kamen.

Nach **Villaults** Bericht, gibt man ihnen Schuld, daß sie weisse Menschen fräßen. Erst wenig Jahre vor seiner Ankunft sollen sie vierzehn Holländer umgebracht, und gefressen haben, welche am Flusse St. Andreas frisches Wasser einnehmen wollten, ohne daß sie ihnen den geringsten Anlaß zu Mißhelligkeiten gegeben hatten. *) Um dieser Ursache willen giengen sie wohlbewaffnet, und waren sorgfältig auf ihrer Hut. Sie fürchten sich aber mehr vor dem Feuergewehr, als alle andre Völker auf der Küste.

*) Wir haben schon oben gesehen, daß dies nicht Quaquaer, sondern die sogenannten bösen Leute gethan haben. Die eigentlichen Quaqua-Negern wohnen ja nicht am Andreasflusse.

Smith nennt sie eine verdammte kannibalische Horde, und sagt, ob er gleich eben dieses von den übrigen guineischen Nazionen glaubte, welche er todte Hunde, Krokodille, Alligators, stinkende Fische, und noch schlimmere Dinge hätte essen sehen; so halte er sie doch nicht für Menschenfresser.

Alle diese den guten Quaquaern gemachten Vorwürfe sind aber leicht zu entkräften. Sie treffen nicht sie, sondern ihre bösartigen westlichen Nachbarn, mit welchen sie augenscheinlich von jenen Reisebeschreibern verwechselt worden sind. Denn gar oft wird der ohnehin unbestimmte Name der Quaquaer auch über andre Völker der Elfenbeinküste ausgedehnt. —

Nun zu den besonderen Sitten und Gebräuchen der eigentlichen Quaquaer.

Die Gewohnheit, einander zur Bewillkommung oder zum Abschied zu küssen, wie einige Europäer thun, gefällt ihnen nicht, indem sie dieß vielmehr als eine große Beleidigung ansehen.

Die Zähne feilen sie so scharf, wie Pfriemen; *) sie stehen aber meistentheils krumm und unregelmäßig. Sie halten es für einen besondern Zierrath,

---

*) Auch dies scheint aus Irrthum von den Quaquaern gesagt zu werden. Bei ihren schon erwähnten anthropophagischen Nachbarn herrscht diese Sitte. (Wovon oben).

die Nägel einen halben Zoll lang wachsen zu lassen, und langes geflochtenes Haar zu haben, welches sie mit Palmenöl und rother Erde bekleistern. Zu diesem Ende entlehnen sie das Haar ihrer Weiber, indem sie eine besondere Kunst haben, kurze Haare so lang, als sie nur wollen, zusammen zu fügen, so daß das Ganze wie eine Perükke aussieht. Manche aber winden es ganz um den Kopf herum, daß es in der Ferne das Ansehen einer Müzze hat.

Sie salben ihren Leib alle Tage mit eben der Komposizion, die sie zu ihrem Haare brauchen, und kauen beständig Betel *), wovon sie den Saft an das Maul und Kinn reiben. Die Füsse behängen sie mit grossen dikken eisernen Ringen. Sie haben ein besonderes Vergnügen an dem Geklapper dieser Ringe, welches sie im Gehen machen. Je vornehmer daher der Mann ist, desto mehr Ringe trägt er. Kurz, sie sind widerwärtig anzusehen, und stinken ausserordentlich. **)

Das gemeine Volk trägt nur von vorne einen leinenen Lappen, die Grossen aber unterscheiden sich durch eine Art von Mantel, oder ein leinenes Tuch, welches sie um den Leib herumwikkeln, und auch dadurch, daß sie einen Degen oder Dolch an den

*) Betel? — Ich denke es sind Kolanüsse, oder sonst was ähnliches. Den ostindischen Betel kennen diese Negern sicher nicht.

**) Nach Villault und Barbot.

der Seite tragen. Sie tragen gern lange Haare, die sie (wie gedacht) künstlich zusammen zu sezzen, und an den Kopf anzumachen wissen. Das Haar der Weiber ist insgemein abgeschoren.

Die Weiber zu **Giron** und **Klein Druin** hatten die Neugierde herbeizukommen, als **Villault** und seine Gefährten daselbst waren, und ihnen zuzusehen, als sie Wasser einnahmen, und brachten auch ihre Töchter mit. **Villault** sagt, daß sie, ihre Farbe ausgenommen, so regelmässige Gesichtszüge hätten, daß sie für völlige Schönheiten gelten könnten. Unter fünfzigen, die er sah, war nicht eine lang oder fett; dahingegen die Männer gemeiniglich beides sind. Die Weiber haben vorne nur ein Tuch, und gehen meistentheils unter allen denen, die auf dieser Küste wohnen, am meisten entblößt. Die schlimmste Eigenschaft der Männer ist, daß sie boshaft und rachsüchtig sind. *)

Des Marchais macht die Bemerkung, daß unter diesem Volke wenig Negerweiber sind, die nicht ihr Haar mit kleinen Figuren von sehr reinem Golde geziert haben, in welchen die Künstler des Landes ihre Geschiklichkeit zeigen. Sie nennen dieselben **Manillas**, welches bei ihnen ein allgemeines Wort ist, und eben so gebraucht wird, als bei uns das Wort Kleinod oder Juwelen. **) Diese

*) Dies waren aber keine Quaquaer.

) Das Wort **Manilla ist portugiesisch und bedeutet eigentlich ein Armband. Es ist wahrscheinlich zur

Manillas haben allerlei Figuren, und sind gemeiniglich ganz schlecht und dünne. Die Weiber der reichen Negern aber tragen sie in so grosser Menge auf dem Kopfe, daß sie einen ziemlichen Werth ausmachen. Es macht auch eine junge schöne Negerinn bei einem solchen Aufpuz keine schlechte Figur. Nichts destoweniger machen sich ihre Männer, die in diesem Lande mehr Ansehen haben, als in Frankreich, kein Bedenken, ihren Weibern diese Zierrathen abzureissen, und sie gegen die Waaren zu verkaufen, welche sie brauchen. —

Was die gewöhnlichen Krankheiten dieser Negern betrift, so sagen uns die Reisebeschreiber weiter nichts, als daß sie ausser den häufigen Brüchen, die sie an den Quaquaern sahen, wenig körperliche Gebrechen bemerkten.

Ihre Sprache ist barbarisch, und nicht zu verstehen. Sie reden sehr schnell und in kurzen Absäzzen. Wenn sie einander begegnen, es sei am Lande oder am Borde, so sprechen sie beständig Quaqua, Quaqua, und jeder legt seine Hand auf des andern Achsel, alsdann rühren sie einander mit den Fingern an, und sagen nochmals ganz sachte Quaqua! — Daher hat man ihnen und ihrem Lande den Namen Quaqua gegeben.

Es ist unter denselben gewöhnlich, daß der

---

allgemeinen Bezeichnung eines Goldschmuks in die verdorbene portugiesische Küstensprache von Guinea aufgenommen worden.

Sohn allezeit des Vaters Handthierung ergreift. Der Sohn eines Webers wird auch ein Weber, der Sohn eines Handelsbedienten ein Handelsbedienter, und Niemand darf sich mit einer andern Handthierung vermengen, als zu der er erzogen ist. *) Sie können aber nur wenige mechanische Künste. Atkins sagt, daß ein Schloß ihnen etwas so neues war, daß das ganze Land zusammen lief, um es zu bewundern. Eine Uhr vermehrte noch ihre Verwunderung, und das Papier reden zu machen, wie sie es nennen, ist für sie etwas ganz erstaunliches. **) —

Ihre Religion ist wie die der Negern überhaupt — **Fetischendienst**, welcher im Ganzen mit dem Fetischendienste der Negern auf der Goldküste übereinstimmt ***), worin er im Einzelnen von diesem abweicht, hatten unsre Reisebeschreiber nicht Gelegenheit zu bemerken.

Ihre Könige und Priester halten sie für Zauberer, die aus dieser Ursache von dem gemeinen Volk sehr geehrt und gefürchtet werden. Besonders aber der König zu **Saku**, einem Lande an dem Vorgebirge **La Ho**, der für etwas mehr, als einen gemeinen Zauberer gehalten wird. †)

---

*) Nach Art der Hindus und einiger andern Völker.

**) Wie für die Amerikaner.

***) Weßwegen wir die Leser auf den nächstfolgenden Band verweisen.

†) Dies stimmt mit dem überein, was wir oben von den Quoschaern hörten.

Dieser König beobachtet alle Jahre, vom November an bis auf den folgenden April, eine sonderbare Zeremonie zu Ehren des Meeres, als ihrer größten Gottheit. Er schikt nämlich mit Anfang Novembers einige von seinen Leuten in einem Kahne nach Axim, Sama, Kommendo, und andern Plääzen auf der Goldküste, um dem Meere ein Opfer darzubringen, welches in einigen heiligen oder geweihten Dingen (Fetischen) Lappen oder Tüchern, Steinen, Binsen oder Kräutern und Ziegenhörnern, auch aus Säkchen mit Steinen und Gewürzen angefüllt besteht, die ins Meer geworfen werden; wobei sie zugleich einige Worte dazu hermurmeln, um es auf die Sommerzeit ruhig und frei von Stürmen zu machen, und der Handlung seiner Unterthanen, sowohl innerhalb des Landes, als längs den Küsten hin, günstig zu seyn, damit sie ihre Handelschaft ruhig und mit Wucher treiben können.

Sobald der erste Kahn mit den Beschwörern wieder zu Hause angekommen ist, so wird der Handel eröffnet, und zwar so, daß ein Negerdorf nach dem andern seine Kähne auf den Handel ausschikt. Dazu ist die Rangordnung bestimmt; kommen die Kähne des ersten Orts zurük, so fahren die des zweiten ab, und so weiter. Diese Methode wird so genau beobachtet, daß sie einander niemals hindern, sondern ein jeder Kaufmann Zeit und Gelegenheit hat, seine Güter zu verhandeln. So

dauert der Handel bis zu Ausgange des Aprils, wo die stürmische Jahrszeit beginnt. Dann fährt der Zauberkahn wieder nach der Küste und bringt abermals das Opfer, um dem Meere zu danken und gleichsam dasselbe von neuem in Freiheit zu sezzen, worauf ein jeder nach Hause eilt.

Ueberhaupt sind diese Negern grosse Freunde von der Handelschaft, und drängen sich in ihren Kähnen um die europäischen Schiffe her, welche auf dieser Küste erscheinen. Hie und da verlangen sie noch von den Schiffern die (obenerwähnte) Zeremonie des Seewasser-Eides. Sie selbst aber unterwerfen sich auch demselben, indem sie jedes Mal beim Ersteigen ins Schiff sich Seewasser in die Augen sprizzen, um dadurch zu versichern, daß sie ehrlich handeln wollen.

Es gibt einen angenehmen Anblik auf den Schiffen an dieser Küste, so viele Kähne mit Negern beisammen rudern zu sehen, welche laut Quaqua schreien, und alsdann weiter fortrudern. Seitdem aber die Europäer, besonders die Engländer Einige von ihnen entführt haben, ist ihr Mistrauen so groß, daß sie schwer dahin zu bringen sind, an Bord zu kommen. *) Das sicherste

*) Smith (in seiner Reisebeschreibung) gesteht selbst ein, daß dies Mistrauen vorzüglich nur den Engländern gilt, welche solche Gewaltthaten öfters an diesen Negern verübt haben, und versichert, daß es wahr ist, was auch Des Marchais sagt, daß sie den

Mittel, sie herbei zu lokken, ist, wenn der Schiffer oder andere Bediente des Schiffs, einen Eimer Wasser aus der See schöpfen, und sich damit die Augen benezzen. Dieses verbindet sie, wie die Negern glauben, so sehr, als ein Eid, indem sie das Meer für eine Gottheit, oder für ein Wesen halten, dem eine göttliche Anbetung gebührt. Doch achten sie nicht immer darauf.

Es sind gemeiniglich vier oder fünf Negern in in einem Kahne. Es gehen aber nur zwei oder drei an Bord, und noch dazu einzeln, wovon jeder nur einen Elefantenzahn trägt. Sie kommen auch nicht eher, als bis derjenige Neger, der an Bord vorangegangen ist, sich umgesehen, ob sehr viel Mannschaft oder Gewehr auf dem Verdekke ist, und ihnen davon Nachricht gegeben hat. Bei all der Vorsicht aber sind sie noch so mistrauisch, daß keiner von ihnen jemals zwischen die Verdekke oder in die Kajüte gehen will.

Sie fürchten sich so sehr vor dem Feuergewehr, daß als einst **Barbot** eine Kanone mit einer Kugel auf einen Privatkauffahrer abfeuern

---

Franzosen sehr geneigt sind, indem er selbst die Erfahrung davon machte; denn so lange sein Schiff sich als ein englisches zeigte, vermochte es der Schiffer nicht, Negern an Bord zu bringen; sobald er aber französische Flaggen aufstekte und französisch sprach, gelang es ihm, und er wurde reichlich mit den nöthigen Lebensmitteln versehen.

ließ, alle Negern, die um das Rundel standen, auf einmal über Bord in das Meer sprangen. *)

Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Geduld darzu gehört, mit den meisten von diesem dummen Volke zu handeln.**) Das schlimmste ist noch dieß, daß man einander gewöhnlich nicht versteht. Man muß sich also nur mit Zeichen, mit Bewegungen der Hände und Finger behelfen, oder so, daß man eine Anzahl Waaren gegen den Zahn hinsezt, welchen man haben will.

Barbot erzählt uns, was ihm einst in dem Handel mit diesen Negern begegnete. Schon hatte er ihnen die gewöhnlichen Geschenke gegeben, als sich sein Handel mit ihnen plözlich zerschlug. Da er nun jene Geschenke nicht zurüklassen wollte, so befahl er, einen Elefantenzahn, der ungefähr von gleichem Werthe mit seinen verlornen Gütern war, und zwei andere Zähne an dem Vorgebirge **Laho** am Borde in Beschlag zu nehmen, bis ihm die Dassi (Geschenke) wieder gegeben würden.

---

*) Smith sagt, wenn sie ungefähr Gewehr zu sehen bekommen, so gehen sie den Augenblik wieder über Bord, und man bekömmt sie nicht mehr zu sehen. Sie waren daher genöthigt, ihre Waffen in dem Hintertheile des Boots zu verstekken. — Dies gilt auch besonders von den Negern auf der Küste der bösen Leute.

**) Sagt Barbot.

Dieses geschah aber nicht eher, als bis es zwischen denen, die die Dassi genommen, und denen, deren Zähne man angehalten hatte, zu einigen harten Worten und Schlägen gekommen war. Einige von ihnen sprangen über Bord, und tauchten so tief und so lange unter, daß sie nicht eher aus dem Wasser hervorkamen, als bis sie schußfrei waren. Hatten sie dann ihre Kähne erreicht, so ruderten sie mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit davon.

Die Dassi oder **Bizi** (Geschenke), nach welchen diese Negern zuerst fragen, sobald sie an Bord kommen, scheinen zwar im Anfange von keinem großen Werthe zu seyn, indem man einer Person etwa ein Messer, oder einen meßingenen Ring, oder einen Schluk Branntwein, oder ein Stük Zwiebak schenkt. Aber bei einer Reise an dieser Küste, da vierzig oder fünfzig den Tag über weggegeben werden, beträgt es wenigstens fünf vom Hundert Einbuße von der Ladung des Schiffs.

Die Holländer brachten bei ihrer Ankunft an den guineischen Küsten diese schlimme Gewohnheit zuerst auf, um die Negern desto mehr von den Portugiesen abwendig zu machen, die so lange zuvor daselbst gehandelt haben. Die Einwohner waren nun freilich mit dieser Gewohnheit so wol zufrieden, daß sie hernach von allen Europäern, wie von den Holländern, das nämliche forderten, welche nun inne werden, daß diese ihre List, ob

sie ihnen gleich Anfangs einigen Vortheil brachte, nun ihrer Handlung zur Last gereicht.

Eben dieser Gebrauch herrscht auch auf der Küste, jenseits des Vorgebirgs **Laho**, doch mit diesem Unterschied, daß daselbst eher nichts gegeben wird, als bis der Kauf geschlossen ist, und daß sie an statt Dassi, **Mi** Dassi sagen. Aber auf den Küsten oberhalb des Windes von der Gambia an, bis an das genannte Vorgebirge, wollen die Negern sie zum voraus haben. Denn sobald sie nur ein Schiff erreicht haben, so rufen sie Bizi, Bizi, und Manche sezzen hinzu Dassi, welche Worte in ihrer Sprache ein Geschenk oder Pfand andeuten. *)

Die Waaren, welche man in dieser Gegend einhandelt, sind baumwollene Zeuche, Salz, Elfenbein und Gold.

Diese Negern verfertigen eine schöne Art baumwollene Zeuge, die blau und weiß gestreift sind, und dreiviertel Ellen in der Breite, und drei bis vier Ellen in der Länge haben. **) Diese lassen sich gut auf der Goldküste verkaufen, und dienen dem gemeinen Volke zur Kleidung.

Nach **Des Marchais** bestehen diese Tücher (Quaquatücher genannt) aus sechs zusammen genähten Stükken, jedes zu drei Ellen lang, und sechs Zoll breit, welches in allem eine Breite von drei Fuß ausmacht. Daher haben die Holländer

---

*) Nach Barbot.

**) Nach Villault.

die Küste Quaqua die Küste von den sechs Streifen genannt. Das Blau ist von einer guten Farbe, und von Dauer.

Barbot berichtet, das Land um Korbi Laho und die Quaquaküste trägt viele Baumwolle, welche die inländischen Einwohner spinnen und weben. Diejenigen, die man an dem Vorgebirge Laho macht, sind von sechs Streifen, und viertehalb französische Ellen lang, und sehr fein. Die von Barbi Laho, sind von fünf Streifen, drei Ellen lang, und gröber. Die Negern auf der Küste sind nur die Faktore der inländischen, um diese Tücher an die Europäer, besonders an die Holländer, gegen Alkory zu vertauschen, welches eine Art von blauer glänzender Leinwand ist, womit sie auf der Goldküste und an andern Theilen von Süd-Guinea einen ansehnlichen Handel treiben.

Einige Negerfaktore, die beständig in dem Lande herum giengen, um solche Zeuche zu kaufen, sagten dem Barbot, die inländischen Negern verkauften eine große Menge davon an ein weißes Volk, das sehr tief in dem Lande wohnte, und gemeiniglich auf Maulthieren oder Eseln reite, und Assagayen oder Spieße führe, welches nothwendig die Araber von Sahra, oder von den Ufern des Senegals seyn müssen. *)

Sie machen auch Tücher von einer Art Hanf, oder einer ihm ähnlichen Pflanze, welche sie schön färben, und sehr künstlich weben.

*) Sollten dies nicht vielmehr Fezzaner seyn?

Dieselben Negern treiben einen sehr großen Salzhandel mit ihren Nachbarn gegen Nordost, die es tiefer in das Land verführen, wo es sehr theuer und selten ist. Wenn man diesen Salzhändlern von Quaqua glauben soll, so verführen sie es bis über den Senegal zu einem Volke, das nicht schwarz ist, und welches nach ihrer Beschreibung die Mauren in Sahara seyn müßten.

Das innere Land hat eine ungemeine Menge von großen schönen Elefantenzähnen, welches das beste Elfenbein in der Welt ist. Das meiste davon wird von den Engländern, Holländern und Franzosen, und dann und wann von den Dänen und Portugiesen aufgekauft. Nachdem die Handlung nach Guinea so allgemein geworden ist, so bekommen die Engländer noch mehr davon, als die Holländer. Diese große jährliche Zusammenkunft von europäischen Schiffen hat die Negern bestimmt, den Preis zu steigern, besonders den von den grossen Zähnen, davon manche auf zweihundert Pfund französischen Gewichts wägen, so daß nun nicht viel mehr dabei zu gewinnen ist.

Nach **Des Marchais**, ist die Menge des Elfenbeins in diesem Lande so groß, daß man hier schon in einem Tag zehn tausend Pfund eingekauft hat. Die Negern sagen, das innere Land sei so voll von Elefanten, *) daß die Einwohner der bergichten Gegenden ihre Häuser in die Rükken der

*) Von der Menge der Elefanten, die in Afrika leben, sehe man im IIIten und Vten Bande dieses Werks.

Berge eingraben, und ganz schmale Fenster und Thüren machen müßten. Sie müßten auch alle List gebrauchen, um sie von ihren Aekkern zu vertreiben, oder ihnen Schlingen legen, und sie todt schlagen. Die Menge des Elfenbeins ist daher in diesen Gegenden unbeschreiblich groß. *)

Barbot versichert, die Elefanten seien auf dieser Küste überall so zahlreich, daß die Negern, ungeachtet der Menge, die sie todt schlagen, doch um ihrer Sicherheit willen ihre Wohnungen unter der Erde anlegen müssen. Nach der großen Menge Elfenbein zu rechnen, welche man in diesem Lande findet, glauben einige, daß die Elefanten ihre Zähne alle drei Jahr verlieren; und da sie hundert Jahr, oder noch länger, wie man sagt, leben bleiben, **) so müssen unendlich viel Zähne in den Wäldern aufgelesen werden. Man bemerkt jedoch, daß sie nicht mehr so häufig sind, als sonst, weil entweder das Land einigermaßen erschöpft ist, oder weil sich die Negern nicht mehr so viel Mühe geben, sie einzusammeln, welches nebst der grossen Menge der Käufer, die Ursache von ihrem jezigen hohen Preise seyn mag.

Wie **Villault** versichert, so sieht man aus

*) Man vermuthet daher, daß die Elefanten ihre Zähne alle drei Jahre abwerfen; diese Vermuthung scheint ganz ungegründet zu seyn, wenn man den Bau des Elefanten genau betrachtet.

**) Neuere Naturforscher läugnen das lange Leben des Elefanten. M. s. Zimmermann's Anmerkung zu Smellie's Philosophie der Naturgeschichte.

den artig gemachten goldenen Haarzierrathen dieser Negern, daß sie Gold haben. Er fragte einen von ihnen, wo sie es herbekämen? Dieser wies auf die großen Berge, und machte ein Zeichen, daß es von daher käme.

Das Gold ist wirklich hier sehr gemein, und die Negern, besonders die an dem Vorgebirge Apollonia besizzen viel Geschiklichkeit in der Kunst, das Gold zu verfälschen, indem sie Feilstaub von Kupfer darunter mischen. Das Beßte ist, daß man sie fragt, wenn sie an Bord kommen, ob es rein ist, und ihren Betrug mit dem Verlust ihrer Freiheit zu bestrafen droht. Bleiben sie dabei, daß es gut ist, so muß man es vor ihren Augen wägen, und alsdann mit Scheidewasser probiren. Darauf wägt man es wieder, und wenn man den Betrug entdekt, so darf man nur diese Schelmen in Ketten schlagen, bis sie sich loskaufen. Dieß beweißt, was man für Vortheil dabei hat, wenn man am Borde handelt. Denn, wenn man auf dem Lande sich betrügen läßt, so kann man sich nicht so leicht helfen, indem ihre Könige und Oberhäupter eben so große Betrüger sind, als die Unterthanen.

In dem Tauschhandel kann man sich auf der Elfenbein- oder Quaquaküste eben derjenigen europäischen Waaren bedienen, die man an dem Vorgebirge Monte und zu Rio Sesto gebraucht. Nur daß hier noch allerlei Glaswaaren *) und

*) Besonders farbige Glasperlen.

eiserne Ringe eines Fingers dik darzu kommen, welche die Negern mit meßingenen Schellen an den Füßen tragen, so wie die meßingenen Ringe an den Armen.

Es läßt sich auf dieser ganzen Küste am besten mit kleinen Schiffen handeln, damit man vor einem jeden Orte einige Tage lang sich aufhalten kann, um den Negern Zeit zu lassen, das Elfenbein aus dem innern Lande herbeizuschaffen, wenn sie allenfalls keinen Vorrath mehr am Ufer haben. Kleine Schiffe kosten weit weniger, als große, und die Negern fürchten sich nicht so sehr an Bord zu kommen, wenn die Anzahl der Mannschaft geringe ist. Dann aber müssen kleine Schiffe die nöthige Vorsicht gebrauchen, damit nicht eine allzu große Zahl Negern auf einmal an Bord kömmt, welche einen Versuch machen könnten, sich des Schiffes zu bemeistern, und es zu plündern, wie es ehemals einigen portugiesischen und andern europäischen Fahrzeugen ergangen ist.

Villault sagt, die Negern von dieser Küste hätten verschiedene **Mulatten** unter sich. Er hat aber nie gehört, daß sich einige Europäer hier niedergelassen haben. **Smith** macht die Bemerkung, daß, weil diese Küste sowol, als die **Pfefferküste**, in viele kleine Königreiche und Länder vertheilt sei, so wäre auch der Sklavenhandel hier nicht so gut, als auf der Gold- und der Sklavenküste.

Johann Gottfried Loyer's,

eines französischen Jakobiner-Mönchs,

Reise nach Issini,

auf der Elfenbeinküste.

Im Jahre 1701.

Das wichtigste Werk über den östlichen Theil der Elfenbeinküste (welcher von vielen schon zu der Goldküste gerechnet wird) ist die Reisebeschreibung des französischen Jakobiner-Mönchs, P. Gottfried Loyer's, welcher Praefectus apostolicus der Mission auf der Küste von Guinea war, und nach seiner Rükkunft in Frankreich, im Jahre 1741 ein Werkchen von 298 Oktavseiten herausgab, betitelt:

Rélation du Royaume d'Issyny, Pays de Guinée &c. avec fig.

In diesem Buche gibt er uns die ausführlichste Nachricht von dem sonst so wenig bekannten Negerlande Issini, in einem Tone, der uns ganz von der Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit des Verfassers überzeugt; auch sind seine Erzählungen sehr interessant, unterhaltend und merkwürdig. Desto unbedeutender und schlechter sind die acht Kupfer, die er seiner Beschreibung beifügen ließ; man kann ihrer gar wol entbehren.

Das Original dieser Reisebeschreibung ist in Deutschland selten geworden; dafür haben uns aber die Herausgeber der allgemeinen Historie der Reisen (im III. B. S. 430. bis 474.) einen Auszug aus derselben geliefert, der uns den Mangel des Originals ersezt, und den ich auch hier etwas verändert und verbessert meinen Lesern mittheile.

Möchte Ihnen die Lektur der interessanten Reisebeschreibung des ehrlichen Paters recht viel Vergnügen machen!

P. Gottfried Loyer's Reise nach Issini.

Im Jahre 1701.

Einleitung.

Schon im Jahre 1687 begab sich P. Gonsales, ein französischer Jakobinermönch, zu Rochelle mit einigen andern Brüdern zu Schiffe, um nach Issini auf der Elfenbeinküste von Guinea als Missionnare oder Glaubensboten zu gehen. *) Sie kamen am 24sten Dezember desselben Jahrs glüklich zu Issini an, wo Zena, **) der damals dieses kleine Königreich regierte, sie günstig aufnahm. Er schien eben so geneigt zur Unterstüzzung des

*) Sie wurden durch einen Predigermönch dazu veranlaßt, welcher im Jahr 1685. mit einem Handelsschiffe die Küste von Guinea bereiset hatte, zu Issini gewesen war, und nach seiner Rükkunft in Frankreich gar sehr seine gute Aufnahme unter den Issinesen, ihren guten Karakter, ihre Empfänglichkeit für die kristliche Religion u. s. w. rühmte, und die Errichtung einer Mission unter denselben anrieth. (Des Marchais T. I. p. p. 203.)

**) Er war der erste König nach der Revoluzion, welche den Issinesen ein neues Vaterland gab.

Missionswerks, als zu einer nähern Handelsverbindung mit den Franzosen. Er räumte den Missionaren einige Ländereien ein, gab ihnen ein Haus und sechs Sklaven zur Bedienung, und um seinen Unterthanen ein gutes Beispiel von seinem Zutrauen in die Missionnare zu geben, vertraute er ihnen zwei junge Negern an, Namens **Aniaba** und **Banga** (oder **Roanga**), deren erstern man für seinen Sohn hielt. Er bat, man möchte diese jungen Leute nach Frankreich schikken, damit sie daselbst in den nöthigen Kenntnissen unterwiesen würden. Der Superior der Mission, **P. Gonsales** schikte sogleich mit dem ersten Schiffe der Gesellschaft die beiden jungen Negern unter der Führung eines seiner Missionnare nach Frankreich. *) Er selbst gieng mit seinen übrigen Mönchen, den **P. Cerisier** ausgenommen, nach Fidah, wo die Hauptniederlassung der Franzosen war, um daselbst das Evangelium zu predigen. Innerhalb achtzehn Monaten starben sie alle dahin, wahrscheinlich an Gift. Der **P. Cerisier**, welcher zu Issini geblieben war, lebte noch einige

*) Dies widerspricht dem, was Des Marchais und Andre von diesem Aniaba sagten, welche ihn für einen Betrüger hielten, der von einem Schiffskapitän als Sklave nach Europa gebracht, und nachher für einen Negerprinzen ausgegeben wurde. Welches wirklich schon vorher mit einem andern vorgeblichen Prinzen von Issini sich so zugetragen hatte.

Jahre und starb dann auch, wie man vermuthet, ebenfalls am Gifte.

So war nun der erste Versuch einer Mission in Issini zu Ende.

Unterdessen war der Neger **Aniaba** auf Kosten des Königs in Frankreich unterrichtet, getauft, erzogen und als Prinz, als künftiger Kronerbe eines Negermonarchen behandelt worden. *) Er stand als Rittmeister in französischen Kriegsdiensten, als die Nachricht nach Frankreich kam, sein Vater **Zena** sei gestorben. Da man nun diesen **Aniaba**, der den Namen **Prinz Ludwig Aniaba** führte, in Frankreich für den Thronerben hielt, so machte man Anstalten, ihn in sein Erbkönigreich zurükzuschikken. **)

Um eben diese Zeit war der **P. Gottfried Loyer**, ein Jakobinermönch von Rennes in Bretagne, der einige Jahre in den amerikanischen Inseln gewesen, bei seinem Aufenthalt zu Rom wegen des Jubeljahrs auf Befehl des Pabsts **Innocentius XII** durch die Gesellschaft de propaganda fide, zum Praefectus Apostolicus von einer

*) Man machte grosses Geräusch mit ihm, der König war selbst sein Taufpathe, ein Kardinal taufte ihn 2c. 2c.

**) Man irrte sich hierin, weil man nicht wußte, daß bei den Negern die Thronfolge nicht in absteigender Linie, sondern von Bruder zu Bruder, und dann erst wieder auf die Söhne des Königs geht.

neuen Mission auf der Küste von Guinea ernannt worden. Mit dieser Gewalt bekleidet kehrte er nach Paris zurük, um die Erlaubniß zu erhalten mit einem Schiffe der afrikanischen Gesellschaft nach Guinea zu gehen. Da bot sich ihm nun gleich eine vortheilhafte Gelegenheit an, weil der König, wie gesagt, den Aniaba in sein Vaterland zurüksenden wollte.

Der König equipirte den Negerprinzen seinem vermeinten Stande gemäß, gab ihm Bediente und zwei Soldaten zur Begleitung, und machte alle Anstalten um denselben in sein Erbkönigreich einzuführen. Auch die afrikanische Handelsgesellschaft that das Ihrige dabei. Denn sie versprach sich gar viel von der Dankbarkeit des künftigen Negerkönigs, so wol was die Beförderung des Handels, als die Beschüzzung der projektirten Niederlassung beträfe.

Unser **P. Loyer** wurde nun durch den **Marquis de Ferolle**, Generallieutenant der Inseln unter dem Winde, dem Prinzen vorgestellt, der ihm die Absicht seiner Reise eröffnet hatte. Seine negerische Hoheit geruheten darauf zu versichern: Es sei ein grosses Vergnügen für ihn, daß ihn jezt ein Jakobinermönch als Kristen in sein Vaterland zurükbringe, da ihn auch ein Jakobinermönch als Heiden nach Frankreich gebracht hätte.

§. 1.

Abreise aus Frankreich — Abentheuer auf der Fahrt — Ankunft zu Issini.

Nachdem Loyer mit dem Ritter Damou, als verodneten Befehlshaber eines zu dieser Fahrt bestimmten königlichen Schiffes, **Poly**, die Einrichtungen verabredet hatte, so reiste er nach Orleans ab, und ging von da die Loire hinunter nach Angers, und weiter zu Lande nach Rennes, um von seinen Verwandten Abschied zu nehmen. Darauf begab er sich nach Rochelle, wo sie zu Schiffe gehen sollten. Hier traf er den **P. Jakob Villard**, einen Mönch aus der Pariser Provinz, den er zu Lion beredet hatte, ihn bei der Mission zu begleiten. Bald darauf langten Prinz **Aniaba** und der Hauptmann **Damou** an, und nachdem alles fertig war, so giengen sie den 18ten April im Jahr 1701 zu Schiffe, und segelten den folgenden Tag von der Rhede von **Chedebois** mit gutem Winde ab.

Am 20sten fuhren sie bei dem Hafen **Belle-Isle** vorbei, und ankerten den Tag darauf bei der Insel **Grouais**, zwei Seemeilen von dem Haven **Louis**, wo sie bis den 17ten stille lagen, um Erfrischungen einzunehmen, und auf zwei Schiffe, welche der Gesellschaft von **St. Domingo** gehörten, zu warten, die sie von der Küste nach Afrika

begleiten sollten. Dies waren der **Unverschämte**, den Hr. **Basset**, und **Holland**, welchen Hr. **le Carle** führte, jedes mit zwanzig Kanonen und zwei hundert und fünfzig Mann besezt.

Am 27sten verliessen sie **Grouais** mit gutem Winde, der aber die beiden folgenden Tage veränderlich wurde, und so stark wehte, daß sie ihre Segel einnehmen, und vor dem Wind treiben mußten. Am 29sten Abends erreichten sie das Kap **Finisterre**, und fanden die See so stürmisch, daß sie um zwei Uhr des Morgens ein Stük von dem Hindertheile des Schiffes wegführte, und die Fenster und Thüren des Versammlungsraums zerschmetterte, und das Wasser in solcher Menge hineindrang, daß zwei Reisende, welche daselbst schliefen, mit ihren Matrazzen an den Fuß des großen Mastes geführt wurden. Es entstand ein gewaltiger Lärm am Borde. **Loyer**, welcher mit seinen apostolischen Gefährten in des Kanoniers Kajute schlief, wurde durch das Wasser, welches auf sie trieb, und durch das Geschrei und Arbeiten der Bootsleute aufgewekt. In dieser Gefahr hielten sie sich wirklich für verloren, kamen aber durch kluge Anstalten der Offiziere noch davon.

Die andern beiden Schiffe waren nicht so glüklich. Der **Unverschämte** verlor seinen Hauptmast, und mußte einen Theil seiner Ladung an Gütern und Bretern, zu der in Issini anzulegenden Niederlassung, über Bord werfen, welches am

Ende ein großer Verlust für sie war. Sie warfen auch ihr Küchengeräthe ins Meer. Die Bootsleute waren ganz in Verzweiflung. In gleichem Seelenzustande mußte der Fähndrich Gazan auf diesem Schiffe gewesen seyn, als er im Namen der ganzen Equipage ein Gelübde that, in seinem blossen Hemde mit einem Strikke um den Hals, von dem ersten Haven, wo sie anlanden würden, nach der ersten Kirche zu gehen, und daselbst Gott zu danken; welches er dann auch zu großer Erbauung aller glaubigen Seelen zu Santa Cruz in Teneriffa ausführte.

Auf diese Gefahr folgte eine neue von anderer Art. Nämlich am ersten Mai um ein Uhr Morgens entdekte das königliche Schiff nicht weit von ihm ein Fahrzeug, welches man wegen der Lichter, die es in seinen Mastseilen führte, für Holland hielt. Aber an der Art zu segeln merkten sie bald, daß es ein saleischer Seeräuber war, weil dieß die gewöhnliche Breite ist, in der sie kreuzen. Ihr Argwohn vermehrte sich, da es auf ihr Zeichen nicht antwortete. Das Volk griff sogleich nach seinen Waffen, die es aber durch die Benezzung beim lezten Sturme unbrauchbar gemacht fand. Mittlerweile legte sich jenes Schiff an ihren Bord, aber es verfehlte seinen Zwek, weil die See hoch gieng, und brach seinen Fokmast an dem des königlichen Schiffes, ohne dieses besonders zu beschädigen.

Indeß bemüheten sich die Franzosen vergebens, auf den Feind zu steuern, und zu fragen, wer er wäre. Er antwortete bald von Hamburg, bald ein Holländer, Engländer und Franzose. Zum Glük war er so zugerichtet, daß er sich ihnen nicht wieder an Bord legen konnte, sonst wären sie verloren gewesen, indem sie nicht im Stande waren, sich zu vertheidigen. Man schlug vor, den Tag zu erwarten, um den Seeräuber angreifen zu können, aber der Ritter hielt es für klüger, davon zu eilen.

Am 7ten Mai segelten sie an den beiden Kanarien-Inseln Forteventura und Lancerotta vorbei. Gegen Nordwest von Forteventura sieht man eine Spizze, auf der vier kleine Berge sind, von denen der lezte die Spizze macht, die nach Südwest abgetheilt ist, und wie eine Insel erscheint. Denselben Tag, um neun Uhr des Morgens, sahen sie ein Schiff mit vollen Segeln auf sie zulaufen; weil sie es nun wieder für einen Saleer hielten, so machten sie sich bereit, ihn zu empfangen, und sezten englische Flaggen auf. Als der Freibeuter aber sich ihnen auf eine Seemeile genähert und sie betrachtet hatte, entfernte er sich wieder.

Um 6 Uhr Abends entdekten sie die Insel Teneriffa, und ankerten den Tag darauf bei Santa Cruz, wo sie ein Schiff von St. Malo fanden. Auf der Rhede lagen damals verschiedene andere Schiffe, besonders spanische und ein englisch-ost-

indisches, das reich mit Silbermünze beladen war, und bei Erblikkung der Franzosen sich segelfertig machte. Als aber der spanische Statthalter dies merkte, so ließ er einen scharfen Kanonenschuß thun, um ihm zu untersagen, daß es nicht fortgehen sollte, indem er es seines Schuzzes versicherte. Worauf es wieder ankerte, und auch bei Loyer's Abreise noch daselbst war. Der Ritter Damon ankerte in fünf und vierzig Faden braunen Sands, innerhalb eines Kanonenschusses von der Stadt, und schikte seinen Fähndrich an das Land, den Statthalter zu begrüssen, und zu fragen, ob er, im Fall das Fort begrüsset würde, Schuß für Schuß geben wollte. Der Statthalter antwortete, die Franzosen möchten anfangen, er würde sodann alles thun, was er könnte, den Ritter von seiner Hochachtung zu versichern. Darauf thaten sie eilf Schüsse, welches das Fort mit eben der Zahl erwiederte, und die spanische Flagge ausstekte.

Loyer gieng den Vizekönig zu besuchen, welcher damals der Graf von Palmas war, und sich zu Laguna aufhielt. Er empfieng die Missionare höflich, und bezeugte viel Vergnügen über des Herzogs von Anjou Gelangung zur spanischen Krone. Peter Mustelier, damaliger französischer Consul, bewirthete seine Landsleute prächtig. Dieser Herr, welcher aus Boulogne in der Pikardie war, hatte hier eine Spanierinn geheurathet, und verschiedene Kinder mit ihr gezeugt.

Dem Ritter und seinen Offizieren zu Ehren zeigte er ihnen, der dortigen Gewohnheit zuwider, seine älteste Tochter reichgeschmükt mit Juwelen von zehen tausend Livres werth; ihre Aufführung aber war so sittsam und angenehm, daß sie dadurch noch mehr einnahm, als durch ihren Schmuk. *)

Abends, den 10ten Mai segelten sie nach eingenommenem frischem Wasser und andern Erfrischungen von Santa Cruz ab, und fuhren den 18ten nahe an der Mündung des **Senegals** vorbei, wo sie sich anlegten, aus Furcht, sie möchten das grüne Vorgebirge vorbeifahren. Am Mittag darauf ankerten sie in dreizehen Faden an der Insel **Goree.**

Sie giengen auch an dem Vorgebirge **Bernard** ans Land, welches zwei Meilen von **Goree** entfernt ist, wo sich ein Negerdorf mit einer französischen Faktorei und einem Waarenhause befindet. Der Oberste im Dorfe nahm sie so gut auf, als es seine schlechte Bequemlichkeit zulassen wollte. Darauf giengen sie, dem **Alkair** seinen Zoll zu bezahlen, der in einer Flasche Branntwein, den die Einwohner **Sangara** nennen, für jede Bootsladung Holz oder Wasser besteht; sie fanden aber, daß er mit dem **Damel** in den Krieg gezogen war.

Am 22sten Mai lichteten sie und ankerten zu **Rufisko**, welches eine grössere Stadt ist, als die

*) Dieser Mustelier wurde nachher Generaldirektor am Senegal, und starb im J. 1712. zu Tuabo in Galam.

am Vorgebirge Bernard. Sie segelten hier erst den 28sten Abends ab, und entdekten am 11ten des Junius die Höhe von Sestro, die sich ihnen wie eine kleine Insel zeigte, und kamen am Abend eine Meile westwärts von Groß-Sestro oder Paris in eilf Faden vor Anker, da der Fluß von Sestro ihnen gerade nach Osten lag.

Am 12ten darauf früh morgens kamen drei Negern an Bord, in einem Kahne mit drei Ananas, um zu fragen, woher sie kämen, oder vielmehr um einige Geschenke, wornach sie sehr begierig sind, zu erhaschen. Einer von ihnen verlangte Thee, den er den Aniaba trinken sah; man versicherte ihn aber, er sei nur für die Weissen. Mit dieser Antwort war er nicht zufrieden, sondern wies auf den Aniaba, und meinte, wenn dieser Neger welchen tränke, so dürfte er es auch thun. Aniaba schien über diese Freiheit nicht wenig empfindlich zu seyn, aber dieß verhinderte ihn nicht, ans Land zu gehen, und die acht Tage, da er sich hier aufhielt, mit den schwarzen Weibsleuten ein nicht gar erbauliches Leben zu führen. Sie fanden hier ein englisches Schiff vor Anker, und ein andres, das gleich bei ihrem Einfahren lichtete, und sie mit drei Schüssen begrüßte.

Am 15ten Junius Morgens früh sahen sie zwei Schiffe mit vollen Segeln einlaufen, welche nahe bei ihnen ankerten. Das eine war ein Engländer, das andere ein Portugiese. Als ihr Boot mit

Wasser vom Lande kam, so verlangte der portugiesische Hauptmann, ein freier Neger, darein zu steigen, und kam wirklich an Bord des Ritters Damou mit einem Dollmetscher, den das ganze Schiffsvolk für einen Landsmann aus der Provence hielt, ob er es gleich läugnete. Der Hauptmann berichtete ihnen, er sei nach der Allerheiligen-Bai in Brasilien bestimmt gewesen, Negern einzunehmen, hätte aber auf der Rükkehr durch einen harten Sturm seinen Mast verloren, und nach der Küste laufen müssen, mit dem Zusazze, sein Schiff hätte so schnell Wasser geschöpft, daß er ohne Beistand des englischen Schiffs würde gesunken seyn. Die Beschaffenheit seines Schiffs brächte ihn nun zu dem Entschluß, es zu verlassen, wenn der Ritter Damou ihm die Erlaubniß mitzureisen, und ein Zeugniß von den Umständen, darin er ihn gefunden habe, ertheilen wollte.

Der Ritter schikte sogleich seine Zimmerleute an Bord des Portugiesen, die weder Nagel noch Hammer zu Ausbesserung der Lükken, und überhaupt alles verdorben und zerbrochen fanden. Sie arbeiteten zwei Tage daran, um es so dichte, als möglich, zu machen; worauf der Ritter dem Portugiesen rieth, nach der Linien-Insel St. Thomas zu segeln, wo er bei seinen Landsleuten seine Barke ablegen, und die achtzig Sklaven, welche er am Bord hatte, aussezzen könnte. Nach diesem gab er ihm einen Zentner Zwiebak und fünfzig

Pfund gesalzen Fleisch zum Vorrath, mit dem Anerbieten, wenn er zu ihm nach Issini käme, so wollte er ihm ferner beistehen, welches jener versprach, aber nicht hielt.

Am 18ten Junius lichteten sie von Sestro die Anker, und kamen den 21sten bei dem Vorgebirge das Palmas vorbei, wo sie ankerten.

Am 22sten segelten sie früh ab, und ankerten Nachmittags, wo sie ihr Boot nach einem kleinen englischen Fahrzeuge schikten, das alle Segel aussezte, um ihnen zu entkommen. Als aber das Boot es endlich doch erreichte, fand es das ganze Schiffsvolk unter Waffen, weil es sie für Seeräuber hielt, bewillkommte sie aber am Borde, als es seinen Irrthum sah, und berichtete ihnen, daß sie nahe bei Issini wären.

Doch verliessen sie sich nicht auf diese Nachricht; und als sie verschiedene Negern am Ufer sahen, so schikten sie ihr Boot aus, und ihr zweiter Zimmermann, ein freier Neger, wagte es, ans Ufer zu schwimmen, um Bericht einzuholen. Er kam mit großer Schwierigkeit ins Boot zurük, und meldete, die Küste, welche sie sähen, wäre im Königreich Abassan, zehen Seemeilen von Taqueshua, wo das Land von Issini anfängt.

Am 25sten Junius lichteten sie und ankerten zu Mittag unweit Taqueshua *), wo ein Kahn

*) Oder Tekuchue, wie Des Marchais diesen Ort nennt.

der hochgehenden See ohngeachtet, an Bord kam. Als dasselbe fand, daß sie Franzosen wären, die sich hier niederlassen wollten, und den Herrn Damou, der verschiedenemal an der Küste gewesen war, erkannte, so ruderte Amonie ihr Steuermann, und die übrigen dreimal ums Schiff, sprangen frei aufs Verdek, und sangen und tanzten vor Freuden. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, grüßte der Ritter ihren Flekken mit drei Schüssen. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, kehrten sie mit der Nachricht von der Ankunft der Franzosen ans Land zurük. Unsre Seefahrer waren nun zwei Monate und etliche Tage unterwegs gewesen.

Das Uebrige desselben Tags ward im Handel mit den Negern zugebracht, von denen neun oder zehen am Borde blieben, und in der Nacht mit allem Schiffsvolke die Zeremonie **Aquio Mingo** machten. Sie schlagen nämlich die Hände ineinander, daß die Gelenke der Finger knakken, und wiederholen oft diese Worte, die **euer Diener, mein Freund**, bedeuten.

Den Tag darauf gieng Herr **Damou** und Prinz Aniaba mit einigen Soldaten ans Land, und am 28sten kam der Hauptmann Akasini, König von Ißini, von der Hauptstadt Assoko, in Begleitung seiner Vornehmsten und vieler Sklaven ans Ufer. Er empfieng den Ritter mit den größten Merkmalen von Liebe und Hochachtung, dankte ihm besonders für des Königs Güte gegen Aniaba,

und

und verstattete ihm ein Fort in seinem Lande zu bauen, wo er wollte.

§. 2.

Verrichtungen zu Issini — Audienz bei dem Könige — Erbauung des Forts.

Nun mußten also ernstliche Anstalten zu der entworfenen Niederlassung in dem Lande Issini getroffen werden. Man machte den Anfang damit, daß man die Freundschaft der Vornehmen zu erwerben suchte, worüber zwei Tage hinflossen. Nachdem nun alle nöthigen Einrichtungen wegen Anlegung des Handels gemacht waren, so kehrte der Ritter am 1sten Julius sehr vergnügt über seine Verrichtungen zurük. Am Morgen darauf lichteten sie die Anker um drei Seemeilen tiefer unter der Mündung des Flusses, einer schmalen Halbinsel gegen über zu ankern, die zwei Seemeilen lang, und etwa achtzig oder hundert Schritte breit war, und zwischen der See und dem Flusse lag. Hier wurde der Plaz ausgezeichnet, auf welchem hernach das Fort erbaut wurde. Am 3ten und 4ten desselben Monats gieng die See so hoch, daß es unmöglich war, zu landen. Dies ist in den Monaten Junius, Julius und August auf dieser Küste gewöhnlich, da die Landung allemal sehr gefährlich wird. Am 5ten war die See etwas stiller,

und der Ritter **Damou** schikte seinen Lieutenant, Herrn von **Gabarel**, ans Land, den Grund zu untersuchen, ob er für das Fort tüchtig wäre.

Loyer und **Villard** giengen mit ihm, und als sie die Barre (Brandung) erreicht hatten, mußten sie in die Negerkähne gehen, weil keine andere Boote fortkommen konnten. Kaum waren sie aber an die großen Wellen gekommen, so gieng der Kahn **Kikribu** (womit die Negern das Umwerfen ausdrükten), und sie fielen alle in die See. Zum Glükke hatten sie nicht weit zu schwimmen, und die Negern halfen ihnen ans Land. Sie verloren Niemand, aber ihre Kleider waren alle durchnäßt oder verdorben, und am Lande fanden sie keine Bedekkung, so daß sie also den ganzen Tag der Sonnenhizze ausgesezt blieben.

Einige Stunden, nachdem sie gelandet hatten, kamen der Hauptmann **Yamoke**, des Königs Bruder, **Aniaba** und verschiedene Negern, sie zu besuchen, und wollten sie nach **Assoko** bringen. Aber weil **Gabarel** Befehl hatte, den Plaz nicht zu verlassen, so mußten sie die Nacht unter einem so heftigen Regen zubringen, der bis an den Tag anhielt, daß zwei Franzosen, welche bei ihnen waren, und sich verschiedene Jahre im Lande aufgehalten hatten, sie versicherten, es sei in sechs Jahren kein solcher Guß gefallen.

Damit aber ihr Unglük recht vollkommen seyn möchte, so hatten sie, so groß ihr Hunger auch

war, nichts zu essen. Erst spät gegen Nacht kam Herr de Mesnil de Champigni, verordneter Statthalter des neuen Forts, von Assoko zurük, und gab ihnen einige Stükke Zwiebak, den er mitgebracht hatte, wodurch sie sehr erfrischt wurden. Er starb drei Wochen darauf.

Am folgenden Tage kamen der Hauptmann Yamoke, des Königs Bruder und Nachfolger, mit dem Hauptmann Emond und dem Aniaba *), in Begleitung einer großen Menge von Sklaven, welche große Sonnenschirme von vielerlei Farbe trugen, sie zu besuchen, und zu sehen, wie sie die Nacht zuvor ohne Bedekkung gelegen waren. Aber sie brachten ihnen nicht nur nichts zu essen, sondern forderten noch Branntwein zu trinken und mitzunehmen, den sie auch bekamen, damit man sich ihnen gefällig machte.

Nachdem sie so viel als sie wollten, getrunken hatten, so rief der Hauptmann Yamoke die Franzosen, welche sich am Lande befanden, an der Zahl zwölf oder fünfzehn zusammen, und ließ den Ast von einem Baume abhauen. Diesen gab er dem Hauptmann Emond, der ihn vor ihnen in die

*) Aus diesem und allen Umständen erhellt, daß dieser Aniaba, wo nicht wirklich der Sohn des verstorbenen Negerkönigs, doch gewiß ein Neger von guter Herkunft und folglich kein Skave war, wie Andre behaupten wollten. (Wovon schon oben.)

Erde pflanzte, und dann von allen Franzosen anrühren ließ, wobei er im Namen des Königs Akasini, und der ganzen Nazion sich erklärte, daß er diesen Grund den Franzosen überlasse, um ein Fort darauf zu bauen, oder ihn, wie sie sonst wollten, zu gebrauchen, von welcher Schenkung er die ganze Versammlung zu Zeugen nahm. Dies ist die Art dieser Negern Schenkungen öffentlich zu bestätigen, da sie in Ermangelung der Schreibekunst keinen Schenkungsbrief ausfertigen können. Die Franzosen dankten ihnen für dieses Zeichen der Freundschaft, und baten um Fortsezzung derselben. Nachdem sich jene zwei bis drei Stunden hier aufgehalten hatten, so kehrten sie wieder nach Assoko zurük.

Am 6ten Julius landete der Ritter **Damou** mit verschiedenen Offizieren, und brachte Zelte mit. Hauptmann **Emond** empfieng ihn, als er aus dem Boote stieg, und ließ alsbald durch seine Sklaven eine Hütte von Schilf, mit Palmblättern bedekt, aufrichten, in welche sich die Franzosen begaben, bis ihre Zelte aufgeschlagen waren, worauf sie bis zur Erbauung einer bessern Wohnung unter denselben blieben. Mittlerweile hatte der König seine Kaboschiren oder Grossen versammelt, und bereitete sich, die Franzosen vor sich kommen zu lassen, welches am 9ten unter folgenden Zeremonien geschah.

Der König Akasini schikte den Hauptmann

Emond zum Herrn Damou und den Franzosen, um sie nach Assoko einzuladen, welches eine Art von Stadt ist, die auf einer Insel eben dieses Namens liegt, welche der Fluß von Issini macht. Sie liegt etwa zwei Seemeilen über den Ort hinauf, wo sie sich bisher aufgehalten, und der König und seine Vornehmen wohnen daselbst. Sie wurden in einem großen Kanot unter Trompeten und Trommeln hingeführt, welche einen solchen Lärm machten, daß man sonst nichts hören konnte. Gleich bei ihrer Ankunft zu Assoko kamen die Negern haufenweise ans Ufer, sie zu sehen; hier wurden sie nun zum Hauptmann Yamoke geführt, um daselbst auszuruhen, weil sich der König zur Audienz bereitete. Als man damit fertig war, so giengen Herr Damou und seine Begleiter über drei Höfe zu dem Pallast, und kamen durch eine doppelte Reihe Negersoldaten, die mit Säbeln und Musketen bewaffnet waren, welche sie mit aufgezogenem Hahne präsentirten. Auf diese Art wurden sie in den Audienzsaal geführt, wo der König auf einem Throne saß.

Nachdem Herr Damou sich vor seiner Majestät verbeugt hatte, stellte er den Bruder Loyer vor, der wie die andern zehn bis zwölf Franzosen, seinen Reverenz machte. Der König that den beiden ersten die Ehre an, daß er ihnen Stüle geben ließ; die übrigen aber sezten sich, wie sie konnten. So sassen sie beiderseits bei einer Stunde, ohne zu sprechen. Die Trompeten, Trommeln und anderen

Musik= oder Lärm=Instrumente der Negern machten auch ein so entsezliches Getöse, daß kein Mensch etwas hören konnte. Alle Kaboschiren befanden sich in ihrer Ordnung auf dem Boden, oder auf kleinen Stülen, etwa einen halben Fuß hoch. Der Hauptmann Yamoke saß zur Rechte des Königs im Winkel des Thrones, und Aniaba auf der andern Seite, auf einem etwas niedrigern Sizze. Der Hauptmann Emond saß nahe bei den Franzosen auf einem Stule, dem Könige gegenüber.

Der Audienzsaal war eine kleine Hütte von Schilf mit Palmblättern bedekt, etwa vierzehn oder fünfzehn Fuß hoch, zwanzig Fuß lang, und fünfzehn breit, und die Dekke hieng überall auf die Erde herunter. Dieser Saal war weder geziert, noch geebnet, und der Boden bestand in beweglichem Sande. Des Königs Thron war eine Art Bettstatt, welche er zu diesem Gebrauch von den Europäern gekauft hatte, und ruhte auf vier gedrehten Pfosten, welche schwarz gemalt waren, um Ebenholz vorzustellen. Es hatte weder Polster, noch Thronhimmel, noch Vorhänge, stand am Ende des Saals, und war, wer weiß wie, mit einigen ungehobelten Bretern zusammengeschlagen, und mit drei bis vier Pantherhäuten bedekt. In der Mitte befand sich der König, seine Füße hiengen auf die Erde herunter, und im Munde hatte er eine Pfeife, etwa einen Faden lang, aus der er beständig rauchte. Dieses ist bei ihnen die edelste Stellung.

Er war nakt, nur hatte er um die Mitte ein Pagne von weissem blaugestreiftem Kattun. Er hatte einen schwarzen Hut mit Silber eingefaßt, und mit einer weissen Feder nach französischer Mode auf. Sein großer Bart war in zwanzig kleine Lokken getheilt, welche mit sechzig Stükchen Aigrissteinen *) eingeflochten worden, die rund, lang und durchbohrt waren. Dies ist eine Art von Edelsteinen, die bei ihnen gefunden werden, die weder Schönheit noch Glanz haben, und aussehen wie unsere Glaskorallen; aber diese Leute halten sie so hoch, daß sie dafür so viel Gold geben, als sie wiegen. Nach dieser Rechnung war des Königs Bart wohl tausend Thaler werth.

Auf jeder Seite des Königs, auf eben dem Throne, aber etwas zurük, saßen des Königs zwei liebste Gemahlinnen, deren jede auf ihrer Schulter einen langen Säbel mit einem goldenen Griffe hatte, an welchem ein von Gold gebildetes Schaffell in Lebensgrösse und noch größer hieng. An der Scheide war eine große goldene Muschel, und rings um dieselbe hundert durchbohrte Tigerzähne eingeschlagen.

Diese beiden Weiber hatten große goldene Hals=

*) Dies sind kleine grünlichtblaue Steinchen, ohne Glanz, welche in diesem Lande statt des Geldes kursiren, und auch zum Puzze dienen. Aus den allzutroknen Angaben unsrer Reisebeschreiber läßt sich diese Steinart nicht mineralogisch bestimmen.

bänder und Armringe, mit Platten von eben dem Metalle, die auf ihre Brüste passten, und mit goldenen Ketten bevestigt waren. Ihr Haar war mit verschiedenen goldenen Zierrathen durchflochten, übrigens aber giengen sie ganz nakkend, nur daß sie kattunene **Pagnes** um den Unterleib hatten. Hinter ihnen standen sechs andere Weibsleute mit goldenen Armbändern, aber nicht so reich wie die vorigen, geschmükt. Jede von ihnen trägt etwas zu des Königs Gebrauch. Eine hat seine Pfeife, die andere seine Branntweinflasche, die er sehr liebt, u. s. w.

Am Fuße seines Thrones auf jeder Seite gleich unter ihm waren zwei Männer mit Säbeln bewaffnet, und mit Platten und Halsbändern von Golde geziert, deren jeder in seiner Hand eine **Assagaie** hielt, die mit eben dem Metalle ausgeschmükt war.

Nachdem der König seine Pfeife ausgeschmaucht hatte, ließ er die Musik aufhören, welche bis dahin ununterbrochen gewährt hatte, und schikte den **Banga**, der als Dollmetscher diente, um zu fragen, warum die Franzosen hieher gekommen wären; und was sie von ihm verlangten? Sie versezten durch ihren Dollmetscher: Das Verlangen, Seiner Majestät ihre Ergebenheit zu bezeugen, hätte sie von ihren Schiffen nach **Assoko** gebracht; aber die Absicht, warum sie aus Frankreich gegangen, sei, ihre Religion auszubreiten, und eine gute Handlung mit seinen Unterthanen

einzurichten, in Hoffnung, daß Seine Majestät ihres Monarchen guten Absichten beförderlich seyn würden, wovon der damals gegenwärtige Aniaba und der Dollmetscher Banga *) Zeugen wären.

Der König dankte für die Gütigkeit des Königs von Frankreich gegen ihn und seine Unterthanen. So vergiengen drei Viertelstunden mit beiderseitigen Komplimenten, ohne daß der König mit den Raboschiren geredet hätte, die auf alles, was vorgieng, sehr aufmerksam zu seyn schienen. Hierauf stand der König plözlich von seinem Throne auf, aber die andern alle blieben an ihren Pläzzen, ausgenommen der Hauptmann Yamoke, sein Bruder, der Hauptmann Emond, und zwei oder drei der Vornehmsten, die ihm folgten. Bald darauf schikte er nach dem Herrn Damou und dem Bruder Loyer, und nöthigte den erstern, sich mit dem Aniaba zu versöhnen, der ihn durch seine üble Aufführung beleidigt hatte. Als Herr Damou hiezu willig war, so gaben sie einander die Hände, und damit endigte sich die Audienz.

Von hier wurden sie zu des Hauptmanns Yamoke Hause geführet, der sie mit Fischen bewirthete, welche im Palmöle gut zugerichtet waren, imgleichem mit einem wilden Schweine und Federvieh. Der Tag, und ein Theil der folgenden Nacht, wuden von den Negern zu ihrer Ergözzung

*) Dies scheint derselbe Neger zu seyn, der mit Aniaba nach Frankreich kam.

mit Tanzen zugebracht. Den folgenden Morgen um drei Uhr waren sie schon wieder am Thore, und machten einen ähnlichen Lärm.

Am 10ten Julius um eilf Uhr des Morgens hatten sie die zweite Audienz beim Könige, in Gegenwart seiner **Kaboschiren.** Er stand wieder unvermuthet auf, wie bei der ersten, und führte sie mit seinen Vornehmen in einen kleinen Hof, unter einen Kokosbaum, wo sich alle zusammen niedersezten. Seine Weiber und das Volk aber blieben in dem Audienzsaale. Er fragte den Herrn **Damou**, was er ihm zu Erbauung des Forts für Gefälligkeit erzeigen könnte? Herr **Damou** ersuchte ihn, er möchte Befehl ertheilen, daß große Pfähle gehauen würden, und daß die Sklaven der Kaboschiren sie ans Ufer herunter brächten. Er willigte auch mit der Bedingung darein, daß jeder ein kleines Geschenk bekäme, und bald kamen zwei oder drei Bootsladungen mit großen Palisaden, jede zu fünfzehn oder sechszehn Fuß lang.

Am 14ten fiengen die Franzosen an, ihr Fort zu bauen, es ward auch denselben Tag noch eine Kurtine davon abgestekt, die von zwei Bollwerken bestrichen wurde, deren jedes vier Achtpfünder und etliche Steinstükke haben sollte.

Akasini, König von **Issini**, war dazumal über siebenzig Jahre alt, wolgebaut, stark, von majestätischem Ansehen, und ein Mann von Verstande. Er war reich und geizig, ob er gleich nur

wenig Kinder hatte. Sein Bruder Yamoke sollte ihm nachfolgen, und der Hauptmann Emond, sein Vetter, wünschte dem Ansehen nach beider Tod, um die Krone zu erhalten. Weil diese drei Häupter große Gewogenheit für die Franzosen hatten, so ist es gewiß, daß die Handlung hier mit beträchtlichem Vortheile hätte können eingerichtet werden, wenn man sich der Umstände recht hätte zu bedienen gewußt.

Das hier angelegte Fort war folgender Gestalt beschaffen. *)

Der dazu erwählte Boden war eine lange Halbinsel, welche gegen Ost und Süd die See, und gegen West den Fluß hatte. Sie hieng durch eine schmale Erdzunge, etwa hundert und fünfzig Schritte breit, mit dem Lande zusammen. Ob das Land gleich auf der Oberfläche dürre zu seyn schien, so war es doch mit großen schönen Bäumen bedekt, und der Grund trug, wo er frei war, gutes Gras. Es war auch leicht, sie zu bevestigen. Wo die See anstrich, da befanden sich Felsen, an denen sich die Wellen beständig schröklich brachen, und die Seite am Flusse war durch eine gefährliche Barre gesichert, so daß man nur durch den engen Landstrich dazu kommen konnte. Das Fort bestand aus einer Kurtine und zwei halben Bollwer-

*) Diese Beschreibung steht nicht in Loyer's Reise, sondern ist aus Labat's Erzählung der Reisen des Ritters Des Marchais hier eingeschaltet.

ken, die von Palisaden etwa zehn bis zwölf Fuß hoch gemacht, und inwendig nur mit Erde ausgefüllt waren, ohne daß aussen ein Graben herumgieng. Auf jedem Bollwerke befanden sich vier Dreipfünder mit etlichen Steinstükken. Hinter dieser schlechten Verschanzung waren einige Hütten für die Offiziere, mit Behältnissen für die Waaren und andern Vorrath, die zwar klein, aber doch für das, was sie hatten, groß genug waren. Indeß ließ man die Besazzung daselbst mit starker Versicherung, daß sie mit allen Arten von Bedürfnissen innerhalb acht oder zehn Monaten reichlich sollte versorgt werden. *)

*) Als die Schiffe, welche den Prinzen Aniaba übergeführt hatten, nach Frankreich zurük kamen, so war die Gesellschaft mit dem Verluste bei dieser Unternehmung so übel zufrieden, daß sie an die neue Einrichtung zu Issini nicht eher, als bis im Jahre 1705, wieder gedachte, da einem französischen Kriegsschiffe befohlen ward, die daselbst gelassenen Franzosen abzuholen, und das Fort und alles, was darin wäre, den Negern zu überlassen, welches auch geschah.

Labat tadelt hier das Verfahren seiner Landsleute, und sagt, nach denen Versprechungen, die sie von den Einwohnern zu Issini gehabt, hätten sie es anders machen sollen. Er sezt zum Ruhme der leztern hinzu, daß sie ihren Vertrag treulich gehalten, so lange sie die geringste Hoffnung von Seiten der Franzosen gehabt hätten. Dieses erhellet aus ihrer Widersezung gegen die Holländer, die alles mögliche

§. 3.

Geschichte der französischen Niederlassung zu Issini — Belagerung des Forts und endliche Verlassung desselben. — Loyer's Rükkehr nach Europa.

Auf die Nachricht von der schlechten Verfassung der Franzosen zu Issini kamen die Holländer im Jahr darauf von **el Mina** und bekriegten die Franzosen.

Willhelm de Palma, holländischer General zu el Mina, war auf die übeln Folgen, welche es für den holländischen Handel haben konnte, daß sich die Franzosen zu Issini vestsezten, aufmerksam, und bediente sich aller Mittel, die Negern von den Franzosen abwendig zu machen, oder wenigstens es dahin zu bringen, daß sie ihnen, wenn sie angegriffen würden, nicht beiständen. Aber, als weder Versprechungen noch Geschenke etwas vermochten, so beschloß der holländische General, sie mit Gewalt abzutreiben. In dieser Absicht erschien er den 4ten des Wintermonats im Jahre 1702 mit vier Schiffen im Angesichte des Forts, und ankerte drei Seemeilen davon zu **Taqueshua**. Den 5ten lichtete eines seiner Schiffe, lief mit französischen Flaggen durch die Bai, und kam in-

thaten, um sie zu gewinnen. (Soweit Labat am angef. Orte.)

nerhalb eines Kanonenschusses vom Forte zu ankern, begrüßte es auch mit drei Schüssen. Da aber die Franzosen nichts erwiederten, so feuerte er die übrige Zeit des Tages noch viermal von Zeit zu Zeit, um sie gleichsam zu versichern, daß er französisch sei. Beim vierten Schuß brannte das Fort ein Stük los, und stekte die französische Flagge auf, um das Schiff, wenn es seinem Vorgeben nach französisch seyn wollte, zu nöthigen, daß es das Boot ans Land schikte. Als aber der Hauptmann sich auf diese Weise entdekt fand, so kehrte er zu seinen Schiffen zurük, nachdem er zwei Tage vor Anker gelegen war, und der holländische General versuchte vergebens alle Mittel, die Negern abwendig zu machen. Die Franzosen hingegen behielten sie durch große Versprechungen und die Versicherung, daß sie stäts acht bis neun Schiffe erwarteten, treulich auf ihrer Seite, so daß der Holländer aus Zorn, daß sie sein Anerbieten verschmähten, ihnen zwei bis drei Lagen gab, die Anker lichtete, und sich anschikte, das Fort anzugreifen.

Mittlerweile kamen die Negern haufenweise zu Lande dahin, und reizten die Franzosen an, sich mit ihrem groben Geschüzze tapfer zu vertheidigen, und das übrige ihnen zu überlassen, mit dem Erbieten, sie wollten darauf Acht haben, wenn sich der Feind unterstehen sollte, zu landen. Sie hielten alle Nächte eine gute Wache an der Küste, um die Landung zu verhindern, und wenn die französische Besazzung zu Nacht die Runde gieng, so

vereinigte sich ein Haufen von fünfzig Negern mit ihnen, welche Verhaltungsbefehle von dem Statthalter annahmen. Den 11ten des Wintermonats ankerten die holländischen Schiffe vor dem Fort, um drei Uhr. Den folgenden Tag brachten sie zu, die Rheede zu untersuchen, die Franzosen aber, sich in Vertheidigungsstand zu sezzen. Den 13ten um 8 Uhr des Morgens, näherten sie sich; das Fort stekte die französische Flagge aus, und that zwei scharfe Schüsse. Der erste gieng durch ihr Schiff durch und durch, und hätte beinahe einen portugiesischen Offizier getödtet; der zweite verlezte einen Theil von des Admirals Tauwerke, und beschädigte seinen großen Mast. Sie erwiederten aber den Gruß mit allem ihrem Geschüzze, und feuerten auf eine rasende Art, welches die Franzosen so tapfer beantworteten, daß der dritte Schuß vom Fort zwischen die Verdekke eines von ihren Schiffen gieng, und des Steuermanns dikkes Bein zerschmetterte. Die übrigen, besonders das Admiralsschiff, waren so beschädigt, daß sie sich kaum über Wasser halten konnten, und alle würden gesunken seyn, wenn es nicht den Franzosen sowol an Munizion als an Lebensmitteln gefehlt hätte, indem sie ihres Unterhalts wegen ihre Kleider verkaufen mußten.

Da sie aber nur noch zwei Faß Pulver, welches sie für ihr kleines Gewehr sparen mußten, übrig hatten, so waren sie genöthigt, das Feuern bald aufzugeben. Indessen ängstigten die Hollän-

der sie mit Armbrustschüssen, deren sie wohl eilfhundert, obwol mit geringem Schaden des hölzernen Forts, thaten. Um zwei Uhr Nachmittags trug sich etwas zu, das dem Ansehen nach der Belagerten Verderben hätte seyn sollen, aber doch zufälliger Weise ein Mittel ihrer Rettung war. Im Fort, ohnweit der Kapelle, hatten sie einen großen Bienenstok, der durch einen Kanonenschuß umgeworfen wurde. Die Thierchen wurden über diese Störung an einem hellen gelinden Tage zornig, und fielen so wütend auf die Besazzung, daß sie sich fortmachen mußte. Der holländische General glaubte nun, sie verließen den Plaz, und befahl sogleich, daß sechs bewehrte Kähne fünfzig Mann ans Land sezzen sollten. Mittlerweile kam die Besazzung wieder durch eine Schießscharte des Bollwerks nach dem Flusse zu, wo die Holländer sie nicht sehen konnten, zurük.

Da die Negern auf ihrer Seite die Holländer zu landen bereit sahen, so ließen sie den Franzosen melden, sie sollten sich weder ergeben, noch auf die Holländer feuern, um ihnen nicht Schaden zu thun, sondern sollten nur abwarten, wie sie sie empfangen würden. Vermuthlich hatten sie einen Hinterhalt in dem Gebüsche ohnweit des Ufers, wo sie die Holländer erwarteten. Sie ließen sie ganz ruhig ans Land steigen; sobald sie aber fortrükten, fielen Yamoke, Emond und die übrigen so hizzig über sie her, daß sie bei dem ersten Angriff wichen, und ohngeachtet sie von dem Feuer

ihrer

ihrer Schiffe unterstüzt wurden, doch keiner von ihnen zurükkam, um die Nachricht von ihrer Niederlage zu überbringen. Die Negern nahmen zwei Kähne mit ihrer Ladung, Fahnen, Trommeln und Trompeten, und tödteten alle, die in ihre Hände fielen, bis auf zwei, welche sie als Gefangene mitbrachten, und neune, die von den Franzosen im Fort auf ihre dahin genommene Zuflucht Quartier erhielten.

Die Negern hieben den Erschlagnen Köpfe, Füße und Hände ab, nachdem sie ihnen erst das Fell abgezogen, ließen die verstümmelten Leichname der Flotte zum Anschauen ausgesezt, und kehrten im Triumphe zurük. Der holländische General verlor über eine so unglükliche Unternehmung den Muth, lichtete noch denselben Tag, und kehrte nach el Mina zurük, da er hierbei den Herrn de Medeins, seinen Ingenieur, der die Truppen anführte, verloren, auch etliche seiner besten Leute eingebüßt hatte. Dieser mißlungene Anschlag war ihm desto empfindlicher, weil er sich des glüklichen Erfolgs so ganz versichert hielt, indem ihn die Negern hinterlistiger Weise berichtet hatten, daß es dem Fort an Vorrath von Kriegs= und Lebensmitteln fehlte.

Aniaba hatte vor diesem Zufall dem Herrn de la Vie fragen lassen, ob er ihm zu Hülfe kommen sollte; der Statthalter ließ ihm melden, wenn er käme, so würde es eine Ehre für sie seyn; wür=

de er es nicht thun, so wäre er beschimpft, weil er in Frankreich Truppen kommandirt hätte. Aber er fand für gut, sich drei Tage nicht sehen zu lassen, und alsdann dem Statthalter seinen Glükwunsch abzustatten, ohne daß er sich wegen seiner Abwesenheit im geringsten entschuldigte, deren auch der andere nicht erwähnte. *)

Der holländische General schrieb zwei Briefe an den französischen Befehlshaber. In dem er-

*) Die Wahrheit zu gestehen, sagt Labat, so hatte er, nachdem er vierzehn Jahre in Frankreich auferzogen worden, und von dem König die größte Gütigkeit genossen, bei seiner Rükkehr nach Issini auf einmal alle Empfindungen der Dankbarkeit vergessen, und mit der französischen Kleidung auch alle Triebe der Ehre und Religion abgelegt. Die Mißionarien und der Statthalter, die ein besseres Vertrauen in ihn gesezt hatten, hielten ihm seine Veränderung oft, aber vergebens vor. Man argwohnte auch, daß er heimlich ein Verständniß mit den Holländern unterhielt, und bei Hof öffentlich ihre Partie nähme. Da seine Aufführung so undankbar war, so gab der Ritter Damou die Geschenke, die er von dem König für ihn erhalten hatte, wenn er auf dem Throne seyn würde, dem König Akasini, dessen Bruder Namoke und Neffen Emond, die alle mehr als der Abtrünnige für Frankreich geneigt zu seyn schienen. Das übrige nahm er wieder nach Frankreich mit, besonders des Königs Bildniß mit Diamanten besezt, und Aniaba ward seinem Schiksal überlassen.

sten, der den Tag nach seiner Flucht zu Axim den 14ten des Wintermonats unterschrieben war, bat er die Gefangenen wohl zu halten, und wegen ihrer Auswechslung ein Kartel aufzurichten. Da aber diese Briefe durch die Hände des Akasini kamen, durch welche auch die Antworten gehen mußten, und die Negern sehr argwöhnisch waren, daß die Franzosen einen besondern Frieden mit den Holländern machen möchten, so hielten sie nicht für gut, ihnen eine schikliche Gelegenheit dazu zu geben; sondern vielmehr, weil die Besazzung wegen der Lebensmittel völlig in ihrer Gewalt stand, es dahin zu bringen, daß ihnen selbst die Abfassung des Friedens und die Gefangnen völlig überlassen werde. Daher antwortete man dem holländischen General nicht, welcher zulezt ungeduldig ward, dem Akasini Gesandten schikte, und nach vielem unnüzzen Hin- und Hersenden endlich einen Kaboschir in Diensten der holländischen Gesellschaft Namens Rosik, ganz mit Ketten und Platten von Gold beladen, abschikte, um wegen der Loskaufung der Gefangnen mit voller Macht zu handeln.

Dieser trieb die Sache so klug, daß er nicht nur die Loslassung der Gefangnen ohne Geld erhielt, sondern auch den König Akasini zwang, zehn Bendes, oder viertausend Livres an Golde, als einen Ersaz für den Angriff zu zahlen, womit er nebst den Gefangnen den 17ten Januar im Jahr 1703 zurükkehrte. Die Franzosen hatten bei diesem Vergleich nichts zu thun, welches sie von der

Verbindlichkeit befreite, die Gefangnen aus ihrem geringen Vorrathe zu unterhalten. Mit diesem Gesandten kam **Afamusbu**, Königin von **Ghiomray**, nahe bei dem Vorgebirge Apollonia, nach **Assoko**, um die Franzosen zu fragen, wann sie ihre Schiffe erwarteten? Als man ihr nun zur Antwort gab, sie würden alle Tage erwartet, so erwiederte sie, wenn die Franzosen gern Treue und Glauben hielten, so würde die ganze afrikanische Küste ihr seyn, aber es wäre ihre Art, viel zu versprechen, und wenig zu halten, welches ihre Freunde hinderte, sich auf sie zu verlassen.

Da nun P. **Loyer** keine Hoffnung auf Unterstüzzung aus Europa sah, so begab er sich im März des Jahres 1703 auf eine elende portugiesische Barke, welche nach Ißini gekommen war, um Sklaven zu kaufen. Dieses schlecht versorgte Fahrzeug aber hatte das Unglük, daß es sinken mußte, nachdem es etwa hundert und fünfzig Seemeilen fortgesegelt war. Die Sklaven, und ein Theil des Volks kamen um, und **Loyer** mit noch zehn andern entkam; neune davon waren Portugiesen, und der zehnte ein Franzose von Bayonne. Sie kamen an Bord einer andern portugiesischen Barke, welche nach St. Thomas unter der Linie gehen wollte, wo sie sich sechs Wochen aufhielten, und von da nach der Bai Allerheiligen in Brasilien gelangten. **Loyer** ward daselbst wegen seiner ausgestandenen Unglüksfälle krank, und mußte ein ganzes Jahr lang das Bette hüten; durch die Unterstüzzung des

dasigen französischen Konsuls aber, Herrn **Verdois**, und durch die Stärke seiner Natur, kam er noch davon, und begab sich auf Setuval, ein Schiff, welches zu der brasilianischen Flotte gehörte, die **Don Antonio Sousa** führte.

Die Flotte bestand in vierzig Segeln, von denen sieben in einem Sturm vor dem Vorgebirge St. Augustin verloren giengen, worunter sich das Admiralschiff befand, welches erst vor kurzem in Brasilien neuerbaut war, und den Pater **Loyer** hatte mitnehmen sollen. Es führte vierzig Kanonen und dreihundert Mann, auch sechs und dreissig Arobes Gold, jede zu sechs und dreißig Pfund, welche des Königs Fünftheil von den Bergwerken zu St. Paul, in der Gegend von Rio Janeiro waren. **Setuval** verlor seinen großen Mast in diesem Sturm, der drei Tage dauerte; aber nach einer Fahrt von hundert und acht Tagen langten sie doch zu Lissabon an, wo P. **Loyer** sich einige Monate aufhielt, um sowohl seine völlige Stärke wieder zu erhalten, als eine Gelegenheit nach Frankreich zu erwarten, weil der Krieg ausgebrochen war.

Da er aber einige Zeit vergebens wartete, so erhielt er einen Paß von dem König von Portugal, um zu Lande reisen zu können, und gieng durch **Coimbra**, **Aveiro**, **Porto** und **Viana**. Bei **Villa Nova** sezte er über den Fluß **Minho**, und erreichte drei Meilen darunter das Bisthum **Tuy** in **Gallicien**. Von da gieng er nach **Ponte**

Pedro und Compostell, wo er bei dem Grabe des heiligen Jakobs seine Andacht hatte. Von da reiste er nach Coronna, und sah sich nach einem Schiff um.

Nachdem er sich daselbst drei Wochen aufgehalten hatte, so gieng er auf ein Schiff, welches nach Nantes gehörte, und von einem, Namens Lingart, geführt wurde. Sie segelten den 12ten Juli 1706 ab, hatten aber kaum fünfzehn Seemeilen zurükgelegt, als ihnen ein Schiff mit französischen Flaggen, das heimliche Handlung trieb, aufstieß, welches, sobald sie sich auf einen Schuß genähert hatten, holländische Flaggen aufstekte, und ihnen eine Lage gab.

Lingart lief voll Furcht nach dem Lande, um daselbst zu ankern, da indeß jener unter beständigem Feuer ihn verfolgte, und sich an seinen Bord legen wollte. Die Franzosen feuerten ihrer Seits sehr schwach, und die Bootsleute bereiteten sich mit allem, was sie konnten, sich ans Land zu retten. Zu gleicher Zeit traf eine Lage von dem Gegner ihr Hintertheil, tödtete den Hauptmann Lingart, und verwundete noch zwei oder drei gefährlich, worauf die übrigen flohen, und der Feind sich bereitete, sein Boot an Bord zu senden.

Mittlerweile ergriff Pater Loyer die Gelegenheit, auf einem Fischerboote, welches nach Barrez, einem kleinen Flekken, etwa fünfzig Schritte vom Schiff, gehörte, zu entwischen. In

diesem Boot entrann Loyer mit einem Kaufmann von Saumur, und dessen Sohn, einem Knaben von fünfzehn Jahren, und kam ans Land, ohne daß das Schiffsvolk es merkte. Das Boot wollte noch eine Ladung abholen, aber es war zu spät. Loyer und seine Gefährten, giengen in das Haus des Pfarrers von St. Estevan de la Valle nahe bei dem Flekken Barrez, welcher sie gütig aufnahm, und drei Tage behielt.

Hier mietheten sie eine offne Fischerbarke, die sie nach St. Jean de Luz führen sollte; sie liefen aber große Gefahr, auf dem Wege umzukommen, weil das Fahrzeug kein Verdek hatte, und die See sehr hoch gieng. Sobald sie St. Sebastian erreicht hatten, stiegen sie aus, und beschlossen, zu Lande zu gehen. Nachdem sie vier Tage zu St. Sebastian geblieben waren, giengen sie über Bayonne, Bourdeaux und Xaintes nach Rochefort, und von da nach Rochelle, wo Pater Loyer erfuhr, daß Pater Villard, sein Kollege, nach Frankreich zurükgekommen, und daß eine Nachricht, als ob er todt wäre, unter seinen Freunden ausgebreitet worden sei. Dieses hatte einen Zirkularbrief vom Konvent von Rennes in Bretagne veranlaßt, daß in allen Klöstern der ganzen Provinz seine Obsequien sollten gehalten werden. Von Rochelle gieng er nach seiner Geburtsstadt Rennes, und von da in das Bad nach Bawbon, wo er von erwähntem Villard, der damals Prior des Konvents von

Chambery in Savoien war, Briefe erhielt, die ihn von dem Schiksal der Franzosen, welche er zu Issini verlassen hatte, benachrichtigten.

Das Elend dieser armen Besazzung ward nach Pater **Loyers** Abreise im Jahre 1703 sehr groß, indem es ihnen ganz an Lebensmitteln fehlte, ausser was sie von den Negern erhielten. Endlich langten drei Kauffartheischiffe, nebst einem Kriegsschiff, welches der Hauptmann **de Grosbois** führte, bei ihnen an. Die See gieng aber an der Barre so schröklich, daß es acht Tage währte, ehe Herr **Gerard**, einer von der Besazzung, an Bord kommen konnte, da er denn erfuhr, daß Herr **Grosbois** Befehl hatte, sie wegzubringen. Weil dieser Hauptmann den Negern unhöflich begegnete, und ihnen nicht die gewöhnlichen Geschenke gab, so ward der König so misvergnügt, daß er allen Kanoes an Bord gehen verbot. **Parision**, einer von der Besazzung, wagte es an Bord zu schwimmen, um den Herrn **de Grosbois** das Unüberlegte in seiner Aufführung zu erkennen zu geben, und daß die Franzosen Gefahr liefen, niedergemacht zu werden, wenn er die Negern aufbrächte; aber **Grosbois** war gegen alle Vorstellungen taub, und beschloß, sie sollten mit nach Frankreich zurükkehren. **Parision** gieng mit dieser Nachricht zurük, und an eben dem Tage schikte Herr **Grosbois** eine Flösse sie abzuholen, auf welchem Pater **Villard** nicht ohne Gefahr zu ertrinken, bloß in seinem Hemde, und mit dem Rosenkranz um den

Hals, abgieng. Er wollte seiner Kleider und der Kapelle wegen zurükkehren, welches aber der Hauptmann nicht verstattete. Ihrer sieben ertranken auch wirklich bei dieser Art an Bord zu kommen. So ward denn also das Fort den Negern überlassen, die noch dazu höchst aufgebracht waren, daß die Franzosen nur schlechtweg fortzogen, und ihnen weder Geschenke noch Waaren brachten. Villard wollte zu Fortpflanzung des Glaubens zu Fidah bleiben, welches aber der Hauptmann nicht verwilligte.

§. 4.

Loyer's Nachricht von dem Königreich Issini, und dessen natürlicher Beschaffenheit.

Das Königreich Issini *) gränzt nördlich an die Kompas-Negern, die eine Art von Republik ausmachen, und südlich an Ghiomroy **) oder das Vorgebirge Apollonia, und Edoma, welches nur zehn Seemeilen von Assoko ist. Südwärts ist die See, und westwärts die Elfenbeinküste, die von Menschenfressern, Namens Quaquas, bewohnt wird. Längs dem Ufer hält es zehn oder zwölf Seemeilen, und ist von Süd nach Nord zwei oder drei Seemeilen breit.

---

*) Loyer begreift hier auch das Land der Weteres-Negern unter dem Namen Issini.

**) Oder Guiomere — (wovon oben.)

Ob es gleich nahe bei der Linie im heißen Landstriche liegt, so ist es doch weder so heiß, noch so ungesund, als man in Europa geglaubt hat, und die Luft ist den meisten Theil des Jahrs über rein und angenehm. Aus List haben die Engländer, Holländer u. s. w. eine so üble Beschreibung davon gemacht, um die Franzosen zu verhindern, daß sie sich nicht dahin sezzen möchten. Wahr ists, daß in der Regenzeit vom Mai zum August, oft dikke Nebel aufsteigen, und daß es gefährlich ist auszugehen, bis die Sonne sie zerstreut hat, aber die Nebel in Europa um die Herbstzeit sind eben so ungesund. Ist man aber mit Speisen, die die Europäer gewohnt sind, versehen, und sezt man sich der Nachtluft nicht aus, so wird man es hier so gesund finden, als in einer andern Weltgegend. Indeß ist doch die Luft vom Oktober bis mitten in den April so heiß, und die Sonnenhizze so unerträglich, daß es diejenigen, welche aus kältern Gegenden kommen, kaum ausstehen können, wenn sie nicht von besonders starker Natur sind; aber man kann sich schonen, wenn man sich im Schatten und Kühlen hält. Kurz, es sind hier nicht so viel Krankheiten zu befürchten, als in Europa.

Es ist kaum ein Land in der Welt, welches dem Auge ein schöners Aussehen darbietet. Je weiter man in die großen Ebenen, die mit schönen Gebüschen untermengt sind, hinein kömmt, desto mehr neue angenehme Aussichten entdekt man, in-

dem immer Wälder und offene Plåzze mit einander abwechseln. Zu diesem kömmt noch ein schöner Fluß, dessen Ufer mit großen Bäumen geziert sind, die so regelmäßig wachsen, als ob sie gepflanzt wåren.

Die Küste von Issini ist so niedrig, daß sie in der Entfernung von einer Seemeile kaum würde kenntlich seyn, wenn sich die großen Bäume auf ihr nicht einige Seemeilen weit erblikken liessen. Sie wird durch einen von den schönsten Flüssen in Afrika gewässert, der weit hinauf schiffbar seyn würde, wenn die Einfahrt etwas bequemer wäre. Dieß ist vermuthlich der Grund, warum er weder so groß noch so merkwürdig in den Landkarten vorgestellt ist, als es doch wirklich seyn sollte. Seine Mündung wird durch eine große Sandbank verschlossen, die den Eingang auf dieser Seite verhindert, obwol einige Negerkähne bei stiller See sich darüber wagen, um mit Schiffen in der Rheede zu handeln. Der Fluß ist breit und tief. Sieben oder acht Seemeilen aufwärts von seiner Mündung gleicht er einem großen, kaum übersehbaren See. **Loyer** konnte kaum von der einen Seite das Ufer gegenüber entdekken, ob es gleich bergicht war. Diese Hügel erschienen vielmehr wie eine dikke Wolke, so hell auch der Himmel war. In der Mitte des Flusses sah er einen grossen Felsen, der vier bis fünf Seemeilen weit vom Ufer entfernt zu seyn scheinte.

Die Negern erzählen, sechs Tagreisen hinauf würde der Fluß durch große Felsen aufgehalten, über die er mit einem bewundernswürdigen Wasserfall herabstürze. Wenn sie hier weiter wollen, so müssen sie ihre Kähne etwa einen Musketenschuß weit schleppen, und alsdann wieder in den Fluß lassen, der fernerhin durchaus schiffbar ist, und sich in unbekannte Länder erstrekt. Einige von ihnen sind bis nach Abahini und Enzoko geschifft. Das erste ist ihrem Vorgeben nach zehn Tagreisen, (wenigstens hundert Seemeilen), und das andere dreißig Stazionen, (oder dreihundert Seemeilen) von dem Ufer entfernt. Loyer sah zu Issini bei den Negern, die in diesen Gegenden gewesen waren, türkische Teppiche, und schöne Kattunstoffe, auch streifige blaue und rothe Seidenzeuge, die sie mitgebracht, und ihrer Erzählung nach daselbst wirken sehen, wie sie denn auch große und schöne Städte von Steinen erbaut gefunden haben wollen. Die Sache verdiente untersucht zu werden.

Der Fluß ergießt sich, wie die Einwohner berichten, durch verschiedene Mündungen in die See, welche sie sich den Franzosen zu zeigen erboten; aber man kann sich nicht sehr auf sie verlassen; denn weil sie wenig reisen, so kennen sie das Land nicht über zehn oder zwölf Seemeilen um sie herum. Es ist Schade, daß der Fluß nicht weiter hinauf entdekt ist. Dem sey wie ihm wolle, so gehen die verschiedenen Arme zusammen,

nachdem sie unweit des französischen Forts, sieben artige aber meist unbewohnte Inseln gemacht. Da, wo er beim Fort vorbei fließt, ist er sehr schmal, und scheint nicht breiter zu seyn als die Seine. Er fällt eine Seemeile weit unter dem Fort in die See.

In Absicht auf diesen Fluß, wollen wir einige Umstände aus dem Ritter **Des Marchais** hinzufügen. Dieser Schriftsteller, welcher im Jahre 1724 hier gewesen ist, sagt, er sei für große Barken sechzig Seemeilen hinauf schiffbar. Wenn man einmal darin ist, so findet man das Wasser ruhig und stille. Acht Meilen von seiner Mündung macht er einen Teich, sechs bis sieben Seemeilen breit, und eben so lang, in dessen Mitte eine Insel ist, deren Ufer überall steil und felsicht sind, so daß sie in der Ferne wie ein öder Felsen aussieht; wenn man aber daran landet, so findet man einen fetten und fruchtbaren Boden, mit schönem Grase und Bäumen von mancherlei Art bewachsen. Eine Kolonie würde hier sehr sicher seyn; denn der Plaz ist von der Natur selbst bevestigt. Von hier sind fünfzig Seemeilen bis zu der großen Reihe-Klippen, die den Fluß verschliessen. Der Wasserfall ist da sehr steil, und sieht schön aus, man kann auch das Geräusch davon auf viele Meilen hören. Die Negern haben an beiden Seiten des Felsen Höhlungen ausgehauen, wodurch sie ihre Kähne schleppen, und wieder ins Wasser lassen; denn sie sagen, sie könnten dreißig Tage den Fluß ohne

einige Hinderniß hinaufsegeln. Ist dieses wahr, wie man Ursache hat zu glauben, sagt der Ritter, oder sein Herausgeber **Labat**, und ist der Lauf des Flusses manchmal Nord, oder Nordost, oder Nordwest, so muß er sehr nahe an den Niger kommen, und vielleicht ein Arm desselben seyn, wie sich neulich ein Reisender vorgestellt hat. *)

Das Königreich **Issini** hat etwa zwölf Flekken längs der Küste, oder auf den Inseln, die der Fluß bildet. Die Hauptstadt ist **Assoko**, welche auf einer Insel eben dieses Namens liegt, die vom Fluß anderthalb Seemeilen von der See gemacht wird. Es sind zweihundert Hütten darin, und etwa tausend oder zwölfhundert Einwohner. Das Land hat nur zwei Seehäven (oder Landungsplätze), nämlich **Taqueschue** und **Bangayo**; an dem ersten hält sich der berühmte Kaboschir, Namens **Emond** auf.

Das Königreich **Abassan** liegt nur zehn Seemeilen von **Taqueshue**, und es gibt hier außerdem noch verschiedene kleine Herrschaften, oder eigentlich Dörfer, wo die Reichsten über die Aermern herrschen. Jedes von diesen Völkern hat ein Oberhaupt, das sie Hauptmann nennen; aber seit ihrer Handlung mit den Europäern, und seitdem einige in Europa gewesen sind, haben sie sich König genannt, obwol ihre Herrschaften kaum viertausend Personen enthalten können. So kann **Issini** auf den Nothfall kaum 2000 Mann samt den Sklaven stellen.

*) Eine ungegründete Vermuthung.

Der Boden von Issini ist, wie der meiste auf der Goldküste, weißer, trokkener Sand, und für die Reisenden sehr unbequem. Er trägt nur wenig Gras für großes Vieh, welches hier wohl fortkommen würde, wenn die Leute nicht zu nachlässig wären, es zu ziehen. Aber sie wollen lieber verhungern, als sich für Arbeit Ueberfluß erkaufen. Einige feuchte Stükke Erdreich geben **Bananas**, welches ihr vornehmster Unterhalt ist. Bisweilen reinigen sie ein Stük Erdreich durch Wegbrennen, und säen ein wenig Reiß, Hirse oder spanischen Weizen darauf. Der Boden ist auf den Inseln, die der Fluß macht, besser, und der Grund gibt daselbst Yams, Potatoes, Feigen, Kokos, Ananas, Palmbäume, Korbs, Papas, und verschiedene andere Früchte. Zukkerrohr wächst hier vortrefflich. **Loyer** sah einiges, welches aus dem Lande der **Rompas** gekommen, und erstaunlich groß war. Baumwolle und Tabak würden hier auch gut fortkommen, wenn sie gewartet würden, da man sie schon wild von guter Art antrift. **Manighetta** oder guineischer Pfeffer könnte hier gleichfalls mit Vortheil gepflanzt werden.

Sie haben eine kleine rothe Frucht, Namens Assahuaye, welche so groß als eine mittelmäßige Pflaume ist. Es gibt auch noch eine kleinere Art, nicht größer als das lezte Glied von einem Finger, die fast nichts als Haut ist, und nicht gut schmekt; sie hat aber die Eigenschaft, daß, wenn man nur eine davon genossen hat, die sauersten Oran-

gen oder Zitronen, und der schärfste Eßig, wie Konfekt und Sirup schmekken. *)

Die Wälder sind voll von mancherlei Arten kleiner Früchte, von denen die meisten einen würzhaften Geschmak und Geruch haben, verschiedene andere aber ohne Geschmak sind. Eine andere Art, Ikaquas **) genannt, gleicht der europäischen Pflaume; sie hat aber nur eine Haut über den Stein gezogen. Der Stein ist nicht sehr hart, und enthält einen Kern in sich, der geröstet gut zu essen, sonst aber bitter ist. Die Bäume wachsen häufig, und tragen Ikaquas von allerlei Farben. Sie kriechen gemeiniglich auf dem Grunde hin, obwol einige hoch wachsen.

Außer den Orangen und Zitronen gibt es hier von den Franzosen sogenannte Aepfel, die zwar dergleichen Gestalt haben, aber so wenig den Geschmak, als der Baum die Gestalt des Apfelbaums zeigen. Die Frucht ist rund, und groß wie eine Mannsfaust, mit einem Stein von der Größe eines Eies. Wenn sie gut seyn sollen, so müssen sie so reif als Wispeln werden. Einige hungrige Negern essen sie, aber meistens dienen sie den Affen und Elefanten

*) Labat versuchte dieses zu verschiedenemalen mit Erstaunen, und glaubt, diese Frucht könnte dieser alkalischen Eigenschaft wegen von großem Nuzzen in der Arzneikunst seyn.

**) Ikakopflaumen (M. s. im V. B. d. W. S. 49.)

fanten zur Speise, die im Herbst- und Wintermonat, welches ihre Zeit ist, haufenweise kommen, sie zu verzehren. Ueberhaupt sind ihre Früchte hier nicht viel werth.

An der Erde wachsen auch **Giromonts**, welches eine Art von Kürbissen ist *), die man aber nicht so gar häufig antrifft, weil die Negern zu nachläßig sind, sie zu pflanzen. Es gibt auch zwei Arten von Erbsen, von denen eine unter der Erde wächst. Diese Art treibt einen Stängel einen halben Fuß hoch, mit zwanzig oder dreißig Blättern, die drei und drei zusammen an einem langen Stengel wachsen. Die Wurzeln breiten sich in verschiedene Aeste aus, welche kleine Hülsen von der Gestalt und Farbe der Pistazien haben, und jede Hülse enthält eine oder zwei Erbsen, wie die Wolfsbohnen. Diese Art wächst erstaunlich, und ist gekocht sehr gut.

Die andere Art gleicht an Blättern und Frucht den französischen Bohnen, nur daß sie von viel besserm Geschmak ist. Ihre Hülse gleicht der Hülse von der Felderbse; sie kann aber nicht gegessen werden. Sie wachsen das ganze Jahr durch; ihre vornehmste Zeit aber ist der Herbst- und Weinmonat. Sie vermehren sich hundertfältig. Wollten die Negern sie bauen, so würden sie hinlänglich das Jahr

*) Vermuthlich Wassermelonen. (M. s. im V. B. d. W. S. 88.)

hindurch sich damit behelfen können; aber sie sind mit dem zufrieden, was wild wächst.

Purzelkraut oder Portulake wächst hier gleichfalls wild, wie auch ein anderes Kraut, Namens **Eppa**, welches an Blättern und Geschmak dem Sauerampfer gleicht. Die Negern essen es, und brauchen es als eine Brühe mit Fischen und Palmöl. Sie bauen auch eine Pflanze, **Kakos** genannt, die von den Engländern in Westindien **Karaibisches Kraut** genannt wird. Das Laub ist groß und herzförmig, die Wurzeln sind stark, und haben einen scharfen Geschmak. Sie brauchen diese Wurzel statt der Yams, ob sie gleich nicht gut schmekt, und werfen die Blätter weg, die doch gekocht gut sind. **Papaien**, eine Art wohlschmekkender Melonen, sind hier gemein, und wachsen auf dem Gipfel eines Baumes. Ihre Saamenkörner schmekken wie Pfeffer. Die Frucht wird noch grün bei den Franzosen zur Suppe gebraucht.

Die Wälder geben einer großen Menge von Thieren ihren Aufenthalt, für deren einige die Negern keine Namen haben. Das vornehmste ist der Elefant, den die Negern der Zähne und des Fleisches wegen tödten. Mit den Ohren überziehen sie ihre Trommeln, haben aber keinen Begriff davon, wie er zu zähmen ist, ob er ihnen wohl dadurch sehr nüzlich werden könnte. Die Wälder sind voll wilder Ochsen, Hirsche, Ziegen und an-

dern Wildprâts, welches noch viel zahlreicher seyn würde, wenn die Löwen, Leoparden, Panther und andre Raubthiere es nicht aufrieben. Diese sind in solcher Menge daselbst anzutreffen, daß die Negern die ganze Nacht durch Feuer halten müssen, um sie von ihren Hütten abzuschrökken.

Einige Zeit vor **Loyers** Ankunft verzehrten sie einen Neger am hellen Tag. Während seiner Anwesenheit kam auch ein Panther durch das Dach in ein Haus von **Assoko**, und tödtete dem König **Akasini** acht Schafe. Auch waren die Franzosen in ihrem Fort nicht sicher; denn den 7ten März im Jahr 1702, um eilf Uhr in der Nacht, führte ein Panther eine Hündinn weg, die sie zur Bewachung des Plazzes hielten. Den 17ten um eben die Zeit kam er wieder, sprang über die Palisaden, die doch zehn Fuß hoch waren, tödtete zwei Schafe und einen Widder, der sich eine Zeitlang mit seinen Hörnern trefflich vertheidigte; als der Panther aber merkte, daß die Leute im Fort Lärm machten, so begab er sich auf den Rükweg. Einige Stunden darauf kam er durch das Bollwerk unweit der See wieder, griff die Schildwache an, die gewaltig erschrak, und durch ihr Geschrei die Besazzung zu Hülfe rief; die Bestie aber entkam.

Ziebethkazzen sind hier sehr gemein. Die Franzosen machten einige ganz zahm. Sie haben das Geschrei und alle übrigen Eigenschaften einer zahmen Kazze, und fressen Razzen und Mäuse. Man kennt die Oerter, wo sie sich aufhalten, an

dem Muskusgeruch; denn sie reiben sich an den Bäumen, und lassen etwas von der köstlichen Waare daran, welches die Negern sammlen, und an die Europäer verkaufen. Es gibt auch viele Stachelschweine hier, deren Fleisch sehr wohl schmekt; **Agutis**, eine Art von Halbkaninchen, und **Assomonglis**, die einer Kazze gleichen, aber Rattenköpfe haben, und auf dem Leibe schön geflekt sind *).

Die Flüsse sind voller Ottern und anderer Thiere, die im Wasser und auf dem Land leben, mit schönen Fellen und gut zu essen. Die Negern ziehen auch Hunde und Kazzen, welche sie **Aghe-romowe** nennen; sie verkaufen sie auf dem Markt zur Speise, und lachten, da die Franzosen einen Ekel davor bezeugten.

Es gibt auch hier vortreffliche Schafe, ohne Wolle, mit glatten Fellen, das Fleisch aber ist viel besser, als das französische Schöpsenfleisch. Sie werfen auf einmal zwei Lämmer, und tragen fünf Monate. Ihre Ziegen sind kleiner, als die französischen. Die wilden Thiere haben fast alle Schweine, welche die Europäer hier ließen, aufgerieben, weil sich die Negern nichts darum bekümmerten. Sie brauchen ihre zahmen Kühe eben so wenig, weil sie solche nicht zu melken wissen; fällt es ihnen ein, so schlachten sie dann und wann eine zum Essen.

*) Der Aguti ist ein Savia (Mus Aguti. L. — Cavia Aguti. Erxl.) Der Assomonglie scheint nicht in dies Geschlecht zu gehören.

Affen von allen Arten und Größen sind im Ueberfluß hier. Die schönste Art ist klein, und heissen Sagouins. *) Sie sind nicht größer, als eines Mannes Faust. Einige sind schwarz auf dem Rükken, mit weißen Bäuchen und langen Bärten, andere grau, ohne Haare im Gesicht und an den Händen, und so groß, wie ein mittelmäßiger Hund. Andere sind sehr groß und wild, und streiten mit den Negern, wenn sie angegriffen werden. Die Einwohner heißen sie wilde Leute, die aus Furcht zu arbeiten nichts reden wollen. Sie bauen Hütten in den Wäldern, und gehen schaarenweise aus, die Negerhütten zu plündern.

Im Januar 1702 schoß der Bootsmann aus dem Fort, welcher ein Jäger war, einen davon, doch so, daß er ihn nicht tödtlich verwundete, und bekam ihn. Die andern, welche dessen Tod rächen wollten, schrien, warfen den Mann mit Steinen und Koth, so daß er verschiedenemal feuern mußte, um sie abzutreiben. Endlich brachte er seinen Gefangnen nach dem Fort, mit einem starken Seil gebunden. Die ersten vierzehn Tage ließ er nicht mit sich umgehen, sondern biß und raßte. Er bekam aber alle Tag eine gute Tracht Schläge, und nicht viel zu fressen. Dadurch ward er bald so zahm, daß er einen Bükling machen, die Hand küssen, und tausend andere lustige Streiche lernte.

---

*) Der Bisamaffe, Cercopithecus Jacchus. L. ?

In zwei bis drei Monaten ließen sie ihn frei herumgehen, und er verließ das Fort nicht.

Die hiesigen Vögel sind nicht leicht zu beschreiben. Die Wälder sind voller Pintados oder guineischer Hüner, Fasanen und Rebhühner. Die kleinen sind wie die unsrigen. Turteltauben findet man alle Jahre, besonders im April, Mai und Brachmonat, da die Saat reif ist, um welche Zeit man unzähliche Haufen davon sieht. Schwarze und weiße Adler (?) sind hier gut zu essen. Auch gibt es Seelerchen, Möven und Waldhüner, welche von den französischen zwar unterschieden, aber doch vortrefflich sind. Enten, Reiher und Falken sind in Menge da. Die Negern brachten dem Loyer einst einen Vogel, den sie getödtet hatten, der so groß als ein Lamm war. *) Die Franzosen brieten ihn, und fanden ihn sehr gut zu essen. Große graue Papageien sind hier so gemein, als Drosseln, Wachteln und dergleichen. Vom Weinmonat bis in den März gibt er hier häufige Schwalben, die anderswo hekken.

Es befinden sich hier auch noch andere artige Vögel, die etwas größer, als ein Hänfling, und so weiß wie Alabaster sind, und einen rothen schwarzgesprenkelten Schwanz haben. Sie machen die Wälder mit ihrem Gesang sehr angenehm. Die Sperlinge sind röther, als die europäischen, und

*) Ei! War es vielleicht ein Kranich? —

sehr gemein. Die Hüner, welche sie Amoniken nennen, sind kleiner, als in Frankreich; aber ihr Fleisch ist zärter, weißer, und von besserm Geschmak. Wollten sich die Negern nur einigermaßen bemühen, so könnten sie viel mehr Hünervieh erhalten, in Rüksicht der Wärme des Landes und des Ueberflusses an Gesäme. König Akafini und sein Bruder Namoke haben einige aus Europa gebrachte türkische Hühner, welche sich hier wundersam vermehren, wie auch Gänse und Tauben. Diese leztern haben sich so vermehrt, daß das Land von ihnen voll ist.

Die See und der Fluß Issini sind voll Fische; die vornehmsten sind Haien, Meerschweine, Becunes, Dorados, Bonittas, Carcouadas, Mullets, Sardellen, Chabris, Dornrükken, Schollen, und sehr große See- und Flußhechte, Aale, Häringe, Pilchards, Seiches, Moons, Palourdes, Weißfische, Muscheln, und Austern von ausserordentlicher Größe.

Vom Herbstmonat bis in den Jannar kommen Seeschildkröten an dieser Küste zu liegen, da alsdenn die stürmische Zeit ist. Man findet ihre Eier vermittelst ihrer Spuren im Sande; eine einzige legt hundert und fünfzig oder zweihundert auf einmal. Sie sind rund, und so groß, als Hünereier, aber mit einer weichen Haut statt einer Schale bedekt. Sie sind nicht angenehm, und haben einen seltsamen Geschmak, doch sind sie besser, als die

Flußschildkröten, die man hier findet. Man trifft auch Seekälber oder große Wassereidexen, die aber, wenn sie sich auf dem Lande befinden, anstatt die Leute, wie in Amerika anzufallen, vor ihnen ins Wasser laufen.

Schlangen gibt es hier von solcher Grösse, daß sie einen ganzen Menschen verschlingen, wenn sie ihn schlafend antreffen; denn sie bewegen sich zu langsam, als daß sie ihn bekommen könnten, wenn er auf seiner Hut ist. Die Negern, welche dieser Schlangen und der wilden Thiere wegen allezeit bewaffnet gehen, tödten sie leicht, und halten ihr Fleisch für einen besondern Lekkerbissen.

Eidexen von zwanzig bis dreißig Pfund sind gut zu essen. Im November des 1702ten Jahres brachte **Loyer** eine nach dem Fort, die er mit einem Stok an dem Flusse getödtet hatte, und die ihnen in ihrem Elende eine große Hülfe war.

Auch ist das Land von Gewürme und anderm Ungeziefer nicht frei. Ratten und Mäuse sind haufenweise hier. Die Graspferde machen auf dem Felde, und selbst auf den Dächern der Häuser ein solches beständiges Getöse das ganze Jahr hindurch, daß man kaum hören kann, was geredet wird. Dieses nebst den Heuschrekken und Krikkets und Mükken oder Musquitos, die einem mit ihren Stacheln weder Tag noch Nacht Ruhe lassen, reicht schon hin, die größte Geduld auf die Probe zu sezzen, besonders wenn noch die Tausendfüsse

dazu kommen, deren Stich eine schmerzhafte Entzündung vier und zwanzig Stunden lang verursachen. Es gibt auch eine große Menge haarichter Spinnen, so groß als Eier, die überall nisteln, auch fliegende Skorpionen, deren Biß tödtlich ist. Ferner Motten, Wanzen, fliegende und kriechende Ameisen, die alles, man mag es auch noch so sehr in Acht nehmen, als Papier, Leinwand, Bücher, Waaren und Zeuche zerstören.

Das Land ist voll Bienen, die ein vortreffliches Wachs, und ungemein weissen Honig machen. Den 9ten April im Jahre 1702 sezte sich ein Schwarm in dem französischen Fort in ein leres Pulverfaß, das sie bald mit Wachs und Honig füllten, und andere Schwärme abgaben, die sich wo sie recht wären gewartet worden, ungemein vermehrt haben würden.

Der **Aigrisstein**, welcher hier gefunden und statt des Geldes gebraucht wird, verdient hier noch erwähnt zu werden. Er ist blaulicht, sehr hart und ohne Glanz. Die Negern wägen ihn gegen Gold auf. Sie schneiden ihn auch in kleine Stükchen, die sie durchbohren, und als Puz tragen; diese Stükchen werden **Betikets** genannt. *)

*) Ob diese Steine nicht einerlei oder nahe verwandt mit den schönen und hochgeschäzten Steinen sind, die in dem Königreich Benin gefunden werden? Dies wollen wir bei der Beschreibung dieses leztern im XI. B. d. W. untersuchen.

§. 5.

Geschichte des Könichreichs Issini — Nachricht von den Weteres- und Kompas-Negern.

Das Königreich Issini, welches vormals unter dem Namen Albini bekannt war, wird von zweierlei Völkern, den Issinesen und Weteres bewohnt. Die leztern waren die eigentlichen Landeskinder, und ihr Name bedeutet Flußfischer. Sie sagen, die Esieps, ein Volk, welches in der Nachbarschaft von dem Vorgebirge Apollonia wohnte, deren König Fay geheissen, wären durch die Leute von Axim über dem Vorgebirge, etwa vor sechzig oder siebenzig Jahren, so beunruhigt worden, daß sie ihr Land verlassen, und sich nach Issini geflüchtet hätten, welcher Ort den Weteres gehörte. Diese hätten sich ihres Elends erbarmt, sie gütig aufgenommen, ihnen Länder zu bauen verstattet, und sie als ihre Landsleute angesehen. Auf diese Art hätten sie einige Jahre in gutem Verständnisse gelebt, bis die Esieps, welche von Natur unruhig waren, sich durch die Handlung mit den Europäern bereichert, und darauf ihre alten Wohlthäter zu verachten und zu unterdrükken angefangen, auch ihre Tirannei so weit getrieben hätten, daß die Weteres die Gütigkeit, welche sie ihnen erzeigt, zu gereuen anfieng. Endlich verloren sie alle Geduld und beschlossen, diese un-

dankbaren Gäste auszutreiben. Es war nicht so gar leicht, dieses zu thun. Die Esieps waren vermittelst des Handels mit den Europäern, sehr wohl mit Feuergewehr versehen, welches gegentheils den Weteres unbekannt, und folglich sehr furchtbar war. Sie waren also genöthigt auszuhalten, und erwarteten mit Ungeduld eine Gelegenheit sich zu befreien, welche sich endlich im Jahr 1670 darbot.

In diesem Jahre kriegte eine Negernazion, **Oschin** genannt, welche in einem Lande, Namens **Issini**, zehn Seemeilen unter dem Vorgebirge **Apollonia**, wohnte, mit dem Volke **Ghiomo** oder **Ghiomray** genannt, welches das Vorgebirge bewohnte. Nach verschiedenen von den Issinesen verlornen Schlachten, beschlossen sie, sich aus ihrem Lande anderswohin zu begeben. In dieser Absicht warfen sie die Augen auf die Weteres. Sie wußten, wie gütig dieselben die Esieps aufgenommen hatten, die sich vollkommen in eben dergleichen Umständen befanden. Zum Glük erinnerten sie sich, daß **Zena** ihr König von der Familie der **Aumowans** war, welcher dem König der Weteres zugehörte, und glaubten, sie könnten nicht besser thun, als daß sie sich zu denselben begaben, besonders da sie Land genug übrig hätten, und ihren Schuz ihnen nicht versagen würden, den sie kurz zuvor einem Volke, das sie gar nichts angieng, gestattet hatten. Die Weteres hielten dies für eine gute Gelegenheit, sich an ihren alten Gästen, die für sie zu stark waren, wegen ihres Undanks zu

rächen, nahmen die Issinesen mit Freuden auf, räumten ihnen Land ein und entdekten ihnen ihre Klagen.

Die Issinesen, um sich ihnen gefällig zu machen, versprachen ihnen Hülfe, worauf sich die Weteres verließen, und die Esieps anfingen, verächtlich anzusehen. Daraus entstunden bald Uneinigkeiten, die in einen offenbaren Krieg ausbrachen. Die Weteres gewannen darin, durch Hülfe ihrer neuen Freunde, verschiedene Vortheile, und weil die Issinesen mit Feuergewehren versehen, und von den Weteres unterstüzt waren, so mußten die Esieps nach verschiedenen Niederlagen sich ihrer eigenen Sicherheit wegen aus dem Lande machen, und nach einem unbewohnten Plaz auf der Zahn- oder Quaquaküste ziehen, unweit dem Flusse St. Andre westwärts, wo sie sich noch jezt aufhalten, obwol die Issinesen, ihre unversöhnlichen Feinde, sie sehr oft anfallen, und nie ohne Beute zurükkehren.

Der Plaz also, der anfänglich den Weteres gehörte, und nachgehends von den Esieps eingenommen worden ist, und Asbini, wie der Fluß dabei, genannt wird, gehört jezt den Issinesen, welche die stärksten sind, und ist von ihnen Issini genannt worden. Ihr erstes Land, welches jezt zum Unterschied Groß-Issini heißt, liegt zehn Seemeilen davon unbewohnt.

Daher kömmt es, daß Landkarten, die viel-

leicht vor dieser Veränderung gemacht worden sind, Issini nicht an seinem jezzigen Orte zeigen. Der Fluß Asbini hatte eben dies Schiksal, und ob er wol seinen Namen im Lande der Weteres behielt, so heißt doch die Mündung von den neuen Besiz-zern Issini. Die Issinesen wurden im Besiz der Seeküste gelassen, welches ihnen ein großer Vortheil, und der Weteres Verderben war; denn jene bereichern sich, indem sie Waaren von den Europäern kaufen, und an die Weteres theuer verhandeln.

Die Weteres haben keine Beschäftigung und keinen andern Reichthum, als die Fischerei im Flusse Issini, der so fischreich ist, und wobei sie so viel Geschiklichkeit besizzen, daß es fast unglaublich ist. Sie leben unter den Issinesen untermengt, nur daß ihre Hütten auf Pfosten in den Fluß gebaut sind, da der Issinesen ihre auf dem Lande stehen. Der Fluß ist in der That ihre Vormauer, wodurch sie vor jeder Nazion, die keine guten Schiffleute hat, gesichert sind. Auf der andern Seite haben die Issinesen zu Lande die Oberhand, und sind bessere Soldaten, als die Weteres. Sie unterscheiden sich auch auf andere Weise. Die Issinesen tragen ihr Haar lang, in Lokken, die auf ihre Schultern herabhängen, da die Weteres es kurz tragen, und sich oft den Kopf abscheeren. Die Weteres haben Pagnes von Gras oder Baumrinden, und die Issinesen von Baumwolle oder europäischen Zeuchen. Der Säbel der

Weteres ist ein breiter Dolch, anderthalb Fuß lang, in einer Haut oder kleinen Scheide, welche wie ein Fischschwanz gemacht ist, und der Issinesen ihrer hat die Gestalt einer Sichel. Die Weiber der Weteres gehen ganz nakkend, und die Issinesinnen bedekken sich mit einem Pagne.

Die Weteres sind zahlreich, und bewohnen ein weitläuftiges Stük Land, an einem großen Theile des Flusses Issini, von dem sie allein ihren Unterhalt haben. Sie sind mit den Weteres anderer benachbarten Flüsse verbunden, denen sie zu Wasser Beihülfe senden, wo es nöthig ist, oder solche von ihnen erhalten, weil die Flüsse in diesem Land alle zusammenhängen. Sie werden von einem Oberhaupte oder Oberhauptmann regiert, der jezt **Rukrokli** heißt. Er war des vorigen Königs Sklave, und ward durch das große Vermögen, welches ihm dieser hinterließ, in den Stand gesezt, den Vornehmsten die Spizze zu bieten, und sich zu dieser Würde zu erheben, die er nun auch friedlich genießt.

Die Weteres kennen nur die natürlichen Gesezze, und übertreten solche oft. Sie haben eben die Neigungen, wie andere Negern, besonders zu Diebstahl und Verrätherei, zumal in Absicht auf die Weißen, die sie gar nicht leiden können. Ihr Geld sind die **Betikets** oder **Aigris**.

Der Aigrisstein dient hier statt des Geldes. Die Kompas zerbrechen ihn in sehr kleine Stük-

chen, die sie mit einem Feuerstein sehr geschikt durchbohren, an Gras reihen, und alsdann den Weteres verkaufen, die sich ihrer statt des Geldes bedienen. Einer gilt zwei Pfennige französische Münze. Gold haben sie wenig oder nichts.

Die Waffen der Weteres sind der Säbel und die Assagai, mit einer Art von halben Pikken. Einige haben Feuergewehr, welches sie erst von den Issinesen kaufen, die es selbst von den Europäern erhalten, aber wenige gebrauchen es.

Sie bedienen sich der Nezze, welche von Gras oder Baumrinde geflochten sind, wie auch der Angeln und Speere, die sie so geschikt zu gebrauchen wissen, daß ihnen selten ein Fisch entgeht. Damit fischen sie in Kähnen, die aus einem einzigen Baume gemacht sind, und meistens drei Personen, manchmal auch fünfe enthalten. Bei ihrer großen Fischerei, welche ordentlich um den Neu- und Vollmond geschieht, versammeln sich oft dreißig oder vierzig Kanoes, und machen sich um sechs Uhr des Abends dahin, wo sie wissen, daß sich die Fische einfinden, und bringen daselbst die Nacht bis den folgenden Morgen zu, da sie dann gewöhnlich mit einer großen Menge Fische, besonders Barben, die sehr gut und wohlfeil sind, zurükkommen. Den folgenden Tag ruhen sie aus, und ihre Weiber verkaufen die Fische auf dem Markte.

Während die Männer fischen, oder auch wenn der Markt vorbei ist, versieden die Weiber See-

wasser, um Salz zu machen, welches ihnen wohl geräth. Ihr Salz ist sehr weiß, und schärfer als das unsrige.

Weil sich die Weteres nicht auf das Meer hinaus wagen, so fischen sie nur in den Flüssen, wo sie Reusen legen. Diese bestehen in einem weiten Kreise von Schilfe, der an großen Stangen in untiefen Gegenden bevestigt ist, und nur eine Oeffnung hat, da der Fisch hinein kann. Dahin gehen sie mit kleinen Nezzen, und suchen sich die Fische aus, wie wir in Europa aus den Fischhaltern.

Sie treiben einen starken Fischhandel mit den gebirgischen Kompas, die sie dafür mit Broden von Rokken, Waizen, Reiße, Yams, Bananas, Koras, Palmöl und andern Lebensmitteln versorgen. Die Weteres verkaufen sie wieder zu Assoko an die Issinesen, die ohne diese Beihülfe verhungern würden. Wenn diese beiden Nazionen einen Streit haben, so besteht alle Rache, welche die Weteres ausüben, darin, daß sie nichts zu Markte bringen, worauf ihnen die Issinesen alsbald alles zugestehen.

Die **Kompas**, welche an die Weteres gränzen, machen eine Art von Republik aus, wo die Vornehmsten gemeinschaftlich die Sachen durch ihre Stimmen entscheiden. Ihr Land besteht aus angenehmen Hügeln, die angebaut sind, und alles, was darauf gesäet wird, überflüßig hervorbringen; der Boden der Küste aber taugt nichts, und ist ein trok-

kener und von der Sonne verbrannter Sand. Daher konnten die Weteres und Issinesen ohne die Kompas nicht leben, die dafür Feuergewehr, Salz und Pagnes nehmen, welche ihnen fehlen. Die Issinesen erhalten auch das Gold, welches sie im Handel brauchen, von den Kompas, die es selbst von einem Volke, das tiefer im Lande drinnen wohnt, bekommen. Ihr Land erstrekt sich von Ost noch West dreißig oder vierzig Seemeilen, und ist fünfzehn bis zwanzig breit. Sie gehen weit nakkender, als die Nazionen an der Küste, sind aber keine große Krigshelden.

Hier verdienen auch noch einige kurze Nachrichten von Issini angemerkt zu werden, welche **Labat** in **Des Marchais** Reisebeschreibung mittheilt.

Die Häuser der Weteres sind hoch genug über die Fläche des Wassers erhaben, um vor der Ueberschwemmug sicher zu seyn, auch stellen sie ihre Kähne unter die Häuser. Sie sind gute Schiffer auf dem Flusse, wie die Issinesen auf der See. Die Weteres lassen ihr Haar wachsen, und scheeren sich die Bärte glatt ab, die Issinesen schneiden sich das Haar ab, und lassen sich die Bärte lang wachsen. Die Issinesen sind durch die Handlung gesitteter geworden, als die Weteres, die selten Weiße sehen. Die Issinesen schneiden auch den Aigrisstein in kleine Zylinder einen Zoll lang. **Labat** hält ihn für eine Art Jaspis.

Ihre Rindennezze halten gut, und sie durchspießen einen Fisch auf fünf bis sechs Fuß weit. Sie beladen überhaupt ihre Kähne innerhalb zehn bis zwölf Stunden mit allerlei Arten von Fischen, besonders Barben, die sehr groß, fett und schmakhaft sind.

Dies Land ist zwar gut und fruchtbar, aber nicht überall angebaut; entweder weil sie zu nachläßig sind, oder weil die Fischerei sie stäts auf dem Waßer hält.

§. 6.

Karakteristik und Sitten der Issinesen.

Die Issinesen haben außer der schwarzen Farbe nichts Unangenehmes in ihrer Bildung und Gestalt. Es sind wenig plattnäßigte unter ihnen. Ueberhaupt sind sie von guten Gliedmaßen, groß, wohlgestalt und stark, haben lebhafte Augen und weiße Zähne, welche sie durch Reiben mit einem gewißen Holz erhalten, das hier wächst, und dazu vortrefflich ist. Sie sind für ihre schwarze Farbe sehr besorgt, und reiben deswegen die Haut alle Tag mit Palmöl, welches mit verstoßnen Kohlen vermengt ist. Dadurch wird die Haut schwarzglänzend, wie ein Spiegel. Sie leiden weder Haare noch Unreinigkeit am Leibe. Wenn sie alt werden, so vermindert sich ihre Schwärze, und

ihr wolliges Haar wird grau. Sie verwenden auch viel Sorgfalt für dasselbe, und binden es auf hunderterlei verschiedene Art auf. Sie kämmen es mit einer hölzernen oder elfenbeinernen vierzakkigten Gabel, welche immer auf ihrem Kopfe stekt. Sie bestreichen auch ihr Haar mit dem Palmöl und den Kohlen wie den Leib, um es schwarz und wachsen zu machen. Sie zieren es mit kleinen Stükchen Gold, oder Muschelschalen, und Jeder sucht den andern hierin an Kunst zu übertreffen.

Sie scheeren sich mit Messern, die sie beinah so scharf zu machen wissen, als Scheermesser. Einige scheeren nur die Hälfte des Kopfes, und legen die Haare auf der andern wie eine Nachtmüzze aufgestülpt über das Ohr. Andere lassen hier und da breite Flekken ungeschoren, wie es ihnen einfällt. Sie machen viel aus ihren Bärten, kämmen sie täglich, und tragen sie so lang, als die Türken. Sie sind sehr reinlich, und waschen sich Gesicht, Hände und Kopf oft. Sie gehen ohne Scham und Scheu nakkend, bloß die Brembis und Bahumets haben Kleider. Sie tragen ein Pague, etwa zwei Ellen lang, und drei Viertheil breit, rings um den Leib. Ein Ende davon lassen sie vorne herunter fallen, das andre stekken sie zwischen den Beinen durch, und schleppen es hinten nach. Einige tragen es wie einen Gürtel oder wie ein Degengehenk, das quer über eine Schulter geht, und an den Enden zusammengebunden ist. Die Armen und Sklaven haben nur ein Stük zu

sammengewebte Baumrinden oder Gras, ihre Blösse zu bedekken. Einige, besonders die Kaboschiren, haben Mützzen von Ziegenfellen. Sie lieben aber die europäischen Mützzen und Hüte ungemein, und tragen sie nur, wenn sie Staat machen wollen, indem sie sehr eitel sind. Diese Hüte gehen hier wohl ab, wenn sie nicht theurer, als ein oder zwei Kronen sind.

Die Issinesen haben einen guten Verstand, und eine gute Urtheilskraft; sie sind listig, und große Lügner und Diebe, ob man sie wol nicht ärger schimpfen kann, als wenn man sie **Krukai** oder Räuber nennt. Man muß ihnen auf die Füße sowol Achtung geben, als auf die Hände; denn wo sie etwas auf der Erde liegen sehen, so vergraben sie es mit den Zähen, und hohlen es hernach. Da dieses Laster niemals bei ihnen gestraft, sondern vielmehr gelobt wird, so wissen sie sich sehr viel damit, daß sie auch ihre Heldenthaten von dieser Art erzählen. Der König selbst muntert sie dazu auf; denn wer etwas gestohlen hat, und befürchtet, entdekt zu werden, darf es nur dem Könige bekennen, und ihm einen Theil davon geben; so bekömmt er alles zur Hälfte, was den Weißen genommen wird. Des Königs ältester Sohn stahl im Herbstmonat des Jahres 1702 den Franzosen einen zinnernen Löffel, und brachte ihn ohne Scham wieder, als er sah, daß er entdekt war.

Sie kamen selten, ihre Schulden zu bezahlen. Japin, des verstorbenen Königs Sohn, war fünf Takus oder Sous, einem Franzosen im Fort sieben Monat lang schuldig, und wollte doch endlich ihm nur drei bezahlen. Sie sind so mistrauisch, daß man ihnen das Geld eher weisen muß, als sie ihre Waaren zeigen. Wenn sie etwas für einen thun sollen, so muß man sie zum voraus bezahlen, und wird dabei oft betrogen; denn sie halten ihren Vertrag selten vollkommen, und um sie bei gutem Willen zu erhalten, muß man ihnen beständig Geschenke geben. Wenn sie aber etwas kaufen, so muß man ihnen wenigstens einen Theil borgen, und dieses betrügerische Verfahren findet man beim König, wie beim geringsten Sklaven.

Sie sind so filzig, daß sie über ein Schaf, welches sie geschlachtet haben, wohl zehn Tage klagen, und doch werden sie es selten thun, außer wenn sie einen Europäer bewirthen, von dem sie zehnmal so viel wieder hoffen. Sie ziehen nur Hünervieh, um Gold dafür zu bekommen. Kaum werden sie sechs Kreuzer Werths an sich wenden; sie sind mit ein wenig Bananas, oder etwas Fischen zufrieden, die ihre Sklaveu mit dem Angel fangen, oder mit einigen elenden Krebsen, welche sie am Ufer auflesen, wozu sie stinkendes Wasser trinken. Ein todtes Aas ist ein herrliches Essen für sie. Ein Ochse, welcher an einer Krankheit am Bord des Ritters Damou verrekte, ward in die See geworfen, und ans Land getrieben, da sie ihn denn

halb verfault begierig auffraßen. Sie haben einen guten Magen, und nähren sich wohl, wo sie bei den Weißen zu Gaste sind, weil es sie nichts kostet. Sie sind so wenig gefällig, daß sie einem gerade deswegen eine Sache abschlagen, wenn sie sich einbilden, man habe ein Verlangen darnach. Will man einen Dienst von ihnen haben, so muß man ganz gleichgültig dazu thun, oder hundertmal mehr dafür geben, als er werth ist.

Sie sind so begierig, etwas zu erwerben, daß sie etliche wenige Pfennige zu bekommen, eine Last elender Früchte zwei bis drei Meilen tragen; wenn man sie aber, etwas zu tragen braucht, so schlagen sie es ab, sobald man sie nicht nach ihrem Gefallen bezahlt, und wenn sie das Geld bekommen, lassen sie doch erst die Ladung auf dem halben Wege zurück. Loyer meldet, daß er dieß oft erfahren habe, und beschreibt sie als das boshafteste, betrogenste, und undankbarste Volk, von dem man allezeit desto übler belohnt werde, je mehr man ihm gutes thue.

Die Weibspersonen von Issini sind schlank und wohlgewachsen, aber nicht sehr artig. Sie sind scheu und listig, und noch viel geiziger, als die Männer. Außerdem sind sie zu Ausschweifungen geneigt, welches hier für keinen Fehler geachtet wird, wenn sie nicht verheurathet sind, und den Fetisch zur Betheurung der ehelichen Treue gegessen haben. Sie sind sehr eitel, sehen beständig in

ihre kleinen Spiegel, reiben ihre Zähne, um sie weiß zu machen, oder puzzen ihr Haar auf. Sie salben es mit Palmöl, und schmükken es mit Stükchen Gold und andern Zierrathen, alles in der Absicht, um sich besonders in den Augen der Weißen Reize zu verschaffen. Sie würden diesen gern alles verstatten, wenn sie sich nicht vor ihren Männern fürchteten, die das Recht haben, sie zu tödten, wenn sie des Ehebruchs überwiesen werden, eben so auch den Ehebrecher, wenn er seine Strafe nicht mit Gold bezahlen kann. Die gewöhnlichste Strafe ist ein **Bende**, d. i. hundert Livres; ist aber der Beleidigte ein **Raboschir**, und der Beleidiger reich, so fordern sie mehr. Im Jahre 1702 mußte Aniaba nach einem richterlichen Spruch, dem Hauptmann **Emond** sieben Bendes geben.

Ihre Hochzeitzeremonien sind kurz und lustig genug. Ein Vater, der seinen Sohn in den Umständen sieht, daß er selbst eine Frau erhalten kann, sucht ihm eine aus, und meldet ihm alsdann, daß er sie besehen soll. Sie vergleichen sich meist bald, und gehen alsdann zu des Mädchens Vater, um zu sehen, was er haben soll. Darauf essen sie den Fetisch zusammen, zum Zeichen ihrer Feundschaft, und als eine Versicherung von der Frauen Treue gegen den Mann. Zwei oder drei Tage werden mit Tanzen und Lustbarkeiten zugebracht. Endlich führt der Bräutigam seine neue Braut nach Hause, wo sie über alle seine Sklaven

unumschränkte Herrschaft hat. Er nimmt zwar auch noch andere Weiber, aber keine ohne ihren Willen. Sie untersagt es ihm auch selten, weil die Menge von Kindern hier ihren Reichthum ausmacht. Die andern alle sind eigentlich Beischläferinnen; für jede zahlt der Mann dem Vater acht Kronen werth in Goldstaub, behält sie alsdann, so lange er will, oder schikt sie zurük, ohne daß dieses auf beiden Seiten Verdruß verursachte.

Die Weibspersonen tragen Pagnes wie die Männer, aber gern von frischen Farben, als roth und blau, oder aus verschiedenen Streifen zusammengesezt. Sie binden sie hinten mit einer großen Wulst auf, worauf sie ihre Kinder tragen, und binden sich große Klumpen Kupfer, Erz oder eiserne Schlüssel an den Leib, ob sie gleich oft nicht eine Büchse zu Hause haben. Ueber diesen hängen viele Beutel, mit Sachen ohne Werth gefüllt, um nur, besonders in den Augen der Weißen, reich zu scheinen. Ihre Arme und Füße sind mit Eisen, elfenbeinernen und kupfernen Ringen mehr beladen als geziert. Loyer sah welche, die zehn Pfund schwer trugen, und ihr anderer Armschmuk war schwerer, als die Ketten europäischer Gefangner.

Den Tag, da ihre Kinder geboren sind, tragen sie sie an den Fluß, waschen das Kind und sich, und gehen alsdann wie zuvor an ihre Arbeit. Darauf nennen sie das Kind, mit des Vaters Einwilligung, nach einem Baume, Vogel oder Thiere.

Manchmal nennen sie es nach ihrem **Fetisch** oder einem Europäer, der ihr **Mingo** d. i. Freund ist. Sie lieben ihre Kinder ungemein, haben aber selten mehr als zwei oder drei. Sie tragen sie überall auf dem Rükken mit sich herum, auch wenn sie arbeiten; daher werden einige plattnasigt. Im siebenten oder achten Monate lassen sie sie allein gehen, da sie wie die Käzchen kriechen. Auf diese Art lernen sie eher gehen, als wir. Sie gewöhnen sie bei Zeiten eiserne und metallene Ringe zu tragen. Wenn sie zehn bis zwölf Jahre alt sind, so lehrt der Vater die Knaben allerlei häusliche Künste und Handthierungen, als Fischen, Jagen, Palmweinzapfen, oder handeln, und unterrichtet sie, was sie bei lezterem für Gewinn machen müssen; der wenigstens hundert vom Hundert ist. Die Frau lehrt die Mädchen das Haus auskehren, Maiz, Reiß und Hirse stoßen, bakken und kochen, auf dem Markte kaufen und verkaufen, und besonders gute Hauswirthinnen seyn, in welchem Stük sie dem geschiktesten europäischen Frauenzimmer vielleicht nichts nachgeben.

Ihre ordentlichen Speisen sind Feigen, Bananas, Yams, Reiß, Maiz und Hirse. Von den drei leztern machen sie Brod. Die Hauswirthinn, oder vornehmste Frau, nimmt jeden Abend so viel aus der Vorrathskammer, als ihrer Meinung nach auf den folgenden Tag zureicht. Den Morgen versammeln sich die Mädchen und Sklavinnen, oder wenn deren keine vorhanden sind,

die andern Weiber, die es in einem weiten hölzernen Mörser mit einem Stämpel stoßen, und so von den Hülsen absondern; darauf sichten sie es mit breiten Stükken Holz, und wenn das Korn gereinigt ist, thun sie es wieder in einen kleinen Mörser, und stoßen es klein, wobei sie von Zeit zu Zeit Wasser, um es zu verdikken, hinein giessen. Darauf breiten sie den Teig auf einem flachen Stein, wie ein Farbenstein, aus, und arbeiten ihn mit einer steinernen Keule, wie die Maler ihre Farben. Sie theilen diesen Teig in kleine Pfennigbrödchen, welche sie **Tokay** nennen, und kochen sie mit ein wenig Wasser in einem offnen Topfe, nachdem sie etwas Stroh darüber gelegt haben, um zu verhindern, daß sie nicht verbrennen. Dies ist die tägliche Arbeit der Weibsleute. Diese Brödchen sind schlecht, die besten davon sind diejenigen, die von Hirse gemacht sind; indessen können sie doch eine heftige Kolik im Magen erregen.

Wenn sie an Festtagen einen guten Fisch bekommen, so machen sie ein Ragout daraus, welches sie **Toro** nennen. Sie nehmen **Koros**, eine Frucht vom Palmbaum, dazu, die so groß ist wie unsere Pflaumen, und einer Dattel nicht unähnlich sieht, aber nichts destoweniger von ihr unterschieden ist. Sie ist von Pergamentfarbe, aber röther, und besteht nur aus einer Haut, welche über einen großen Stein gezogen ist, und wenig Fleisch unter sich hat. Sie kochen diese Ko=

ros mit Fischen, thun sie, wenn sie gut sind, in einen Mörser und stoßen sie. Nachdem sie den Saft ausgepreßt, legen sie dieselben wieder mit dem Fisch in den Topf, und ein wenig Salz und viel Pfeffer dazu, und lassen alles zusammen dik werden. Dieses Essen schmekt den Europäern sehr wol, wenn es nur nicht zu viel gesälzen ist; denn für die Negern hat es nie genug Salz.

Dieses Toro ist ihre gewöhnliche Speise, und wenn sie keine Fische zu ihrem Brod zu essen haben, so machen sie eine Brühe von Palmöl statt der Butter, die sie folgendermaßen bereiten: Sie nehmen eine Menge Koros, und lassen sie aufgehäuft liegen, bis sie zu faulen anfangen; darauf thun sie sie in einen Mörser oder vielmehr in ein Faß, und rühren sie mit Stökken um, alsdenn gießen sie warmes Wasser zu, und rühren es beständig. Wenn es nun genug ist, lehnen sie das Gefäß auf eine Seite, und schieben die Nüsse zurük, daß sie das reine Oel zum Verkauf in große Töpfe gießen können.

Palmwein ist der Saft von einer andern Art Palmen, die nicht so stachlicht sind, als die, welche die Koros tragen. Sie wächst hier häufig, und viele Negern leben bloß davon, indem sie den Saft von denselbigen abzapfen. Wenn sie an gewissen Merkmalen sehen, daß der Baum zu seiner Reife gekommen ist, so klettern sie hinauf, und schneiden zwei oder drei Aeste unter dem Gipfel ab.

Mit einem kleinen flachen Meißel, etwa einen Zoll breit, machen sie eine Höhle, so groß als eine Mannsfaust, und stekken ein langes und starkes Blatt hinein, wodurch der Wein in einen großen an den Baum gehängten Topf tröpfelt. Wenn man ihn über einen Tag behält, wird er sauer; aber die Negern schäzzen ihn deswegen um nicht weniger. Bei jedesmaligem Abzapfen muß ein neuer Schnitt gemacht werden, sonst läuft der Saft nicht. Ein Baum gibt drei Monat lang Wein, alsdann aber vertroknet er, und stirbt. Aus dem Stamme wachsen Würmer, so groß als ein Daumen, welche die Negern als Lekkerbissen essen, und theuer verkaufen.

Sie sind hier nicht so sorgfältig im Bauen, als in andern Gegenden der Küste. Ihre Häuser sind elende Hütten von Schilf, mit Palmblättern bedekt. Im ganzen Lande sind keine lehmernen Häuser, als die des Königs, seines Bruders **Yamoke**, und zwei oder drei der vornehmsten **Raboschiren** oder **Brembis** zu **Assoko**, welche erst vor kurzem gebaut worden, und von Holz sind. Die übrigen alle, auch die der Vornehmsten, sind noch schlechter, als die Kohlenbrennerhütten in Frankreich. Kaum kann ein Mann aufgerichtet in ihnen stehen. Sie müssen hier sizzen oder liegen, und gehen in der That selten hinein, außer zu schlafen oder bei Regenwetter; sonst bringen sie den Tag um der Kühle willen in Hütten von Baumästen zu.

Die Thüre ist ein Loch von anderthalb Fuß ins Gevierte, wodurch man nicht ohne Mühe kriecht. Sie ist mit einem Laden von Schilfe, der inwendig mit Strikken bevestigt ist, vor den Raubthieren verwahrt. Bei Nacht machen sie ein Feuer in die Mitte, wovon alles voll Rauch wird, weil sie keinen Schornstein haben. Hier schlafen sie auf Matten, mit den Füßen gegen das Feuer gekehrt. Ihre Weiber schlafen und essen in besondern Hütten, und selten mit ihren Ehemännern. Alle diese Hütten sind gewöhnlich mit Schilfpalisaden umgeben, welche eine Art von Hof machen, in welchem ein Thor ist, das alle Nacht verschlossen wird. Dieser Hof und der Fußboden ihrer Hütten, welcher nur Sand ist, werden des Tags zehnmal von ihren Weibern und Töchtern gekehrt, die immer alles in guter Ordnung halten.

Es ist unter ihnen seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit, daß jedes Dorf ein Haus etwa hundert Schritte von den andern abgesondert hat, das **Burnamon** heißt, in welchem alle Weiber und Mädchen während ihrer monatlichen Zeit eingesperrt werden. Man bringt ihnen hier zu essen, als ob sie die Pest hätten, und sie wagen es nicht, ihre Krankheit zu verhehlen, weil sie bei Schliessung der Heurath auf den Fetisch geschworen haben, sobald sie es bemerken, ihren Männern Nachricht davon zu geben, und sich nach dem **Burnamon** zu begeben.

Sie sind wegen des Hausraths so gleichgültig, als wegen des Bauens. Sie haben nur etliche wenige Stüle, etwa einen halben Fuß hoch, welche ihnen des Nachts zu Kopfküssen dienen. Sie tragen sie mit sich, oder lassen sie sich selbige durch ihre Sklaven nachtragen, um sich darauf zu sezzen. Wenn einer eine alte Kiste von einem Bootsknecht erhalten hat, so ist er ein reicher Mann. In der Küche haben sie etliche elende irdene Töpfe, die schlecht gebrannt sind, und bald brechen, und einige hölzerne Schüsseln, in denen sie ihre Speisen aufbehalten. Auch essen sie daraus auf der Erde sizzend, und tunken die Hände darein; denn sie haben weder Servietten, Messer, Gabeln noch Löffel.

Die Issinesen sind ohne Widerspruch die beßten und geübtesten Soldaten auf der Goldküste. Daher werden sie von ihren Nachbarn sehr gefürchtet, ob sie gleich nur eine kleine Nazion ausmachen. Sie haben oft vortheilhafte Einfälle, bis an den Fluß St. Andreas, über fünfzig oder sechzig Seemeilen weit gethan, wo sie die Oschins, ihre alten Feinde, die sie aus ihrem Land vertrieben hatten, verfolgen. **Loyer** sah sie im Jahre 1701 von einem solchen Zug mit reicher Beute an Gold und Sklaven zurük kommen.

Ihre Waffen sind ein Säbel, eine Assagai und Flinte, womit sie geschikt umgehen. Sie können aus einer schlechten Muskete, durch Verbesserung des Schlosses, eine gute machen. Die

Franzosen haben gesehen, daß sie es mit alten Musketen, welche sie ihnen verkauft hatten, so machten. Sie haben sie nämlich zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß sie kaum jemals meh r versagt, und sie so glänzend wie Silber gehalten. Ihre Befehlshaber brauchen viereckichte Schilde etwa drei Fuß lang und zwei breit, welche ihnen die Sklaven nachtragen. Sie sind aus Ochsenhäuten gemacht und mit Pantherfellen bedekt, und an jeder Ekke hängt eine eiserne Schelle, die immerfort klingt, während sie der Sklave am linken Arm trägt, und in der rechten einen Säbel zur Verheidigung hält. Wenn der Heerführer den Feind angreift, so nimmt er gemeiniglich einen von diesen Schilden.

Es sind zu Issint drei Heerführer von fast gleichem Ansehen, nämlich König **Akasini**, **Yamoke**, und **Emond**. Jeder hat fast so viel Sklaven, als der andere, worin denn auch ihr Reichthum und ihre Macht besteht. In Kriegszeiten machen diese Sklaven den gemeinen Haufen aus. Ein freier Neger geht mit dem General, den er am liebsten, oder für den er die meiste Verbindlichkeit hat. Jeder von diesen drei Heerführern besizt etwa fünf oder sechshundert Sklaven. Die **Raboschiren** oder **Brembis** haben jeder von zwanzig bis fünfzig Sklaven. Diese folgen dem König, der diejenigen, welche sich in der Schlacht hervorthun, durch einen wichtigen Antheil an der Beute belohnt.

Während des Streits erschallen die Trommeln, Trompeten, und andern Instrumenten beständig, welches, nebst dem Geschrei der Negern, einen stärkeren Lärm als der Donner macht. Ihre Trommeln sind aus einem Stük Holz gemacht, welches nur an einem Ende ausgehöhlt ist, und mit einem dicht über die Oeffnung gezogenen Elefantenohre bedekt wird. Sie schlagen sie mit zwei Stükken Holz, die wie Hämmer gestaltet, und mit einem Ziegenfelle überzögen sind. Sie geben einen rauhen, dumpfen Klang.

Ihre Trompeten sind fast ganz ausgehöhlte Elefantenzähne, an deren Seite sie eine kleine Oeffnung bohren, wodurch der Trompeter, der gemeiniglich ein Knabe von zwölf bis fünfzehn Jahren ist, bläst. Sie geben einen hellen Ton, aber ohne Veränderungen, wie die Kühhirtenhörner.

Zu dieser schönen Musik, die Aniaba selbst den Hoboisten zu Versailles vorzuziehen versicherte, kömmt ein Instrument, das wegen seiner einfachen Beschaffenheit sehr merkwürdig ist, so schwer es sich auch beschreiben läßt. Es ist von Eisen, wie zwei kleine hohle Feuerschaufeln gemacht, welche etwa einen Fuß lang, zusammen verbunden sind, und eine eiförmige Gestalt haben. Ein Knabe hält es an dem schmalen Ende, und schlägt es mit einem Stekken von einem halben Fuß lang, nach dem Takte der Trommeln und Trompeten, die, so lange das Gefecht dauert, d. h. bis ein

Theil

Theil geschlagen ist, allezeit in der Nähe des Heerführers sind.

Die Negernkriege sind meistens bald angefangen und bald wieder geendigt. Eine Kleinigkeit bringt sie wider einander auf, und eben so was geringes veranlaßt sie auch zum Frieden.

§. 7.

Krankheiten — Begräbnißzeremonien, und Religion der Issinesen.

Die gemeinste Krankheit ist hier zu Lande die Fäulniß, welcher alle mehr oder weniger unterworfen sind. Einige verfaulen daran, wenn sie sich im Anfange nicht in Acht nehmen. Sie rühret von ihrem Umgang mit den Weibsleuten her, in welchen sie ihr ganzes Glük sezzen. Blindheit und böse Augen sind wegen des weißen Sandes ebenfalls gemein. Fleischwürmer sind auch häufig; einige werden über eine Elle lang, und sind so dik, wie eine Nähnadel, andere kleiner. **Loyer** sah einen Mann, der sieben solcher Würmer auf einmal im dikken Beine hatte. Die Negern sind den Fiebern sehr unterworfen; ihr Mittel dafür ist, daß sie den Kranken in einem Fluß baden, bis er völlig abgekühlt ist; es werden aber dadurch mehrere getödtet, als geheilt. Insgemein sterben die Negern bei dem ersten Anfall der Krankheit, weil

sie keine Kenntniß von Arzneien haben, ob sie gleich mit Arzneikräutern versehen sind. Alles, was sie bei dieser Gelegenheit thun, ist, daß sie ihre Fetische fragen.

Sie haben bei Krankheiten nicht viel Mitleiden miteinander. Nur sind sie besorgt, den Kranken mit Kämmen verschiedener Art, zu Ehren ihrer Fetischen, zu kämmen; sie geben ihm eine Art von Herzstärkung, ohne die Diät einigermaßen zu verändern. Zwei oder drei Arzneimittel brauchen sie bei allen Arten von Krankheiten. Diese bestehen aus dem Manighetta oder guineischen Pfeffer, und dem Saft gewißer starken Kräuter, die sie stoßen und auspressen. Bei Lungenbeschwerungen schröpfen sie die Schultern, und sezzen kleine Hörnerchen als Schröpfköpfe auf. Bei Wunden bedienen sie sich eines Krauts, dessen Blätter, wenn sie mit dem ausgepreßten Saft aufgelegt werden, so wundersam heilen, daß sie sich aus einer fünf Zoll tiefen Wunde nichts machen, wenn auch gleich der Knochen verlezt ist, weil sie versichert sind, sie, vermittelst dieses Krautes, innerhalb drei Wochen zu heilen. Loyer hat zu seinem Erstaunen einige Beispiele dieser Art gesehen.

Die Negern sind sehr besorgt, daß sie noch bei Lebzeiten alles, was zu ihrem Begräbniß gehört, fertig machen, nämlich eine feine kattunene Pagne, einen Sarg, und goldene und andere Zierrathen für den Körper, weil sie sich einbilden, ihre Auf-

nahme in der andern Welt werde nach ihrem Puzze eingerichtet seyn. Nur seit kurzem kamen sie aus diesem Irrthum, der vormals verschiedenen Weibern und Sklaven das Leben gekostet hat, weil sie sie mit aufopferten, damit ihre Könige oder reiche **Brembis** in der andern Welt desto vornehmere Begleitung haben möchten.

Wenn ein Neger todt ist, so breitet sich die Nachricht davon alsbald aus, worauf sich sogleich bei hundert, meistens alte, Weiber versammeln, die den Klageweibern der Alten sehr ähnlich sind. Ihr schröckliches Geschrei, und ihre ausschweifenden Bewegungen, erregen sowol Furcht als Gelächter. Einige gehen mit Grabschaufeln durch das ganze Haus des Verstorbenen, als ob sie ihn wieder ausscharren wollten, und rufen ihn laut bei seinem Namen. Andere rennen von Haus zu Hause wie Rasende, suchen ihn, wo er sonst oft anzutreffen war, und fragen alle, die ihnen begegnen, ob sie ihn nicht gesehen haben? wobei ihnen die Thränen über die Bakken und auf den Busen herablaufen. Die Gefragten senken den Kopf, und antworteten: **Awru** d. h. **Er ist fort!** Indessen sind andere Weibspersonen auf eben die Art am Körper beschäftigt, die unter ihren Klagen seine Thaten, seinen Reichthum, und seine Tugenden preisen. Darauf färben sie sein Haar, kämmen es, und wikkeln es auf, und schmükken seine Pagne mit ihren Aigrissteinen.

Wenn die andern Trauerweiber zurükkommen, so fragen sie ihn, warum er gestorben sei, da er doch ordentlich zu leben, und genug Gold, Weiber, Korn und Sklaven gehabt hätte? Unter dem Fragen erheben sie ein lautes Geschrei; darauf bringen sie seinen Sarg, wenn er anders bei seinen Lebzeiten für einen gesorgt hat; wo aber nicht, so machen sie einen von alten Bretern, und pakken den Leichnam so hinein, daß seine Fersen die Hinterbakken berühren, und sein Kopf auf die Knie zu liegen kömmt. Auf diese Weise stekken sie ihn in den Kasten, der gewöhnlich etwa dritthalb oder drei Fuß ins Gevierte hält. Zur Seite stellen sie ihm seinen Stuhl und einen irdenen Topf, den einen, um sich darauf zu sezzen, und den andern, um sein Essen darin zu kochen. Ist er ein König oder reicher **Brembis**, so bestreuen sie den Leichnam mit häufigem Goldstaub. Auch mit den Aermsten wird etwas Gold, zu ihrem Gebrauch in der andern Welt, begraben.

Mittlerweile versammeln sich die Knaben aus der Nachbarschaft mit dem Gewehr. Ist der Verstorbene vornehm gewesen, so versehen die Anverwandten sie mit Pulver, um es ihm zu Ehren verschiessen zu können. Ists aber ein Armer, so thun sie zwei bis drei Schüsse, welches sie für eine Schuldigkeit halten, wozu einer dem andern verbunden ist, ohne daß darum angesucht wird; denn sie glauben, dieß habe die Folge, daß sie in der andern Welt als Kaboschiren aufgenommen werden.

Wenn diese Zeremonien vorüber sind, so machen sie den Sarg zu, und vernageln ihn genau. Vier Sklaven tragen ihn sodann an einen abgesonderten Ort im Walde, wo sie ohne weitere Zeugen ein Loch machen, und ihn einscharren. Bei ihrer Zurükkunft nehmen sie mit den Klageweibern die Mahlzeit ein, welche die Verwandten des Verstorbenen zubereitet haben. Niemand nimmt weiter an dieser Mahlzeit und an der Beerdigung Theil, sondern alle halten sich die Zeit über zu Hause. Bei Weibern und Männern wird einerlei Gewohnheit beobachtet. War der Verstorbene ein Vornehmer, so legen seine Weiber etliche Tage nach der Beerdigung ihren besten Schmuk an, und jede nimmt ein **Pagay** auf die Schulter. In diesem Aufzug gehen sie singend paarweise durch den Flekken, und endlich zu der Thüre eines jeden **Brembis**, wo sie einen Zirkeltanz halten, der bei ihnen **Bahua** heißt; bei jedem Schritt thun sie mit dem Pagay einen Schlag in die Mitte des Kreises. Darauf muß ihnen jeder **Brembis** drei **Takus**, welches etwa zwanzig Kreuzer macht, geben; dann kehren sie zurük, und haben die Freiheit, bei nächster Gelegenheit wieder zu heurathen.

Die Religion dieser Negern ist sehr falsch vorgestellt worden. Unter andern irrt sich Herr **Villault von Bellefond**, sehr, wenn er sagt, daß diese Negern die Fetische als Götter anbeteten, welches sie durchaus läugnen.

Sie erkennen einen Gott als Schöpfer aller Dinge, besonders aber der Fetische, die er zum Dienste der Menschen auf die Erde gesandt hat. Doch sind ihre Begriffe von diesen Fetischen sehr dunkel. Der älteste unter ihnen weiß nicht, was er davon sagen soll; nur haben sie einen alten Glauben, daß sie ihnen für alle Glükseligkeit des Lebens verbunden sind, und daß es in ihrer Gewalt stehe, ihnen alles Uebel zuzuschikken, das ihnen nur immer beliebt.

Jeden Morgen, so bald sie aufgestanden sind, gehen sie an den Fluß, um sich zu waschen, schütten eine Hand voll Wasser auf den Kopf, oder thun das nämliche mit Sand, um ihre Unterwerfung auszudrükken; dann schliessen sie die Hände zusammen, und öffnen sie wieder, wobei sie oft das Wort **Ekfuvais** sachte hersagen. Darauf erheben sie die Augen gen Himmel, und thun folgendes Gebet: **Aughiume mame maro, mame orie, mame ſkikke, okkori, mame abaka, mame brembi, mame anguan e awnſan.** Das ist: „Mein Gott, gib mir diesen Tag Reiß „und Yams, gib mir Gold und Aigris, gib mir „Sklaven und Reichthümer, gib mir Gesundheit, „und daß ich möge hurtig und schnell seyn!" Das ist die Hauptsumme ihres Gottesdienstes. Sie halten Gott für so gütig, daß er ihnen keinen Schaden thun kann, da er alle seine Gewalt den Fetischen überlassen, und keine für sich selbst behalten hat.

Diese Fetische sind nach eines jeden Gutdünken und Einbildung verschieden. Kaum zwei Negern auf der Küste von Guinea sind in der Gestalt oder Art, sie zu verehren, eins. Einer hat ein Stük rothes oder gelbes Holz, ein anderer einen Zahn von einem Hunde, Panther oder einer Zibethkazze, der dritte einen Elefantenzahn, ein Ei, oder den Knochen oder Kopf von einem Vogel, Ochsen oder einer Ziege, der vierte einen Fischknochen, oder das Aeußerste eines Widderhorns, voller Unreinigkeit, der fünfte etliche Aeste von Dornen, oder ein Bündel Strikke von Baumrinden gemacht, oder andere unnüzze Dinge. Sie haben für diese Fetische außerordentliche Achtung, und halten alles, was sie ihnen versprechen, heilig. Einige enthalten sich, aus Ehrfurcht für sie, vom Wein, Andere vom Branntwein, Andere von gewißen Speisen oder Fischen, von Reiß, Malz oder Früchten. Alle ohne Ausnahme versagen sich aus Andacht für ihren Fetisch gewisse Vergnügungen zur Kasteiung, und würden eher sterben, als dieses Versprechen nicht in Erfüllung bringen.

Sie haben im Jahr verschiedene den Fetischen geheiligte Tage, von denen der vornehmste ihr Geburtstag ist, den sie damit begehen, daß sie ihren Fetisch und dessen Altar, ja sich selbst mit weißer Farbe bestreichen, und einen weißen Pagne anlegen. Andere feiern den Freitag in jeder Woche, wie wir den Sonntag, zieren an demselben ihren Fetisch aus, und bringen ihm ein Opfer. Außer,

den Fetischen der Privatpersonen gibt es, welche, die dem ganzen Königreiche gemein sind. Diese sind gewöhnlich, ein großer Berg oder merkwürdiger Baum. Sollte Jemand so kühn seyn, ihn abzuhauen, oder zu verderben, so würde er ohne Barmherzigkeit getödtet werden. Jedes Dorf hat auch einen Schuzfetisch, der auf gemeine Unkosten gepuzt wird, und für das allgemeine Wohl seinen bestimmten Dank erhält. Für diesen richten sie in den öffentlichen Pläzzen einen Altar von Schilf auf, der auf vier Säulen ruhet, und mit einem Dach von Palmblättern bedekt ist. Ueberdieß hat jede Privatperson in ihrem Hause oder an ihrer Thüre einen besondern Plaz für ihren eigenen Fetisch, den sie nach ihrer Art ausschmükt und mit verschiedenen Farben wöchentlich einmal beschmiert.

Man trifft in den Wäldern und Büschen viele solche Altäre an, die mit allerlei Arten von Fetischen besezt sind, und irdene Töpfe voll Maiz, Reiß und Früchte vor sich stehen haben. Fehlt es ihnen an Regen, so sezzen sie Wasserkrüge, im Kriege aber Säbel und Dolche, um Sieg von ihnen zu erbitten, und wenn sie Fische nöthig haben, so legen sie Fischbeine vor sie hin. Wollen sie Palmwein haben, so lassen sie den kleinen Meissel da, welchen sie, den Einschnitt damit zu machen, brauchen, vest überzeugt, der Fetisch werde ihre Bitte erhören. Alles Unglük schreiben sie der Rache des Fetischs zu, und fragen sogleich nach, womit er zu besänftigen seyn möchte.

Zu diesem Ende lassen sie durch gewiße Wahrsager den **Tokke** folgendergestalt machen. Der Zauberer hat neun Streifen Leder, jeden etwa einen Finger breit, und voll kleiner Fetische in der Hand. Diese schüttelt er zusammen, und murmelt gewisse Worte, worauf er sie zwei oder drei auf einmal, wie sie kommen, aus der Hand wirft. So wie sie nun fallen, nach dem macht der Betrüger eine Auslegung, und was er verordnet, das muß geschehen. Spricht er, der Fetisch müsse Schafe oder Hünervieh haben, so werden sie sogleich herbeigebracht, geopfert, und der Fetisch mit ihrem Blute besprengt. Befragen sich die **Brembis** wegen des Krieges oder einer andern wichtigen Sache, so werden oft ein paar Sklaven zum Opfer gefordert.

Sie bringen ihrem Fetisch sehr sorgfältig jeden Morgen etwas von dem besten Vorrath im Hause, und glauben, wenn sie dieses versäumten, so würden sie vor dem Ende des Jahres umkommen. Mit einem Worte ihre Achtung für die Fetische ist ganz unbeschränkt. Sie trauen ihnen alles Gutes und alles Böses zu, und zittern vor ihrer eingebildeten Gewalt.

Sie nähern sich denselben mit großer Ehrfurcht, und wundern sich, daß sie nicht die Beleidigungen rächen, die ihnen von den Weissen widerfahren. Jeder wählt und macht die seinigen. Loyer war oft bei solchen Gelegenheiten, besonders einmal zu Tapa. Nachdem sie das Ding,

gewaschen hatten, so besprengten sie die ganze Familie mit dem Wasser, und kamen endlich, unter dem Murmelm gewisser Wörter, auch ihn zu besprengen.

Hier ergriff **Loyer**, um ihren Aberglauben offenbar zu verspotten, den ohmächtigen Fetisch, brach ihn in tausend Stükke, zertrat ihn, und warf ihn ins Feuer, wo er bald verbrannte, da er aus einem Ende von einem **Koros**, oder Palmnuß, und einem roth gemalten Dorne gemacht war. Augenbliklich flohen sie alle, mit dem ernstlichsten Bedeuten, der Bliz vom Himmel würde ihn tödten, oder die Erde ihn verschlingen. Als sie aber sahen, daß sich ihr Fetisch nicht rächen konnte, so betrachteten sie den **Loyer** mit einer Art von Verwunderung, und sagten zu ihm, er wäre deswegen nicht umgekommen, weil er nicht glaubte, und der Fetisch häfte keine Macht über die Weißen. Er versezte darauf: wenn sie auch solche Unglaubige werden wollen, so könnte er sie ebenfalls vor seinem Zorne schüzzen. Ihre Antwort aber war: der Fetisch würde sie schlagen, und sie wollten nichts von Absagung ihres Aberglaubens hören.

Wenn die Negern beim Fetisch schwören, so halten sie den Eid gewiß, besonders wenn sie ihn essen. Um die Wahrheit von einem Neger herauszubringen, darf man nur etwas in ein wenig Wasser mengen, und darauf einen Bissen Brod hinein

tunken, und fordern, daß er diesen Fetisch zu Bestätigung der Wahrheit essen soll. Verhält sichs so, so wird ers freimüthig thun, im entgegengesezten Fall aber es nicht anrühren, aus Furcht, er würde wegen eines falschen Schwurs auf der Stelle sterben. Sie schaben etwas von ihrem Fetisch in ein wenig Wasser, oder auf Eßwaaren, und nehmen es so in den Mund, ohne es hinunterzuschlukken. Ein Neger, der auf diese Art schwört, hat bei seinen Landsleuten unendlich mehr Glauben, als unter uns ein Krist, der aufs Evangelium schwört.

Sie haben auch andere Arten von Eiden, die nicht so feierlich, aber gleich abergläubisch sind. Z. B. sie schwören bei eines Menschen Kopfe, Armen oder Leibe, und glauben vest, daß, wenn sie falsch schwüren, solche Theile an ihrem Leibe verdorren würden. Auch schwören sie beim Anghiume, oder Gott folgendergestalt. Sie nehmen etwas Sand, thun ihn in den Mund, sehen gen Himmel und sprechen: **Gott tödte mich durch diesen Sand, wenn es nicht wahr ist!** Sie brauchen diese Verwünschung selten, ausser im Zorne, oder in einer andern Leidenschaft.

Sie haben weder Tempel, noch Priester, noch Pläzze zum Gottesdienst, ausgenommen die Altäre der Fetische. Gleichwol ist eine Art von Oberpriester unter ihnen, den sie **Ofnon** heissen, und auf öffentliche Kosten erhalten. Wenn ein **Ofnon** stirbt, so werden die **Brembis** oder **Babumets**

vom König zusammenberufen, um einen neuen zu erwählen. Wenn sie einen nach ihrem Gutbefinden erwählt haben, der insgemein ein guter Mann, und im Fetischmachen wohl erfahren ist, so weihen sie ihn mit den Zeichen seiner Würde ein, die in Fetischen bestehen, welche an einander gebunden sind, und ihn vom Kopfe bis zum Fuß bedekken. Solchergestalt führen sie ihn durch die Straßen, nachdem sie ihm zuerst acht oder zehn von dem gemeinen Wesen gelieferte Bendes Gold gegeben haben. Ein Neger schreit, so laut er kann, vor ihm her, daß die Leute ihr Opfer dem neuen Ofnon bringen sollen, damit er für sie betet. Um sie zu empfangen, hängt am Ende eines jeden Flekkens eine zinnerne Schüssel an einem Strikke.

Dieses ist der einzige Priester, wenn man ihn so nennen kann, im ganzen Lande. Sein Amt ist, die großen öffentlichen Fetische zu machen, und bei allen Berathschlagungen des Königs zu seyn, der nichts ohne seinen Rath oder seine Einwilligung thut. Ist er krank, so schikken sie deswegen zu ihm. Ist es kalt, oder haben sie öftern Regen oder Gewitter, so schreit das Volk, dem Ofnon fehle etwas, und es wird sogleich eine Kollekte für ihn gesammelt, wozu jeder etwas nach seinem Vermögen beiträgt.

Sie glauben die Lehre von der Seelenwanderung. Weil sie demnach auf nichts wirkliches und dauer=

haftes in jener Welt hoffen, so sind sie nur beschäftigt, Reichthümer zu sammeln, und die Vergnügungen deses Lebens zu genießen, so lange sie können. Sie lachen, wenn man ihnen vom Himmel oder von der Hölle predigt. Sie halten die Welt für ewig, und die Seele für unsterblich. Diese wird nach ihrem Tod in die andere Welt gehen, welche sie in den Mittelpunkt der Erde sezzen. Daselbst wird sie einen neuen Körper in dem Leibe einer Weibsperson beleben, und die Seelen von dort her thun das nämliche bei uns. Nach dieser Lehre geht also eine beständige Verwechslung der Einwohner beider Welten vor. Die größte Glükseligkeit eines Menschen ist nach ihren Begriffen, reich, mächtig, glüklich, wohlbedient, und verehrt zu seyn. Wenn sie essen oder trinken, so gießen sie etwas unter Murmeln gewisser Wörter auf den Grund, ihren Verwandten und Freunden in der andern Welt zu gefallen, die eben das für sie thun, und dadurch an dem Glük Ursache sind, das sie genießen.

§. 8.

Regierungsform und Justiz der Issinesen.

Nun müssen wir auch noch Einiges von dem Hofstaat, dem Ansehn und der Macht des Königs von Issini, und von der Regierungsform und Justizverwaltung dieses kleinen Königreichs sprechen. —

Der Pallast des Königs ist von Aesten gebaut, die in einander geflochten, mit Leim beworfen, und mit rother, grüner und gelber Erde ohne alle Ordnung bestrichen werden. Dieses Haus hat zwei bis drei Zimmer auf der Erde, und eben so viele darüber, alle auf einerlei Art gepflastert, und mit Leimwänden und Dekken von Palmblättern versehen. Es liegt mitten in verschiedenen großen Verzäunungen von Baumästen, welche drei Vorhöfe ausmachen, durch die man hinein kömmt. Um in den ersten zu gelangen, muß man eine breite, aber beschwerliche Leiter hinaufsteigen, welche sieben bis acht Stufen, jede zwei Fuß von der andern, hat, und an dem obersten der Verzäunung findet man wieder eine solche Leiter herabzusteigen. Diese Leitern sind so schlecht gemacht, daß ein jeder anderer Mensch, außer den Negern, den Hals darüber brechen würde. Rund um des Königs Pallast sind die Hütten seiner Weiber, nur von Baumästen gebaut, und wie die gemeinen Häuser, mit Palmästen bedekt.

Der König hält sich an der Leiter seiner ersten Verzäunung zwei Sklaven zur Wache, die eine Assagay und einen Säbel haben, und einander ablösen. Wenn er ausgeht, so begleiten ihn etwa ihrer fünfzig mit Säbeln und Musketen, nebst einigen seiner **Bahumets** oder Aeltesten, und seiner **Raboschiren**, die seinen Hof ausmachen. Alle diese bemühen sich, seine Gunst zu erlangen, indem sie ihn besuchen, mit ihm sprechen und

rauchen, welches sie Palabra heißen. Bei diesen Gelegenheiten berathschlagen sie sich mit einander von Staatssachen, und entscheiden die Streitigkeiten, welche ihnen vorgelegt werden. Ein jeder gibt seine Meinung frei von sich, selbst bis auf die Sklaven. Dieses ist zwar langweilig, verhindert aber, daß sie nicht leicht betrogen werden, weil sie alles reiflich überlegen. Dessen ungeachtet werden ihre Rathschlagungen so geheim gehalten, daß sie eher sterben, als das, was verhandelt worden ist, entdekken würden; das geringste Vergehen von dieser Art wird mit dem Tod, oder der Einziehung der Güter, worauf Armuth und Schande folgen, bestraft.

Es ist nicht leicht, des Königs Reichthümer zu berechnen, so wenig als die der Brembis und Kaboschiren. Sie sind sehr besorgt, sie zu verbergen, ohne daß sich begreifen ließe, warum, da sie sonst das eitelste Volk von der Welt sind, und allezeit gern für reicher angesehen seyn wollen, als sie es in der That sind; nichts ist ihnen empfindlicher, als die Beschimpfung Ajingompwe, d. i. Bettler. Das gemeine Volk thut zwar vielleicht wohl daran, daß es seinen Reichthum verbirgt, damit der König oder die Vornehmen nicht darnach lüstern werden. Diese leztern vergraben ihr Gold, und nach glaubwürdigen Berichten hatten Akafini und sein Bruder Yamoke viele großen Kisten voll Goldstaub auf diese Weise verscharrt. Der König war einst betrunken, und befahl, man

sollte sie auf Matten vor ihm ausschütten. Insgemein verbergen sie diese Schäzze am Fuß eines Baums oder in ihren Bananasfeldern, und nehmen nie mehr als eine Person mit sich, die alle Fetische zur Versicherung ihrer Verschwiegenheit essen muß.

Sie besuchen diese Pläzze nur einmal des Jahrs, um bloß die Kisten zu verändern, oder etwas dazu zu legen. Sie nehmen nur im höchsten Nothfall etwas heraus, z. B. um sich oder ihre **Bahumets** aus der Sklaverei loszukaufen, Kriegskosten zu tragen, oder ihre Nachbarn zu erkaufen, daß sie ihre Parthie nehmen, u. d. g.; denn sich selbst zu helfen, würden sie nicht eine Krone heraus nehmen. Der König und alle seine Weiber geben das Jahr nicht zehn Pistolen für Kleider und Lebensmittel aus. Er geht selbst zu Markte, wenn er einen Fisch, eine Bananas oder Yams kaufen will, wobei ihn **Loyer** so lange handeln sah, als es der schlechteste Sklave thun könnte. So sehr hängt seine Majestät dem Nazionallaster der Negern, dem Geiz, an.

Außer dem hat er noch einige Pfund Gold, die er im Handel nuzt, ohne das, was er noch an gearbeitetem Golde, Fetischen, und andern Zierathen für die Festtage besizt, wenn er sich in seiner Pracht zeigt. Mit diesem zurükgelegten Gold kauft er Pulver und kleines Gewehr, welches Niemand von seinen Unterthanen, als sein Bruder und Vet-

ter

ter, kaufen dürfen. Auch kauft er Pagnes, Perpetuanas, Leinewand und Tabak, welches er alles wieder an seine Unterthanen verhandelt, oder mit Sklaven in die benachbarten Länder schikt, und von zwei bis zu sechshundert Prozent, ohne Gefahr und Aufwand gewinnt, so, daß sich sein Reichthum unglaublich vermehren muß. Hierzu kömmt, daß er nichts für Essen nnd Kleidung ausgibt, weil seine Weiber und Sklaven, die keinen Lohn erhalten, ihm ums Brod arbeiten müssen.

Seine Einkünfte bestehen nur in dem, was er einzieht, oder sonst sich zueignen kann. Er hat keine Tafelgüter oder Land, seinen Staat zu unterhalten, so daß die Krone arm heißen kann, obgleich der König reich ist. Daher häufen alle Kaboschiren, die ehrgeizig sind, Geld zusammen. Der König hat sowol an dem, was die Vornehmen erpressen, als was sie von den Weissen bekommen, seinen Antheil, wenn es ihm gefällt. Zum Exempel, die Bootsleute, welche eine Geschenk von einem Schiffshauptmann empfangen, müssen es dem Könige bringen, der davon nimmt, was ihm gefällt.

Zur Saatzeit, die für den Reiß im Herbst- und Weinmonat, für den Maiz im April und Mai, und für den Hirse im Wein- und Wintermonat ist, geht der König in Person auf die Felder, welche von seinen Sklaven gebaut werden, die ihm alle einen oder zwei Tage, aber nicht weiter, zu frohnen schuldig sind. Er befielt ihnen, in seiner

Gegenwart zu arbeiten, während er unter dem Schatten im Kühlen sizt, worauf er sie mit Palmwein bewirthet, und den Fetisch zu Bewahrung des Feldes sezt, der sie, ihrer Meinung nach, gewiß tödten würde, wenn sie etwas angriffen.

Zur Aerndtezeit kömmt er wieder; sie ist für den Reiß im Dezember und Januar, für den Maiz im August und Herbstmonat, und für den Hirse im Hornung und März. Er ladet alle Unterthanen ein, ihm einzuärndten, und geht ihnen durch sein Beispiel voran, indem er zuerst zwei bis drei Hände voll abschneidet. Jeder geht desto williger ans Werk, weil man die Freiheit hat, ein Drittheil von den Früchten mitzunehmen. Wenn seine Früchte abgehauen, und an der Sonne getroknet sind, so läßt er sie in kleine Vorrathshäuser, rings um den Pallast, bringen. Noch ist zu bemerken, daß er nie seinen eigenen Reiß, Maiz oder Hirse genießt, sondern, so viel er braucht, gegen eben so viel von einem Kaboschiren eintauscht, weil er glaubt, seine Felder würden unfruchtbar werden, wenn er von seinen eigenen Erzeugnissen äße.

Seine Gewalt ist nur in Absicht auf die Armen und Sklaven uneingeschränkt, mit denen er umgeht, wie es ihm gefällt. Aber die Kaboschiren und Reichen, besonders, wenn sie viel Sklaven haben, sind nicht so unterthänig, und sind bloß schuldig, zu den öffentlichen Palavers oder Berathschlagungen zu kommen, und dem Könige mit

ihrer Macht beizustehen, wenn es die gemeine Sicherheit erfordert.

Der Thron kömmt hier zu Lande an den nächsten Anverwandten, des Königs seine eignen Kinder ausgenommen, denen der König, vermöge der Landesgesezze, nichts hinterlassen kann, als was sie bei seinen Lebzeiten sammlen. Indessen versorgt er sie dadurch, daß er sie einen Handel oder eine Profeßion lehrt, wovon sie nach seinem Tode leben können. Dieses Gesez erstrekt sich auf alle seine Unterthanen. Des Königs Kinder werden zwar verehrt, so lang der Vater lebt, und haben eine Wache, aber sobald er todt ist, haben sie weiter keinen Vorzug vor dem geringsten, als in Rüksicht ihrer Verdienste; alles, was sie bekommen, sind etliche wenige Sklaven. Der neue König bekömmt alles übrige, und der, welcher ihm nachfolgen soll, erbt des verstorbenen Königs Schaz, wodurch er oft reicher wird, als der König selbst.

Die Vornehmen heissen **Brembis** und **Bahumets**, d. i. Reiche und die Obersten, welches in der **Lingua Franca** dieser Gegenden durch **Raboschiren** ausgedrükt wird. Diesen gehört das Vorrecht allein zu, mit den Europäern zu handeln, und wenn sich dieß sonst jemand untersteht, so sind seine Güter verfallen. Daher sind diese auch allein reich, und alles Geld oder Gold kömmt bei ihnen zusammen. Ihrer sind gewöhnlich vierzig bis fünfzig, obgleich ihre Anzahl nicht eigentlich bestimmt ist.

Das übrige Volk ist bis zum höchsten Elend arm, denn sie haben meist nur ein Stük Zeug, um sich zu bedekken, und kaum etwas zu leben, als was ihnen die Brembis überlassen. Daher müssen sie sich zum Unterhalt ihrer Familen vermiethen, und oft selbst an die Großen verkaufen, damit sie sich fortbringen. Wenn dann gleich einer von ihnen durch seinen Fleiß etwas weniges gesammelt hat, so stellt er sich doch arm, um es zu erhalten. Ueberhaupt aber sucht er es unter der Hand durch seine Freunde dahin zu bringen, daß er vom König und dessen Brembis zu einem Kaufmann oder Edeln gemacht wird. Erfüllt man ihm diese Bitte, so sezt der König mit diesen Brembis einen Tag an, an dem sie ans Ufer gehen, diese Zeremonie vorzunehmen.

Der Kandidat bezahlt alsdann dem König seine Gebühr, welches acht Kronen in Goldstaub beträgt, worauf der König in Gegenwart seiner Raboschiren erklärt, daß er ihn als einen Edeln und Kaufmann aufnimmt, und dafür erkennt. Darauf kehrt er sich gegen die See, und verbietet ihr, dem neuen Handelsmann Schaden zu thun, seine Kähne umzuwerfen, oder seine Güter zu beschädigen. Alsdann gießt er eine Flasche Branntwein in die See, um ihre Gunst zu erwerben. Endlich geht der neue Edle zum König, der ihn bei den Händen nimmt, sie zusammenlegt, wieder öffnet, hineinhaucht, und das Wort Akshue, d. i. ich gebe euch meinen Frieden, oder:

geht in Frieden, sachte hersagt. Alle Brembis machen es wie der König, und alsdann gehen sie zu einem Gastmahl, das der Kandidat angestellt hat, der von der Zeit an für einen Kaufmann und Edeln erkannt wird, ohne Hinderniß kaufen oder verkaufen darf, und, wenn er Reichthum erlangt, ein Kaboschir wird, mit dem Rechte Sklaven zu kaufen und zu halten. Wenn er den König in den Krieg begleitet, so fordert er seinen Antheil an der Beute, und genießt überhaupt alle Vorrechte, welche mit dem Titel der Großen verknüpft sind.

Ihre Ausübung der Gerechtigkeit besteht nur in einigen Geldstrafen, in welche die Verbrecher verurtheilt werden. Nur drei Verbrechen werden mit dem Tode bestraft, nämlich das Entlaufen der Sklaven, Verrätherei und Zauberei. Alle andere bleiben ungestraft, und der Diebstahl ist sogar geehrt und belohnt. Meineid und Mord werden mit Geld bestraft, wann aber die Anverwandten des Umgebrachten den Mörder bekommen können, so mögen sie ihn zur Rache tödten. Entwischt er zum König, so wird er nur in zehn Bendes Gold oder tausend Livres verurtheilt, davon der König nur die Hälfte, und die Verwandten des Umgebrachten die andere bekömmt. Ist der Verbrecher ein Sklave, so verkauft man ihn an die Europäer.

Wenn ein Gläubiger seine Schuld wieder haben will, so wendet er sich an den König, der auf

sein Ansuchen einen seiner Sklaven, den Schuldner zu erinnern abschikt. Der Sklave trägt des Königs Stab als ein Zeichen seiner Vollmacht, und bestimmt dem Schuldner einen Tag zu erscheinen, oder bringt ihn mit sich, wenn es dringend ist. Der Kläger muß alsdann den Prozeß damit anfangen, daß er dem König acht Unzen Gold gibt, um Branntwein zu kaufen, ja er muß oft wenigstens ein Drittheil oder gar die Hälfte der Summe, die er fordert, niederlegen, welches unter den König und seine Hofleute als Richter vertheilt wird. Darauf schwört der Kläger durch Genießung des Fetischs, daß einer, der so heisse, und hier gegenwärtig ist, ihm so und soviel schuldig sei. Der Beklagte wird wieder gehört, und wenn seine Gründe unzulänglich zu seyn scheinen, so wird er verurtheilt, innerhalb einer gewissen Zeit zu bezahlen, welches er folgendergestalt beschwört: Er nähert sich dem König, berühret sein Haupt und sagt, ich schwöre bei eurem Haupt, die verlangte Summe zur gesezten Zeit zu bezahlen. Auf diese Art endigt sich der Prozeß. Fehlt er nun um einen Tag, so bestraft ihn der König, wenn er reich ist, mit einem oder zwei Bendes, weil er seinen Eid gebrochen hat, und sezt ihm einen andern kurzen Termin. Solchergestalt fallen alle Unkosten auf den Gläubiger; daher sie oft lieber ihr Geld verlieren.

Diejenigen, die nicht bezahlen können, werden zu Sklaven verkauft. Hexerei wird durch Er-

säufen gestraft. Verräther oder die des Königs Rathschluß entdekken, haben keine Gnade zu hoffen, sondern werden ohne Umstände enthauptet. Sklaven oder Kriegsgefangne, die zu entlaufen suchen, werden folgender Weise gestraft: der König verurtheilt nach gepflogenem Rath mit den **Brembis** und **Bahumets**, den Verbrecher zum Tode. Darauf binden sie ihm die Hände auf den Rükken, legen ihm einen Knebel ins Maul, der auf jeder Seite mit einem Seil bevestigt ist, das sie hinter dem Kopf an einen kleinen Stekken binden. Darauf nimmt einer von den königlichen Sklaven, der acht Kronen in Goldstaub zur Belohnung erhält, den königlichen Fetisch auf seinen Kopf, läuft wie rasend durch die Stadt, und lehnt den Fetisch auf eine oder die andere Seite, als ob er fallen wollte. Wenn er endlich an den Plaz kömmt, wo der Verbrecher von dem Volk umringt steht: so fragt er den Fetisch, wer ihn tödten soll? Der erste junge Mann, den er hierauf mit dem Ellbogen berührt, wird der Nachrichter. Er wiederholt alsdann eben diese Possen, und fragt den Fetisch, ob der einzige Mann genug ist, den Verbrecher zu tödten. Bisweilen werden auf diese Art zehn Nachrichter ernannt. Wenn alles auf diese Art eingerichtet ist, so wird der Sklave zum Fetisch gebracht, und ihm geopfert. Er muß seinen Hals gerade über ihn strekken, worauf der, welcher zuerst zum Nachrichter ernannt worden ist, einen Dolch zieht, und ihm die Kehle abschneidet, un-

terdessen ihn Andere vest halten, bis das Blut auf den Fetisch läuft, wobei der Nachrichter sagt: **Nimm, Fetisch, das Blut dieses Sklaven, den wir dir opfern.** — Sobald er todt ist, hauen sie den Körper in Stükken, machen ein rundes Loch an dem Fuße des Fetischs, und vergraben sie darein, den Kinnbakken ausgenommen, den sie an dem Fetisch bevestigen.

Diese Nachrichter werden drei Tage für unrein gehalten. Sie bauen ihnen, nahe bei der Stadt, eine besondere Hütte auf. Unterdessen laufen diese Kerls wie rasend durch den Ort, und bemächtigen sich alles, was ihnen unter die Hände kömmt, Hünervieh, Schafe, Brod und Oel, alles, was sie berühren, gehört ihnen; denn, man hält es für so verunreinigt, daß die Eigenthümer es willig hingeben.

Sie bleiben drei Tage in ihrer Hütte, wohin ihnen ihre Freunde zu essen bringen. Zulezt zerlegen sie ihre Hütten in Stükken, die sie aufbinden, so daß sie nicht einmal die Asche vom Feuer da liegen lassen. Der erste Nachrichter führet sie mit einem Topf auf dem Haupt dahin, wo der Verbrecher hingerichtet worden. Da rufen sie ihn dreimal bei seinem Namen; darauf zerbricht der erste Nachrichter seinen Topf, und sie lassen ihre alten Lappen und Bändel da, und gehen nach Hause, wo sie ihre besten Pagnes anlegen, und die Bahumets und Brembis besuchen, die ihnen so viel Gold geben, als sie fordern. Niemand, der einmal zu die-

ser Verrichtung vom Fetisch ernannt worden ist, bedenkt sich, sie anzunehmen, wenn es auch des Königs Sohn wäre, das sie nur auf drei Tage unehrlich macht, nachher aber Ruhm und Ansehen verschafft. Von jedem Hingerichteten reihen sie einen Zahn an eine Schnur, und je mehr sie solche Zähne aufweisen können, desto grössere Ehre machen sie sich daraus.

Dies ist das Wichtigste aus P. Loyer's Nachrichten von Issini. Schade, daß wir nicht von allen Theilen dieser Küste so ausführliche Nachrichten haben, unsere Länderkunde dieses Theils von Guinea würde dann nicht mehr so mager seyn!

Beschluß.

Hier endigen sich nun alle über die Körner- und Elfenbeinküste gesammelten Nachrichten, und wir müssen jezt zur benachbarten Goldküste übergehen, ohne uns eine befriedigende Länder- und Völkerkenntniß jener beiden Theile des Küstenstrichs von Guinea erworben zu haben. Nicht einmal der Saum dieses Landes ist uns gehörig bekannt, und von dem Innern desselben wissen wir nichts, als daß es eine noch unerforschte Landstrekke ist, die es doch warlich verdiente von Erd- und Naturforschern besucht zu werden, und deren nähern Kenntniß warscheinlich dem Geschichtforscher das Räthsel von den Wanderungen der innerafrikanischen Barbaren, die sich nach Süd- und Ost-Afrika gezogen haben, auflösen würde.

Da diese Küsten aber in neueren Zeiten wenig mehr besucht werden, so scheint die Zeit noch nicht gekommen zu seyn, in welcher es auch hier für die Erdkunde licht werden wird!

Anhang.

Nachtrag
merkwürdiger neuer
Nachrichten von Senegambien.

Unsere Kenntniß von Afrika — besonders dem nördlichen und mittlern Afrika — erhält beinahe täglich neuen Zuwachs.

Die ofterwähnte brittische Gesellschaft zur Erforschung des Innern von Afrika fährt in ihren Bemühungen unermüdet fort, und die neuesten Nachrichten, die sie von ihren ausgesandten Erdforschern erhalten hat, lassen uns bald noch reichhaltigere Beiträge zur Erweiterung der Kunde von Afrika hoffen, als sie uns bisher schon mitgetheilt hat.

Aber auch die Franzosen haben in dem lezten Jahrzehend und noch vor wenig Jahren die Kunde von Afrika bereichert, und lassen uns noch Mehreres erwarten. Schäzbar sind die Nachrichten, die uns **Brisson** in seiner Schiffbruchsgeschichte von der **Sahara** mitgetheilt hat, und noch ausführlicher ist die Beschreibung dieser Wüste in **Follie's** Reise durch die Sahara.*) **Senegambien's** Länder- und Völkerkunde ist durch die Reise eines ungenannten Franzosen nach **Bambuk**, durch **Pommegorge's** Beschreibung von Nigrizien, und

*) Sie ist im J. 1792 erschienen; ein Auszug aus derselben steht im XIII. B. der neuen Sprengelschen Beiträge.

durch den Bericht, welchen Queslin der Nazionalversammlung über die französischen Niederlassungen und Handelsplätze in Westafrika vorgelegt hat, nicht wenig bereichert worden. Jezt haben wir noch Hoffnung mit Villeneuve's gewiß sehr interessanten Tagebüchern von seinen Reisen durch die inneren Länder von Senegambien beschenkt zu werden.

Das Hiehergehörige von allen diesen neuen Nachrichten über Afrika ist schon in den vorhergehenden Bänden dieses Werks dem Plane desselben gemäß benuzt und eingeschaltet worden. Es bleibt uns jezt nur noch übrig, den vorläufigen Bericht der brittisch-afrikanischen Erdforschers-Gesellschaft von Major Houghton's Reise durch Senegambien, und die Nachrichten über dasselbe Land, welche Villeneuve seinem brittischen Freunde Clarkson mitgetheilt hat, einstweilen hier nachzutragen, bis wir die ausführlichen Erzählungen derselben zu seiner Zeit nachliefern können.

I.

Villeneuve's Nachrichten von Senegambien.

Herr Geoffroy von Villeneuve, ein angesehener, kenntnißvoller und wißbegieriger junger Franzos gieng im J. 1787 als Adjudant des Gouverneurs von Goree nach Senegambien. Mit den erforderlichsten Kenntnissen ausgerüstet, machte er mehrere Reisen in das Innere von Senegambien, theils in Geschäften für den Gouverneur, theils um Beobachtungen zu machen. So durchreiste er die Negerländer Sallum, Sin, Kajor, Hoval und Ualof, und erwarb sich eine genaue Kenntniß von denselben, um so mehr da er der Landessprache ganz kundig war, von welcher er auch eine Grammatik aufgesezt hat. Seine übrigen Beobachtungen, Bemerkungen und Erfahrungen trug er sorgfältig in ein genaues Tagebuch, von dessen Reichhaltigkeit uns die vorläufig daraus mitgetheilten Bruchstükke vollkommen überzeugen.

Herr von Villeneuve kam im Anfang des Jahres 1789 nach Frankreich zurük. Der durch seine Schriften über den Negerhandel schon rühmlichst bekannte Britte Clarkson lernte jenen Reisenden zu Paris kennen, und befragte ihn vorzüglich über zwei Punkte, die ihn besonders interessir-

ten, nämlich: 1) Auf welche Art erhalten die französischen Niederlassungen in Senegambien ihre Negersklaven? — 2) Wie ist der gesellschaftliche Zustand der Negern in Senegambien beschaffen? — **Villeneuve** theilte ihm die befriedigendsten Nachrichten darüber mit, und **Clarkson** ließ dieselben in Briefen an einen Freund in London drukken, unter dem Titel:

> Letters on the ſlavetrade, and the ſtate of the Natives in thoſe parts of Africa which are contiguous to Fort S. Louis & Goree, written at Paris in December 1789 and January 1790, by *T. Clarkſon.* 4. London, 1791. 81 Seiten mit Kupfern und einer Karte.

Einen sehr schäzbaren Auszug aus diesen wichtigen Nachrichten theilte uns Herr Prof. **Bruns** im III. Bande des Repositoriums für die neueste Geographie, Statistik und Geschichte, Seite 65 u. ff. mit, und diesen entlehne ich daher, um ihn meinen Lesern hier, mit einigen Veränderungen und Zusäzzen, als einen zur Vollständigkeit meiner Nachrichten von Senegambien unentbehrlichen Nachtrag zu liefern.

Wenn die Zerrüttung seines Vaterlands oder andre Umstände den Herrn **Villeneuve** nicht zurükhalten, uns mit seiner ganzen Reisebeschreibung bald zu beschenken, so hoffe ich noch, sie auch meinen Lesern einst in einem brauchbaren Auszuge vorzulegen.

---

1. Kurze

I.

Kurze Nachrichten

von der bürgerlichen Verfassung, dem gesellschaftlichen Leben und den Sitten der Negern von Kajor, Sin und Sallum. *)

Zuerst von den Ständen, worein das Volk getheilt ist. Diese sind der König, die Negern vom königlichen Geblüte (Adel), das Volk und die Sklaven. Der Damel oder König von Kajor (und dasselbe gilt auch von den Königen von Sin und Sallum) kann als ein uneingeschränkter Monarch betrachtet werden **). Denn erstens kann er Räubereien unter seinen Unterthanen anstellen ***), und darf deswegen nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Zweitens in allen Rechtssachen ist er der lezte Richter, da er es in seiner Gewalt hat, nach Willkühr loszusprechen oder zu verdammen. Die ihm zugehörigen Länder werden auf folgende Art von ihm regiert. Kajor ist in Provinzen abgetheilt, und jede Provinz wird von einem Offizier

*) Man vergleiche damit die älteren Nachrichten im Vten und VIten Bande dieses Werks.

**) Er ist mehr, er ist Despot, wie wir nicht nur schon längst gesehen haben, sondern auch in diesen neueren Nachrichten bestätigt finden.

***) Wovon weiter unten noch ein Mehreres.

regiert, den er anstellet und **Laman** nennet. Der Laman macht die königlichen Befehle in dem ihm anvertrauten Distrikte bekannt, und sorgt dafür, daß ihnen Gehorsam geleistet wird. Bisweilen steht in diesem Distrikt ein gewißer Theil nicht unter den Befehlen des Laman. In dem Falle wird das Stük von einem andern Offizier regiert, der **Fara** heißt. Jede Provinz, die viele Dörfer enthält, wird von einem **Laman** und **Fara** regiert, und es stehen mehr Dörfer unter ihren Befehlen. Ausserdem ist noch in jedem Dorfe ein Beamter, der von den angeführten verschieden ist, und **Gueraff** heißt. Er kann als der Schultheiß angesehen werden; denn es ist seine Pflicht, auf jede Uebertretung der Gesezze Acht zu haben, die Verbrecher vor Gericht zu bringen, und die Sache mit seinem Gutachten dem Könige vorzulegen. In diesen mit einem **Gueraff** versehenen Dörfern wohnen blos Eingebohrne. Es gibt Dörfer an der Küste, wo sich die Weissen, um sich durch die Handlung zu bereichern, eine Zeitlang aufhalten, dergleichen **Gandiole** an der Mündung des Senegals und **Rufisko** und **Dakkar**, Goree gegenüber sind. In diesen Dörfern ist die Regierung vertheilt. Der **Gueraff** hat über die Eingebohrnen zu befehlen; aber zwei andere sind wegen der sich daselbst aufhaltenden Europäer angesezt. Der erste heißt **Fitor** (Faktor) und war in alten Zeiten der Dollmetscher zwischen den Weissen und Schwarzen; der andere **Alkaide**, der nach vorgängiger

Dollmetschung die Geschäfte für die Weissen besorgte, und als ihr und der Eingebohrnen Konsul anzusehen war. Der erste führt noch jezt den Namen, und zieht die Einkünfte ein. Als die Portugiesen mit den Afrikanern einen Verkehr anfiengen, wurde das Amt eines **Fitor** eingesezt. Seitdem die Handlungsverbindungen aufgehört haben, so haben die nachfolgenden **Fitors** den Namen eines Dollmetschers und die Besoldung beibehalten; sie verstehen aber keine andere als die Muttersprache. Der **Alkaide** muß sein Amt verwalten. Auf die Weise werden die Befehle, die sich auf die ganze Nazion erstrekken, durch den **Laman** und **Fera** vollzogen, die Privataffairen der Unterthanen von dem **Gueraff** besorgt, und der **Alkaide** entscheidet die Streitigkeiten zwischen seinen Unterthanen und den Weissen, die sich auf eine Zeitlang in seinem Gebiete aufhalten, und führt die Aufsicht über die Handlung. Die königlichen Befehle werden durch das Militär vollzogen. In **Kajor** werden zu Friedenszeiten 6 bis 7000 Mann Fußvolk auf den Beinen gehalten *), in **Sin** und **Sallum** viel weniger. Der König gibt den Soldaten orangefarbigen Westen

*) Diese Zahl scheint doch zu groß zu seyn. — Ein armer Negermonarch, dessen ganzes Gebiet höchstens 400. Q. M. beträgt, und das durch seine Räubereien halb menschenleer ist, sollte bis 7000 Mann stehender Truppen halten können? — M. s. im V. B. d. W.

zur Uniform. Diese Westen werden im Lande von Baumwolle gemacht, und mit einheimischen Farbestoffen gefärbt. Der König unterhält sie auf eigene Kosten, und macht ihnen von Zeit zu Zeit statt der Bezahlung kleine Geschenke von Zeuchen und andern Artikeln. Offiziere gibt es nicht so viele, wie unter den europäischen Truppen. Der Laman, Gueraff und Alkaide befehlen unter dem Könige im Lande und in den Dörfern, und kommandiren auch die königlichen Truppen, so daß 3 bis 400 Mann nicht in viele kleine Parthien getheilt sind, sondern unter Aufsicht eines Einzigen stehen. Die Disziplin der Truppen ist sehr elend. Sie werden in Parthien 7 oder 8 mal des Jahrs nach der Zahl der nordamerikanischen Feste vor dem Könige gemustert, und stellen ein Treffen vor. Sie feuern in die Luft, und laufen einer hinter dem andern. *) Dies ist alles, was geschieht, und zwar auf eine unregelmäßige Art und ohne Ordnung. Um diese und andere Ausgaben der Regierung zu bestreiten, sind gewiße Taxen aufgelegt. In den innländischen Dörfern bestehen sie in Rindern, Hirse und andern Produkten, an der Küste in Fischen und solchen Gütern, die von den Europärern eingeführt werden. Der Gueraff sammelt sie jährlich in diesem Dorfe, und schikket sie an den König. Die Dörfer, die an die königliche Residenz gränzen, sind verbunden, für die königs

*) Man sehe davon im III. B. d. W. u. s. w.

liche Tafel Wein und andere Bedürfnisse zu liefern. Die Dörfer unterhalten ihn nach der Reihe. Die Einwohner dieser Dörfer bezahlen keine jährliche Taxe. Dies gilt sogar von den Dörfern der Seråren, ob sie gleich für ein wilderes Volk gehalten werden. Die Taxen werden von einem reisenden Beamten, Sarsar genannt, eingesammelt. Er hält sich vielleicht vierzehn Tage in einem Dorfe auf, und macht die Runde durch alle. Die Seråren haben keinen Gueraff, noch eine solche Regierung, wie das übrige Kajor.

Die Negern vom königlichen Geblüte leben an verschiedenen Oertern des Landes, behalten das Andenken an ihre Herkunft, und geniessen daher das Privilegium, niemals als Sklaven verkauft zu werden. Unter dem eigentlichen Volke ist kein Unterschied in Rüksicht auf Rechte, ausgenommen in den priesterlichen Dörfern *), deren Einwohner, so lange sie sich daselbst aufhalten, nicht geraubt werden können. Es hat auch keine Klasse von Menschen einen Vorzug vor der andern, die verschiedenen königlichen Beamten ausgenommen. Es gibt Alte und Junge, Reiche und Arme. Die Alten haben keinen andern Vorrang, als den ihnen das Alter gibt. Die Jahre geben ihnen Erfahrung, und Erfahrung empfielt sie zu Gunst und Hochachtung. Die Reichen, welche Sklaven und Vieh besizzen, werden nicht als eine besondere Klasse an-

*) Der Marbuten.

gesehen. Daß sie einige Vorzüge genießen, hat keinen Zweifel. Diese Vorzüge sind die unmittelbaren Folgen ihres Reichthums, und geben ihnen kein besonderes Recht. Sie können auch geraubt werden, haben es aber in ihrer Macht, sich mit einem Sklaven loszukaufen. Sie sind denselben Gesezzen mit den übrigen Einwohnern unterworfen, können sich aber durch eine Vergütung davon losmachen.

Der Sklaven, welche die vierte Klasse von Einwohnern ausmachen, sind in diesen Ländern nur wenige. Hin und wieder mag ein vornehmer Mann deren 5 bis 10 halten, und vielleicht hat Einer 10 bis 50 Sklaven. Die Zahl der Sklaven verhält sich zu der des Volkes wie 1 zu 1500. Nach den besten Berechnungen, die der General **Boufflers** (Gouverneur von Goree) und **Villeneuve** über die Bevölkerung dieser Länder machen konnten, mögen in Kajor etwa 1,500000 freie Negern und 1000 Sklaven gezählt werden können.*)

*) Diese Zahl scheint wirklich zu hoch angesezt zu seyn! Nach Villeneuve's eigener Karte gemessen, beträgt der Flächenraum des Königerichs Kajor nicht über 400 Quadratmeilen, folglich müßten hier 3750 Menschen auf Einer Quadratmeile leben, wenn die Volksmenge auf anderthalb Millionen angeschlagen werden dürfte, und Kajor würde in dieser Rüksicht den bevölkertsten europäischen Staaten an die Seite gesezt werden können. Dies ist aber ganz unwahrscheinlich; denn dies Land hat nicht nur sandigen, weniger fruchtbaren Boden, sondern auch ein beträchtlicher

Die Sklaven sind von einer zweifachen Gattung. Einige davon sind vorher frei gewesen, haben aber die Freiheit durch den Raub oder durch wirkliche Verbrechen verloren. Andere sind Sklaven von Geburt. Die einen sowol als die andern dürfen heurathen. Sie wählen sich selbst ihre Weiber. Ein Sklave darf mit seines Herrn Bewilligung eine Frau, die zu einer andern Familie gehört, heurathen. In diesem Falle wohnt das Ehepaar nicht zusammen, sondern sieht sich nur bisweilen. Ein Sklave hat oft, so wie der Herr, mehr als ein Weib. Die Weiber der Freien und Sklaven werden, wenn sie Ehebruch begehen, nach einerlei Gesezzen gerichtet. Sollte dem Eigenthümer eines Sklaven sein Sohn oder Verwandter weggenommen werden, so wird er seinen Sklaven aufopfern, um seinen Sohn oder Verwandten wieder zu bekommen. Solche ausserordentliche Fälle ausgenommen, kann man es für eine in diesem Lande hergebrachte Regel halten, daß gebohrne Sklaven, sie mögen von solchen, die geraubt oder verurtheilt, oder schon selbst Sklaven gewesen seyn, abstammen, niemals verkauft werden. *)

Theil desselben ist Wald und Wildniß; überdies nehmen die Wohnungen und Pflanzungen grossen Raum ein, und die Fruchtbarkeit der Weiber müßte ganz ausserordentlich seyn, wenn dies Land bei den unaufhörlichen Kriegen und Räubereien nicht entvölkert seyn sollte!

*) Dies gilt besonders von den Sklaven der Mandingoer. (M. s. im VI. B. d. W. S. 142.)

Die Arbeit der Sklaven gehört theils zu häuslichen Geschäften, theils zum Akkerbau. Die Männer im ersten Falle verrichten alle Arbeit ausser dem Hause, sammeln und bringen Holz ein, und holen Wasser. Die Weiber zerstossen Hirse, spinnen Baumwolle, und thun andre Hausarbeiten. Im leztern Falle bauen die Männer das Land an. Sie fangen die Arbeit um fünf Uhr des Morgens an, und hören um eilf Uhr auf. Nachher wird nicht weiter gearbeitet, ausgenommen zur Aerndtezeit. Die Sklavinnen thun wenig mehr, als daß sie die Baumwolle zu gehöriger Zeit einsammeln, wobey ihnen zuweilen, aber nicht oft, die Männer helfen. Kurz Männer und Weiber bringen ganze Tage mit Nichtsthun zu. Wenn es an die Arbeit geht, so ist unter Herren und Sklaven kein Unterschied. Wer sie auf dem Felde arbeiten sieht, würde den Unterschied nicht an der Arbeit wahrnehmen. Peitschen, Ketten, oder andere Instrumente, Sklaven zu züchtigen, sind in diesen Ländern unbekannt. Die Nahrung, welche die Sklaven bekommen, bestehet in Hirse, Milch und wenig Fleisch, ausgenommen was man auf der Jagd erhalten hat. Fleischspeisen sind überhaupt hier zu Land nicht viel gebräuchlich. Die Sklaven essen mit den Kindern des Herrn, und zwar einerlei Speise. Sie wohnen bisweilen in demselben Hause, und schlafen in dem nämlichen Zimmer.

Die Religion des Landes, wenn wir die Serären ausnehmen, von welchen behauptet wird,

sie hätten gar keine Religion *), ist die muhammedanische. Ganze Dörfer sind allein von muhammedanischen Priestern **) und ihren Verwandten bewohnt. Die Priester werden in ihrer Sprache Serim, aber von den Franzosen Marabu genannt. ***) Die Dörfer, worin sie wohnen, und die ich priesterliche Dörfer nenne, haben das Vorrecht, daß kein Menschenraub an ihnen verübt werden darf. Sollte es sich jedoch zutragen, daß zur Zeit des Raubes ein Serim in einem andern Dorfe wäre, so würde es schwer für ihn seyn, dem gemeinen Schiksale, verkauft zu werden, zu entgehen. In diesen Dörfern verrichten die Serims den Gottesdienst alle Tage. Zu Dakkar (am grünen Vorgebirge) sind zwei Moscheen, die eine offen, die andere mit einem Strohdache. Zu der erstern begeben sich die Serims aus der Nachbarschaft in einem Haufen, und werfen sich auf die Erde in einer Stellung nieder, in welcher sie während der Zeit des Gebets unveränderlich bleiben. Die Serims haben keinen Vorgesezten. Kein Unterschied findet Statt, als der in größern Kenntnissen, welche größere Hochachtung erwerben, ge-

*) Man sehe hierüber S. 151. im VII. B. d. W.

**) Eigentlicher: Pietisten. Denn die Marbuten machen vielmehr eine Sekte, als einen Stand aus, und versehen als besonders heilig gehaltene Leute die Stelle der Priester.

***) Der Name Serim ist negerisch, Marbut aber arabisch. (Man sehe hierüber S. 292. im V. B. d. W.)

gegründet ist. Das Volk versammelt sich selten oder niemals, als um der Beschneidung willen. Sie wissen nicht viel von der Landesreligion, und wenn man einige äussere Gebräuche ausnimmt, so sind sie nur Muhammedaner dem Namen nach. *)

Von den Dörfern sind einige dicht an der Seeküste gebaut. In den innern Gegenden haben verschiedene Umstände ihre Lage bestimmt. Die Einwohner bauen gern nahe an den Wäldern, damit, wenn ein Fall geschieht, sie dahin flüchten können. Wenn aber auf dem Plazze, den sie sich aussuchen, nicht gutes Wasser ist, oder der Boden nicht fruchtbar genug ist zur Pflanzung der erforderlichen Produkte, so legen sie das Dorf in einer andern Gegend an: Daher gibt es so viele Dörfer auf offenen Feldern, als in den Holzungen. Die Seräcen, eine wildere Nazion, leben fast alle in den Wäldern.

Der äußere Theil der Häuser ist von Stroh gemacht. Sie sind insgesammt rund, und haben nur eine Thüre. Wenn sie bis zu einer gewissen Höhe, die doch mäßig ist, erbaut sind, so läuft das Dach oben spizzig zu. Es sind in den Dörfern keine regelmäßigen Strassen. Wenn eine Familie groß genug ist, sich ein Haus zu bauen, so wird das Haus für sich gebaut, und mit einem strohernen Zaun eingefaßt. Wenn eine Famile, die aus Kindern und Verwandten, oder aus einem Ehe=

*) M. s. im VI. B. d. W. S. 297. u. ff.

mann und vielen Weibern, oder aus einem Herrn und vielen Sklaven besteht, groß genug ist, zwei, drei, vier, oder mehrere Häuser einzunehmen, so werden diese in einer kleinen Entfernung von einander gebaut, und mit einer Verzäunung von Stroh umgeben. Die Häuser in den Dörfern sind nicht nach irgend einem Range angelegt. Doch ist die königliche Residenz gewöhnlich in der Mitte, oder an einer von den Seiten. Kein besonderer Plaz ist dem Range bestimmt. Es wird übrigens ein freier Raum für das, was man den öffentlichen Plaz im Dorfe nennet, gelassen, wo alle öffentliche Berathschlagungen gehalten, und alle Streitigkeiten entschieden werden.

Die Wohnung des Königes ist von denen seiner Unterthanen durch die Größe unterschieden. Sie ist auch gemeiniglich mit einer dornichten Hekke statt eines strohernen Zauns umschlossen. Bei jedem Thore in der Hekke oder dem Zaune ist ein Bedienter, aber keine Soldaten. Die Soldaten werden bloß an den muhammedanischen Festen oder zum Raube, oder wenn sich der König öffentlich zeigt, oder im Kriege, gebraucht. Die Hausbedienten des Königs sind sehr zahlreich. Es gibt einen Kapitain über das Thor, einen Kapitain über seine Hunde, und viele andere, die seinen Willen zu vollziehen bereit sind. *)

*) Man vergleiche damit die Schilderungen der Residenzen und des Hofstaats der Negerfürsten im III. IV. und VI. Bande d. W.

Das Innere in den Häusern der Negerdörfer ist sehr einfach. Es bestehet in einem Bette und einigem schlechten Hausgeräth. Das Bett wird auf folgende Weise gemacht: Drei große hölzerne Pfähle werden in den Boden der Hütte in einer Reihe eingerammelt, ungefähr drei Fuß voneinander. In einer gehörigen Weite, und diesen gerade gegenüber und parallel werden drei andere Pfähle auf dieselbe Art eingerammelt, welche ingesammt ein oder ein und einen halben Fuß hoch über die Erde hervorragen. Die Spizzen dieser Pfähle werden gekerbt, und drei starke Stangen werden alsdann in die Kerbe von einer Seite zur andern gelegt, und über diese der Länge nach andere dünne Stangen, so daß sie einen Rost bilden, und ein ziemliches Gewicht zu tragen im Stande sind. Darüber wird eine Matte von Stroh mit untermischten Blättern gelegt, worauf die Eingebohrnen schlafen. *)

Der **Gueraff** ist nicht reicher an Meublen. Er besizt vielleicht noch eine schlechte Kiste für seinen Branntwein und andre Artikel. Das Innwendige der königlichen Wohnung ist hievon nur wenig verschieden. Er hat ausser dem Bett und der Kiste einige Stühle, um sich darauf zu sezzen.

*) Daher sagte Le Maire mit Recht, man könne auf diesen Betten ohne die geringste Mühe sehr leicht alle Ribben im Leibe entzwei brechen. (M. s. im VI. B. d. W. S. 223.)

Sie haben die Gestalt von einem gewöhnlichen Stundenglas, allein viel größer, das ist, sie sind enger in der Mitte, als an den Enden. Diese Mobilien allein erheben den Souverain über seine Unterthanen.

Der Hirse, der den Einwohnern gehört, wird an einem gewißen Plazze nahe bei dem Dorfe in Körben, welche die Einwohner selbst fabrizirt haben, aufbewahrt. Es gibt auch bei dem Dorfe einen Schoppen, unter welchem die Einwohner, um die Sonnenhizze zu vermeiden, arbeiten. Die Ställe für die Schweine sind nicht weit von den Häusern. *)

Die Ländereien, welche die Negern besizzen, sind so nahe bei den Dörfern, als die Fruchtbarkeit des Bodens es verstatten will, bisweilen ganz dicht bei denselben **), bisweilen eine Viertel-

---

*) Dies Alles sieht man auf der Aussicht von Portudal, welche Clarkson in Kupfer gestochen seinem Werkchen beigefügt hat, abgebildet. Dieses Kupfer ist aber, so wie alle andere, die Karte ausgenommen, als unnöthig bei dem Auszuge im Repositorium weggelassen worden — Aehnliche und gewiß eben so deutliche Vorstellungen von Negerdörfern, Negerhütten, Negerpflanzungen u. s. w. findet man auch im II und III Bande der Allg. Historie der Reisen, wo auch ein Prospekt von Rufisko beigefügt ist.

**) Wie die Fulier an der Gambia, welche ihre Pflanzungen rund um ihre Dörfer her liegen und mit einem Haag eingefaßt haben.

oder halbe Stunde davon, oder noch weiter. Sie können in drei Klassen eingetheilt werden, 1) in solche, worauf Baumwolle und Indigo, 2) worauf Lebensbedürfnisse, als Hirse gepflanzt werden, und 3) in Weidepläzze. Der Reiche besizt nicht in Rüksicht eines Vorrangs seine Ländereien näher am Dorfe, und der Arme in einer grösseren Entfernung, weil er als Armer nachstehen muß. Jede Familie hat sich das zugeeignet, was sie zu ihrer Absicht für das beste hielt, oder dessen sie sich zuerst bemächtigte. In Ansehung des Landes gibt es keine Streitigkeiten. Wenn Jemand nicht genug hat, so kann er mehr nehmen, und so viel mehr, als ihm beliebt. Es gibt nicht in Besiz genommene Morgen bei tausenden, und wer Lust hat, kann sich ein Stük Landes wählen, das noch keinen Herrn hat. Das Land wird nicht von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Familien in Besiz genommen. Alle Verwandten in einem Dorfe, Väter, Mütter, Brüder, Söhne, Vettern haben ein Grundstük, das für sie alle benuzt wird, und so groß ist, als sie bearbeiten können, und für ihre Bedürfnisse nöthig haben. Dieser Flek ist gemeiniglich rund. Wenn Indigo, Baumwolle oder Hirse darauf gebaut ist, so ist er mit Dornen umzäunt, damit Hirsche oder anderes Wild keinen Schaden anrichten. Diese Dornen sind oft von den Männern abgehauen, und nachher in einen Zaun gemacht, oder bei dem Ausroden stehen geblieben, um die Gränzen des Grundstüks zu be-

zeichnen. Die Grundstükke gleichen also den Wohnungen, daß sie, wie diese mit Zäunen umschlossen, in die Runde angelegt, und von ganzen Familien in Besiz genommen sind. *)

Das eingeschlossene Grundstük, wovon bisher die Rede gewesen, ist nur zur Erzielung eines einzigen Produkts bestimmt. Die Indigo-Pflanzungen sind von den Baumwollen-Pflanzungen, und diese wieder von dem Akker zum Hirse getrennt. Die Indigo-Pflanzungen sind gemeiniglich dem Ort am nächsten, an die stossen die Baumwolleplantagen, und die Hirsefelder sind am weitesten entfernt. Eine Familie besizt daher vielleicht drei eingefaßte Felder nach Maasgabe ihres Fleisses oder ihrer Bedürfnisse. Tabak wird wenig angebaut, und er wird nirgends in umzäunten Feldern erzielt. In Ansehung des Indigo ist noch zu bemerken, daß die Serären sich mit dem Anbau desselben gar nicht abgeben.

Die Weiden sind nirgends eingeschlossen, sondern insgesammt offen. Einige Einwohner der Dörfer halten Vieh, mehr zur Nuzzung der Milch als des Fleisches, denn in diesen Ländern speiset

*) Alles dies beweiset, daß dies Land nicht stark bevölkert ist, denn sonst würde das Grundeigenthum einen weit höhern Werth haben; auch können Völker, die nur allein von Akkerbau und Viehzucht leben, und beide nicht gehörig zu betreiben verstehen, ohnehin nicht so dicht aufeinander wohnen.

man selten Fleisch, ausgenommen an den muhammedanischen Festtagen. Der König hat viele Kühe, der Gueraff einige, und die Reichen solche, die sie geerbt oder durch den Handel sich erworben haben. Sie werden alle in einer Heerde geweidet, die der Aufsicht zweier oder dreier Männer und eben so vieler Knaben Tag und Nacht anvertraut ist. Die Leute schlafen daher auch in kleinen Hütten, die auf den Weideplázzen errichtet sind. Die Beschäftigung der Hirten ist hier ein besonderer Nahrungszweig. Das Eigenthum gehört, wie gesagt, ganzen Familien, nicht einzelnen Menschen. Es können indessen auch Einzelne sich ein Eigenthum erwerben. Ein fleißiger Mensch kann, wenn er Handlungsgeschäfte treibt, dadurch in den Stand gesezt werden, sich Vieh anzuschaffen. Ein Anderer hat vielleicht mit vieler Mühe eine Pflanzung von Palmbäumen angelegt, um Palmwein auf den Markt zu bringen. Dergleichen Vieh und Palmbäume gehören ausschließlich denen, welche sie sich angeschafft haben. Sie können auch während ihrer Lebenszeit nach Gefallen damit verfahren, nach dem Tode des Eigenthümers fallen sie den nächsten Erben zu. Wenn ein Vater z. B. dergleichen Eigenthum hinterläßt, so wird es nach seinem Tode unter seine rechtmässigen Kinder zu gleichen Theilen vertheilet, die, wie schon gesagt ist, von drei verschiedenen Weibern seyn können.

Die Einwohner haben ihre Häuser, Dörfer,

Grund-

Grundstükke und einfache Lebensweise so sehr lieb gewonnen, daß sie es für das größte Uebel halten, sie zu verlassen. Dies zeiget sich vorehmlich bei einem starken Raube, wenn sie haben in die Wälder flüchten müssen; denn in diesen Wäldern haben sie Jahre lang geduldig ausgehalten, bis sie glauben, daß die Gefahr völlig geendiget sei, wenn sie sich wieder zu ihren alten Wohnungen begeben haben. Ein Beweis statt vieler anderer wird hinreichend seyn. Herr von Villeneuve kam auf seiner Reise über Land vom grünen Vorgebirge nach dem Fort St. Louis, unterwegens zu zwei Dörfern Tiokmat und Klein = Boro, die von den Einwohnern wegen des Raubes verlassen waren. Bei dem erstern sah er einige Eingebohrne, die die alten Hütten wieder aufrichteten. Als er sich mit ihnen in eine Unterredung einließ, hörte er von ihnen, daß sie die alten Einwohner von Tiokmat wären, woraus sie durch den Raub vertrieben worden, daß, nachdem sie viele Monden in den Wäldern gelebt, sie sich entschlossen, herauszukommen, und sich in ihrem alten Wohnorte wieder niederzulassen, und daß sie jezt ihre alten Hütten in der Absicht, sie wieder zu bewohnen, zurechte machten. In dem Lande war es bekannt, daß der Damel vor fünf Jahren Tiokmat seiner Einwohner beraubt hatte.

Nun ist zu bemerken, auf was für eine Art die Einwohner in Sallum, Sin und Kajor sich das Jahr hindurch beschäftigen. Ihre Geschäfte

können in stätige und wandernde getheilt werden. Zu den erstern gehört zuerst der Feldbau. Wenn die Einwohner neues oder brach gelegenes Land anbauen wollen (denn sie bauen dasselbe nur einmal in drei Jahren an), so begeben sie sich sogleich auf den Plaz. Sie gebrauchen dabei zwei Instrumente. Das eine ist eine Art, womit sie die grössern Stämme des Unterholzes abhauen. Diese Art unterscheidet sich darin von der unsrigen, daß statt in der unsrigen das Holz durch das Eisen geht, in ihrer das Eisen durch das Holz gehet. Das andere ist eine Art von Gartenmesser mit einer Forke an der Handhabe. Dieses Messer wird an die Wurzel gelegt. Mit dem eisernen Ende wird sie durchgeschnitten, und mit der Forke weggebracht. Das Ausroden wird von den Männern verrichtet. Mit diesen Instrumenten bereiten die Einwohner des Land zu, ehe die Regenzeit, die im Junius anfängt, und im Oktober sich endiget, eintritt. Um den ersten Julius wird mit Hirse der Anfang gemacht. Davon gibt es zwei Arten, die kleinere und die größere. *) Um erstere zu pflanzen, gebraucht der Landmann eine Art von Spaden, die sich von der unsrigen in so weit unterscheidet, daß das Eisen daran eine halbzirkligte, kleine oblonge Figur hat. Er gräbet die Löcher in paralelen geraden Linien bis an den Zaun, 15 Zolle von einander. Ein Weib folgt ihm, und wirft die

*) M. s. im V. Bande d. W. S. 92.

Saat in jedes gemachte Loch, das darauf mit Erde zugescharrt wird. Nach drei Wochen wird das Unkraut, das aufgeschossen ist, ausgejätet. Neue Löcher werden zwischen denen, die zu Anfang des Julius gemacht sind, gegeben. Von einem Weibe wird der große Hirse eingesäet. Gegen Ende des Septembers oder zu Anfang des Oktobers ist der kleine Hirse, und drei Wochen nachher oder gegen Ende des Oktobers der größere Hirse reif, deren jeder zu seiner Zeit von den Männern abgeschnitten, und von den Weibern und Kindern nach Hause gebracht wird. Wenn der Hirse geärndtet ist, so wird er nach einem nicht weit vom Dorfe entlegenen Plazze gebracht, wo aller Hirse, der den Einwohnern gehört, aufbewahrt wird. Jede Familie hat einen großen Korb, von Zweigen geflochten, in Form eines Mastkorbs, ohngefähr fünf Zoll hoch, mit einem Dekkel dazu, der abgenommen werden kann, und in diesen wird der Hirse hineingelegt. Jede Familie deponirt den ganzen Ertrag der Aerndte, so daß der Hirse des ganzen Dorfes beisammen bleibt. Ob das Korn gleich oft von dem Dorfe entfernt, und in den Wäldern und ohne Bedekkung ist, so wird doch nichts davon gestohlen.

Die Leute, deren Arbeit wir beschrieben haben, sind Landeigenthümer. Jede Familie arbeitet für ihre eigene Unterstüzzung. Unter den Arbeitern wird zuweilen, aber nicht oft, ein Sklave gefunden, wegen des schon angeführten geringen Verhältnisses der Sklaven zu den Freien. Mit dem

Hirse hat man von Julius bis Anfang November zu thun. Im Dezember wird die Baumwolle, und im Mai der Indigo geärndtet. In den andern Jahrszeiten ist man auch nicht müssig. Man verfertiget Matten und Seife, die Matten von Blättern und Zweigen von Bäumen, die Seife von gewißen Insekten und Fett. *) Die Fabrizirung der Matten ist das Werk beider Geschlechter, die der Seife aber allein der Weiber. Die Leute an der Seeküste begeben sich aufs Meer, und fischen darauf vom Februar bis Junius. Die Fische, die sie bekommen, werden in der Sonne getroknet. Gegen das Ende der Zeit, da die Fischerei statt findet, bestellen sie ihre Aekker. Das bisher Gesagte ist hinreichend zu zeigen, daß die Einwohner das ganze Jahr hindurch genug zu thun haben. Insbesondere ist das Verfertigen der Boote sehr sauer und mühsam. Sie werden nicht an der Seeküste gebaut, weil an derselben Seite, wo sie leben, nicht viel Holz ist, und das wenige, was da ist, nicht so gut ist, als das in den innern Gegenden. Daher entsteht die Nothwendigkeit, Boote bei dreißig Stunden weit von der See zu bauen, und zwar in einer Gegend, wo es keine Flüsse gibt, worauf sie, wenn sie fertig sind, herunter gelassen werden könnten. Die Seráren von Baol **), die,

*) Kein früherer Reisebeschreiber erwähnt dieser Seife — eine Seife von Insekten und Fett gemacht, verdient bemerkt zu werden.

**) Villeneuve ist nämlich der erste, der uns berichtet,

wie gesagt, in Wäldern leben, geben sich damit ab. Sie sind freie Leute, und gebrauchen bei ihren Arbeiten keine Sklaven. Sie hauen die Bäume nieder, geben den Kähnen die Form, aber hölen sie nicht aus, damit sie nicht bei dem Transport über Land, denn ein anderer ist nicht möglich, zerbrochen werden. Wann sie die Gestalt erhalten haben, so werden sie mit Seilen, die im Lande gemacht sind, sechs Stunden weit gezogen. Die Einwohner jedes Dorfes helfen die Kanoes sechs Stunden weiter zu bringen, und so wird damit fortgefahren, bis sie das Ufer erreichen. Die Gehülfen bekommen für ihre Mühe eine Mahlzeit, womit sie wohl zufrieden sind. Der wundernswürdigen Mühe und Beharrlichkeit ungeachtet von dem Fällen der Bäume bis an ihre Ablieferung an der Seeküste, werden die Kanoes um einen sehr geringen Preis, den man in Europa kaum glauben wird, verkauft. Ein Kanoe, groß genug für zwei Mann, kostet 12 Livres (3 Rthl. sächs.) oder 4 Stangen, und ein großer Kahn von 40 Fuß lang 100 Livres (25 Rthl.) Die von den Seräen in Baol gebauten werden nach verschiedenen Gegenden an der Küste zwischen **Pointe de Serenes** und **Gambaru** gebracht, und sind gemeiniglich 25 Fuß lang. Boote von einer andern Grösse werden hier herum nicht gebraucht. Die von Gambaru

---

daß auch im Königreich Baol Serären wohnen; doch davon weiter unten.

bis zum **Kap Rouge** gebräuchlichen werden in der Nähe der Serären von Kajor gemacht, und sind 12 Fuß lang. Die um Sallum gewöhnlichen sind 40 Fuß lang, und werden von den Eingebohrnen an dem Gambiafluß gemacht. Boote werden allein in der trokkenen Jahrszeit gemacht; denn in der regnichten wird das Feld bestellt. Auch diese haben also das ganze Jahr hindurch etwas zu thun. *)

Noch eine stätige Beschäftigung, das Salzmachen, will ich beschreiben. In den Ländern, wovon hier die Rede ist, sind nur drei oder vier Dörfer, aus welchen die Einwohner mit Salz versorgt werden. Dasselbe wird in den Dörfern **Bihurt** und **Gandiole** an der Mündung des Senegals, der Ludwigsinsel gegenüber, gemacht, und die Einwohner versehen damit Kajor und die Mauren. An den Ufern des Flusses **Silif**, der in den Fluß **Palmarin** in dem Gebiete des **Barbasin** oder Königs von **Sin** läuft, sind zwei oder drei Dörfer, unter denen auch **Sengay** ist, wo gegen 5 bis 600 Personen beiderlei Geschlechts sich auf dieselbe Art beschäftigen. Sie liefern Salz für die Länder **Sin** und **Sallum**.

Die wandernden Gewerbe werden theils von den Eingebohrnen, theils von den Fremden getrie-

*) Von dem Akkerbau und der Landwirthschaft der senegambischen Negern wird im VI. B. d. W. S. 232. u. f. weitläuftiger gehandelt.

ben. Die ersteren arbeiten in Gold. Freie Leute, welche Goldschmiede sind, befinden sich an den Hö=fen der Könige, wo sie ihr Brod haben. Wenn die Könige sie nicht mehr gebrauchen, und das thun sie nicht das ganze Jahr hindurch, so gehen sie auf den Dörfern herum, und arbeiten für die, wel=che im Stande sind, sie zu bezahlen. Ihre Arbeit ist ausserordentlich zierlich, und oft so gut, als europäische. Ihre Profession ist eine ganz abgeson=derte, denn sie bauen nicht das Land, und wissen von keinem andern Erwerbsmittel. Eine andere wandernde Handthierung treiben die Schmiede. Zwei oder drei in einem jeden Dorfe machen das Eisen zu dem Landwirthschaftsgeräth, das oben beschrieben worden ist. Sie machen auch die Spiz=zen an Lanzen und Speere, ingleichen Verzierun=gen in Kupfer für alle, welche solche Arbeit von ihnen verlangen. *) Sie sind freie Leute, und haben niemals Sklaven zu Gehülfen. Die weni=gen Sklaven, die im Lande sind, sind vielmehr ein Anhang des Luxus, als Werkzeuge der Arbeit. Diese Leute halten sich vielleicht ein oder zwei Jah=re in einem Dorfe auf, und gehen alsdann nach einem andern. Sie haben kein Land; denn sie haben nicht Zeit, es zu bauen. Sollten sie Belieben tragen, sich theils dem Akkerbau, theils der Pro=fession zu widmen, so würden sie so viel Aekker krie=gen können, als sie Lust hätten, denn es sind der

*) M. s. im VI. B. d. W. S. 236. u. ff.

herrenlosen Aekker bei tausenden. *) Eine dritte wandernde Handthierung ist das Färben. Das Geheimniß der Färbekunst ist allein im Besiz der Weiber, und nicht in jedem Dorfe bekannt. Man findet in wenigen Dörfern Färbereien. Die Färber wandern von einem Dorfe zum andern, und verrichten die verschiedenen Aufträge, die ihnen die Einwohner in diesem Artikel geben mögen. Die folgenden drei wandernden Handthierungen werden zusammen getrieben, so daß, wer sich mit einer abgiebt, auch die beiden andern treibt. Die Eingebohrnen, die diese verbundenen Professionen erlernen, heissen in ihrer Sprache Guiriots. **) Die erste ihrer Beschäftigungen ist, daß sie Trommelschläger oder Schauspieler des Königs sind. Man kann sie als eine Art herumziehenden Schauspielergesellschaft ansehen. Wenn der König sie nicht gebraucht, so suchen sie ihr Brod vom Volke zu bekommen. Um das Volk zu vergnügen, rühren sie die Trommeln, plaudern Albernheiten, erzählen die Thaten ihrer Vorfahren, nennen sie brave Kerls, und mit einem Wurte thun alles, was ähnliche Menschen in Europa thun. Wenn aber weder der König noch das Volk sie als Schauspieler ernähren will, so nehmen sie zu den beiden

*) Und doch soll das Land so übermäßig bevölkert seyn?

**) Von diesen Bänkelsängern — denn das sind sie eigentlich — wird im VI. B. d. W. S. 293. u. ff. ausführlicher gehandelt.

andern Beschäftigungen ihre Zuflucht. Die eine ist das Arbeiten in Baumwolle, um welcher Ursache willen sie immer mit ihren Weberstühlen reisen, die kurz, leicht und tragbar sind. Die Baumwollenzeuch-Weberei ist fast ganz in ihren Händen, und wird so wohl ausgeübt, daß kein besseres Zeuch in Europa fabrizirt wird. Die andere besteht in Zubereitung des Leders. Sie machen davon Scheiden für Messer, Dolche und Schwerter, kleine Sättel, Taschen, Sandalen, Grisgris, d. h. eine Art von ledernen Zierrathen, die sie als eine Zauberei oder Beschirmung gegen Beleidigungen oder Unglük tragen, und andere Artikel. *) Ihre Landsleute haben indessen in Ansehung ihrer einige abergläubische Meinungen, und erlauben nicht, daß, wenn sie sterben, sie neben ihnen begraben werden. **) Die 7te wandernde Beschäftigung ist die der Zauberer. Die, welche sie befolgen, reisen hin und her, wie die Guiriots, und halten sich nirgends länger als vier oder fünf Tage an einem Orte auf. Wenn sie in ein Dorf kommen, so müs-

*) Ich habe des Umstands, daß die Guirioten auch Weber und Lederarbeiter sind, sonst bei keinem Schriftsteller über Senegambien Erwähnung gefunden. Moore sagt ganz deutlich, daß diese Handwerke von verschiedenen Leuten getrieben werden, und Andre versichern, daß das Weben hauptsächlich eine Arbeit der Weiber ist. (M. s. im VI. B. d. W. S. 256. u. ff.)

**) Wovon S. 267. im VI. B. d. W. das Nähere berichtet wird.

sen sie oft den Gueraff oder den König, wenn er zugegen seyn sollte, vergnügen. Wenn sie ausserdem in die Häuser der Vornehmen gerufen werden sollten, ihre Kunststükke zu zeigen, so sehen sie es desto lieber, weil sie da besser bezahlt werden. Geschieht dies nicht, so bringen sie so viele Leute zusammen, als sie können, denen sie ihre Künste zeigen. Sie bestehen in Taschenspielereien mit Kugeln, Messern und andern Dingen, die sich für ihren Zwek am besten schikken. Zwei von solchen Zauberern reisen, und treiben ihre Gewerbe zusammen. Nach geendigtem Spiele schenken ihnen die Zuschauer Zeuche, Hirse und andere Artikel zur Erkänntlichkeit für das Vergnügen, das sie gehabt haben. Durch diese Taschenspielerei mag sich die Meinung von der Zauberei, vermöge welcher in jedem Dorfe gewisse Personen durch geheime Mittel den Tod Anderer beschleuniget haben sollen, erhalten haben. Das Volk sieht diese Taschenspieler mit Verwunderung an, glaubt, daß sie übernatürliche Dinge verrichten, und weil sie die Ursache nicht begreifen, warum sie ihre Kunst nicht Andern mittheilen sollten, so glauben sie bei gewissen Gelegenheiten, daß es Zauberer in ihren Dörfern gebe. Die Kunst hat auch bisweilen üble Folgen für die, welche sie ausüben. Man beschuldiget sie der Beherung, und verkauft sie. Beispiele dieser Art kommen selten jedoch vor, weil die meisten von ihnen krumm, lahm, einäugig sind, oder andere körperliche Gebrechen haben, und bei

dem Verkauf solcher Leute nicht viel zu gewinnen ist.

Es ist noch einer andern wandernden Handthierung zu erwähnen, die von Fremdlingen geübt wird. Sie besteht in allerlei Holzarbeiten. In dem Lande **Ualoff** gibt es ein gewisses Volk, das in den Wäldern wohnt, und den Namen **Laobes** führt.*) Diese **Laobes** verfertigen in ihrem Lande Mörser, Stämpel und allerhand hölzerne Instrumente, die in Sallum, Sin und Kajor gebraucht werden. Fast alles hölzerne Geräth, was man daselbst sieht, wird von ihnen gemacht. Sie schikken sie in großen Quantitäten durch ihre eigenen Leute über die genannten Länder, die sie auf dem Kopfe tragen, und auf diese Weise viele Tage reisen. Wenn sie sie verkauft haben, so begeben sie sich wieder in die Wälder von Ualoff, und bringen ihren Landsleuten die Waaren, welche sie eingetauscht haben.

Die angeführten Beschäftigungen sezzen die Einwohner in den Stand, sich ihre Bedürfnisse zu verschaffen, den Guirioten z. B. kann es nie an Kleidung fehlen; weil sie aber kein Brod haben, so müssen sie theils als Trommelschläger und Schauspieler des Königs ihren Unterhalt suchen, theils für das Verfertigen der rohen Baumwolle zu einem

---

*) Diese Nachricht ist merkwürdig; denn noch hat uns kein andrer Schriftsteller auch nur den Namen dieses besondern Volkes genannt.

Zeuche dem Landmann die Hirse abverdienen. Der Landmann bekömmt auf diese Weise Kleidung, die für ihn hinlänglich ist, und behält noch etwas zum Handel übrig. Weil er aber Fische haben muß, denn dies ist ein nothwendiger Theil seiner Nahrung, so nimmt er zu dem Bewohner der Küste seine Zuflucht. Dieser ausser seiner Hauptbeschäftigung, der Fischerei, bauet, wie gesagt, Hirse zum eigenen Gebrauch, hat aber oft nicht Zeit genug, Baumwolle zu seiner Kleidung zu pflanzen. Für seine Fische erhält er, was der Landmann an Kleidungsstükken zu viel hat. Der Schmid hingegen, der kein Land besizt, und nur eine Beschäftigung hat, bedarf Hirse, Fische und Kleidung. Diese erhält er von den erstern drei gegen Speere und eiserne Akkergeräthschaften.

Auf diese Weise wird vieles durch Tausch ausgemacht sowol an der Küste, als im innern Lande. Es ist in dieser Rüksicht viel Verkehr unter den Einwohnern der benachbarten Dörfer; ein Jeder bringt, was er besizt, um es gegen das, was er nöthig hat, umzutauschen. In Sallum, wo viele Flüsse sind, werden viele Kaufmannswaaren in Booten hinauf und herabgebracht. In Sin, wo nicht dieselbe Gelegenheit ist, werden viele Waaren auf Eseln transportirt. Dies geschiehet auch in Kajor, bis an die Mündung des Senegals, wo Ochsen gebraucht werden. Viele Eingebohrnen reisen mit großen Bündeln von Waaren auf dem Kopfe, und ihr Ausdauern bei der Gele-

genheit ist zu verwundern. Sie achten nicht allein das Gewicht nicht, sondern mit dem Gewicht, so schwer es auch seyn mag, reisen sie sechs französische Meilen an jedem Tage. *) —

So weit gehen Villeneuve's — durch Klarkson uns mitgetheilte — Nachrichten von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande der senegambischen Negern besonders der Bewohner von Kajor. Den aufmerksamen Lesern dieses Werks wird die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß Villeneuve zwar Manches erzählt, das wir schon aus älteren Nachrichten und ausführlicher wissen, aber auch in dieser kurzen Skizze so viel Neues, von seinen Vorgängern nicht Angemerktes sagt, daß man mit Recht von diesem Wenigen zum voraus auf die Reichhaltigkeit seiner vollständigen Reisebeschreibung schliessen darf. Hie und da steht er mit älteren Beschreibern im Widerspruch, doch betrifft dies nur Kleinigkeiten, und dieser Widerspruch ist vielleicht nur scheinbar, vielleicht ein Misverstand von Seiten Clarkson's, und könnte wol durch das zu erwartende grössere Werk aufgeklärt werden.

Doch, wir eilen nun zu dem zweiten Abschnitte dieser Nachrichten!

---

*) Sechs Stunden täglich beladen zurükzulegen ist wol nichts Besonderes — das ist für einen deutschen Bauern oder Paktråger nicht viel — aber freilich kömmt hier die Hizze des Klima's und die natürliche Trägheit der Negern mit in Anschlag.

2.

Ausführliche Nachrichten
von dem Sklavenhandel in Senegambien.

Zur Beantwortung der Frage: **Wie der (jezt aufgehobene) Sklavenhandel der Franzosen in Senegambien beschaffen sei, und auf welche Art die Negern daselbst zu Sklaven gemacht werden?** — theilte **Villeneuve** seinem Freunde **Clarkson** folgenden Bericht mit.

Das Land Sallum fängt bei dem Flusse Gambia an, und erstrekt sich längs der Küste bis gegen den Fluß Palmarin. Von hier kömmt man in das Königreich Sin, das an derselben Küste liegt und bis an die Spizze von Serene reicht. Hier beginnt das jezzige Königreich Kajor unter der Herrschaft des Damel. Es erstrekt sich dasselbe längs der Küste bis über die Mündung des Flusses Senegal hinaus. Im J. 1785 gehörte das Land, welches zwischen der Spizze von Serene und Rufisko liegt, noch dem Tin oder dem Könige von Baol, und wurde das Land der Serären von Baol genannt, zum Unterschied der Serären von Kajor, die unstreitig ehemals ein Volk ausmachten; dieser Distrikt wurde aber von

dem Damel, nachdem er den Tin verjagt hatte, zu seinen Ländern geschlagen. *)

Aus diesen drei Ländern, die sich von der Mündung des Gambia bis an den Senegal erstrekken, bekommen die Franzosen jährlich, nach einem Durchschnitt von wenigen Jahren, ungefähr 500 Sklaven, nämlich 200 von Sallum, 100 von Sin, und 200 von Kajor, die durch folgende Methoden in den drei Ländern erhalten werden. Die gewöhnliche Art ist der **große Raub**, der durch das Militair der Könige ausgeübt wird. Er wird sehr systematisch getrieben, und ist eine viel reichhaltigere Quelle, als irgend eine andere, Sklaven zu verschaffen. Von den 200 aus Sallum werden 120, von den 100 aus Sin 40, und von den 200 aus Kajor 120; das ist, von allen 500 werden 280 vermittelst des **großen Raubes** erhalten.

Was man den **großen Raub** nennt, ist eine Gewaltthätigkeit dieser Negerdespoten, vor welcher die Menschheit schaudert; sie rauben nämlich ihre eigenen Unterhanen mit Gewalt, und verkau-

*) Auch diese geographische Veränderung verdient angemerkt zu werden. Der Staat von Kajor ist durch diese Eroberung um etwa 150 Q. M. vergrössert worden, so daß sein Flächenraum jezt in Allem auf 550 Q. M. geschäzt werden kann. (Man vergleiche auch S. 46 u. ff. im III. B. d. W. und S. 321 u. ff. im V. B. d. W.)

fen sie zu Sklaven an die Europäer. Man nennt diese Schandthat, zum Unterschied von den kleineren und gewöhnlicheren Menschendiebstälen, den großen Raub, weil dieser zum Zwek hat, eine große Zahl Menschen auf einmal wegzufangen. Der Despot, welcher dies Verbrechen an der Menschheit verüben will, sammelt in der Stille ein nach Verhältniß des anzugreifenden Orts starkes Heer, bewaffnet es mit Säbeln, Lanzen, Bogen, Flinten u. s. w. läßt es insgeheim ausmarschiren, und überfällt damit, gewöhnlich bei Tagesanbruch ein ihm selbst zugehöriges Negerdorf, und läßt dann von Männern, Weibern und Kindern wegnehmen so viel man erwischen kann, und in seine Residenz schleppen, wo dann das siegreiche Heer jubelnd unter dem Schall der Musik einzieht. *)

Diese

---

*) Von diesen grossen Menschenräubereien findet man kaum einige Spuren in den älteren Reisebeschreibungen von Senegambien. Brue und Adanson, die doch Senegambien genau kanuten, erwähnen nichts davon. Sollte sich der Despotism der senegambischen Negerfürsten seither so sehr verschlimmert haben? — Aber zwei Engländer treten als Zeugen gegen Villeneuve auf. Barnes, der bis 1783 Gouverneur auf der Senegal-Insel gewesen ist, und Sharpleß, welcher von 1783 bis 1789 an der Gambia lebte, betheuern beide, daß ihnen nie ein Beispiel von solchem Menschenraube in Senegambien bekannt geworden sei, und versichern, daß so was sich daselbst gar nicht thun

Diese Räubereien werden verübt, nachdem die Gelegenheit sich darbietet; wenn entweder die Könige Geld nöthig haben, oder von den Europäern dazu gereizt werden, z. B. im J. 1785. war der Damel an einen von den Maurischen Königen seit drei Jahren Geld für Pferde schuldig, die der leztere verkauft hatte. Der König, der oft an die Bezahlung erinnert hatte, forderte sie zulezt mit solchem Ungestümme, daß der Damel sie nicht länger aufschieben konnte. Er nahm daher seine Zuflucht zum großen Raube. Er versammelte 3000 Mann Fußvolk, und 1000 Mann Reuterei. Mit diesen gieng er zu einem seiner Dörfer, und kam mit einer Beute von 30 Sklaven zurük. — Obgleich durch durch den großen Raub die meisten Sklaven gemacht werden, so werden doch wenige dadurch auf einmal erhalten. Bisweilen werden nur zwei oder drei in einem Angriff gefangen, bisweilen keine, indem die Einwohner der Dörfer davon zuvor benachrichtiget werden und entfliehen. Der König wird auch bisweilen zurükgeschlagen, und muß sich mit Verlust zurükziehen. Wenn der große Raub so viele Sklaven liefert, so kömmt es mehr daher, daß er so oft wiederholt wird, als daß auf einmal so viele gefangen werden. Im J. 1786 wurde der König von Sallum von einigen Kaufleuten in

---

lasse. (M. s. Repositorium IIIter Band S. 112. u. ff.) Ich wage es nicht, diese Widersprüche aufzuklären, oder zu vereinigen.

Goree ersucht, ihnen einige Sklaven durch den großen Raub zu verschaffen. Er war mit der Waare, die sie ihm brachten, nicht zufrieden, und lehnte den Antrag ab. Einer von den Kaufleuten zeigte ihm einige neue glänzende Louisd'or, dergleichen er schon bei einer andern Gelegenheit bewundert und gekauft hatte. Der König konnte ihnen so wenig widerstehen, daß er gleich Befehl zu einem großen Raube gab.

Im November 1787 schikten die Franzosen die gewöhnlichen Geschenke an den Barbasin (König von Sin) zu Joal, wo er gemeiniglich residirt, und welches an der Seeküste liegt. Er hatte damals keine Sklaven im Besiz. Die Mulatten-Kaufleute, die im Gefolge der Gesandtschaft waren, ersuchten den König, zum großen Raube seine Zuflucht zu nehmen. Er schlug es aber ab. Sie machten ihn darauf mit einer Mischung von Getränken besoffen, und endlich erhielten sie von ihm, daß er Befehl zum Rauben gab, das vier oder fünfmal mit ungleichem Erfolge in derselben Woche verübt wurde. Auf diese Weise wird von den Europäern und ihren Theilnehmern der Friede und das Glük der Einwohner in den Dörfern aufgeopfert, damit sie ihre teuflischen Absichten erfüllen können. Die, welche auf einen solchen Raub ausgehen, treffen bisweilen auf ihrem Wege Negern an, die mit ihren Waaren umhergehen, oder ihre gewöhnlichen Geschäfte verrichten, oder zurükkehren. Alle solche werden sogleich weggenommen,

und müssen dem Troß als Sklaven folgen. Daß dieser Raub mit Recht den Namen des großen Raubes verdiene, kann man daher abnehmen, daß der Damel einmal 4000 von seinen Truppen abschikte, und die Könige von Sin und Sallum ein jeder 1200 auf die Beine stellte.

Wenn nur fünf oder sechs Soldaten ausgeschikt werden, so ist es der kleine Raub. Das geschieht, wenn der König einen einzelnen Mann oder Weib gebraucht, und er nicht ein ganzes Dorf darum beunruhigen will; denn der große Raub hat üble Folgen, indem dadurch viele Dörfer in Sallum, Sin und Kajor öde geworden, deren Bewohner in die Wälder geflüchtet sind, oder sich tiefer ins Land begeben haben. Villeneuve hat verschiedene auf seinen Wanderungen gesehen. Die fünf oder sechs Mann, die auf den Raub ausgehen, gehören zu der königlichen Wache. Sie verstekken sich in der Nähe eines Dorfs, und wenn Jemand herauskömmt, so greifen sie ihn und führen ihn zum Könige. Kömmt Niemand heraus, so gehen sie in ihrer militärischen Kleidung und Bewaffnung in das Dorf. Sie verfahren hier sehr behutsam, weil eine Gewaltthätigkeit im Dorfe Widerstand nach sich ziehen würde. Sie geben Acht auf die Ausgehenden, folgen ihnen nach, und suchen sie zu erwischen, und zu entführen. Zu Villeneuve's Zeit hielt sich ein gewisser Ganner, Bruder des Marabut oder Priesters zu Dakkar, in der Nähe von Goree auf, den der Damel oft dazu

gebraucht hatte, sich an die Spizze solcher kleinen Expedizionen zu stellen, und der auch viele unschuldige Reisende irregeführt, und schuldlose Nachbarn betrogen, angegriffen und in Sklaverei gebracht hatte.

Eine andere Manier, deren sich die Könige von Sallum, Sin und Kajor bedienen, Sklaven zu bekommen, wenn sie nicht ein Dorf in Unruhe sezzen wollen, läuft auf Betrug hinaus. Der König von Sallum ließ 1787 einem Weibe, das in einem von den seinigen ziemlich entlegenen Dorfe wohnte, sagen, daß er Hirse nöthig hätte, den, wie er wüßte, sie verkaufte. Das Weib in der Hoffnung, den Hirse gut zu verkaufen, kam sogleich zum Könige, der sie greifen und verkaufen ließ. Durch dergleichen betrügerische Käufe mögen wol fünf oder sechs von hundert Sklaven jährlich in diesen Stand gekommen seyn. *)

Die übrigen Wege, auf welchen Leute zu Sklaven gemacht werden, sind Privat-Diebstahl, Krieg und wirkliche oder vorgebliche Verbrechen. Der Privatdiebe sind in dem Lande, von dem die Rede ist, nur wenige. In dem Innern können sie fast gar nicht existiren. Wenn ein Unterthan in Sallum, Sin oder Kajor einen Neger zum Verkauf in einem Dorfe anbieten wollte, zu welchem er selbst nicht gehörte, so würde der Gueraff oder

*) Auch diesem widersprechen die oberwähnten Britten Barnes und Sharpleß.

Vorgesezte des Dorfs vermuthen, daß er ihn gestohlen hätte, ihn anhalten und verkaufen. Der Dieb würde keine Gelegenheit haben, ihn zu verkaufen, wenn er nicht einen Europäer daselbst anträfe. Sollte Jemand aus dem Dorfe des Gueraff einen Sklaven verkaufen, vom welchem man wüßte, daß er ihn nicht vorher gehabt hätte, so würde er zeigen müssen, wo er den Sklaven erhalten hätte, ehe der Verkauf für gültig anerkannt würde. Solche Diebe sind also nicht in dem Innern des Landes vorhanden. Sie wohnen gemeiniglich nahe an der Küste, oder an den Ufern solcher Flüsse, die von den Europäern oder ihren Agenten besucht werden. In dem Falle kann eine gestohlene Person leicht angebracht werden, denn der Verkauf geschieht, ohne vorhergegangene Fragen. Es ist auch notorisch, daß sich zu Goree Menschendiebe aufhalten.

Die Kriege liefern in diesem Lande nur wenige Sklaven. *) Sie ereignen sich sehr selten. Im J. 1786 führte der Damel von Kajor Krieg mit dem Tin von Baol, dessen schon vorher erwähnt ist. Der Ehrgeiz des Damel war die Ursache dieses Krieges. In der großen Schlacht, wodurch das Schiksal der Besizzungen des Tin entschieden wurde, wurden nur 25 gefangen und 7 getödtet. In den Kriegen hier zu Lande werden wenige ge-

*) Damit stimmen auch die Versicherungen der erstgenannten Engländer überein.

tödtet oder gefangen. Sie dauern auch selten länger als zehn oder fünfzehn Tage. Wenn beide Partheien des Kriges müde sind, so gehen sie wieder heim. Fridensvertrag wird nicht gemacht. Diese Kriege entstehen so, wie die andere Kriege, gemeiniglich aus Eifersucht, Habsucht und Ehrgeiz.

Die wirklichen oder vorgeblichen Verbrechen, weswegen Menschen zur Sklaverei verdammt werden, sind Ehebruch, Mord, Diebstahl und Zauberei. Todesstrafen kennet man hier gar nicht. *) Ehebruch wird mit Sklaverei bestrafet. Die gemeinen Leute haben gewöhnlich zwei oder drei Weiber; die Vornehmen so viele, als sie ernähren können, von zehn bis zwanzig. In diesen Fällen werden nur drei Weiber und ihre Kinder für rechtmässig erkannt. Wenn ein Mann in einem Dorfe, wo der König nicht residirt, seine Weiber wegen Ehebruchs im Verdacht hat, so ruft er seine Nachbaren zusammen, die über die Sachen ein Gutachten ausstellen. Dieses wird dem Gueraff mitgetheilt, der es dem Könige bekannt macht. Der Gueraff entscheidet nicht, sondern der König. Ereignet sich der Fall in einer königlichen Residenz, so ist der König selbst Richter. Wenn die angeklagte Frau vom Stande ist, d. i. wenn sie durch die Menge ihrer Sklaven oder ihre vielen Verwandten Einfluß im Lande hat, und verurtheilt wird, so stehet es ihr frei, einin Sklaven an ihrer

*) Diesem widersprechen die erwähnten beiden Britten.

Stelle zu liefern. Ist sie arm, so wird sie selbst verkauft. Nur allein ihr Ehemann kann ihr Kläger seyn. Die Verurtheilte wird zum Vortheil des Königs verkauft. Nur Weiber werden wegen Ehebruchs angeklagt, und nur wenige Sklaven werden auf diese Weise erhalten.

Der Mord wird in den vorsäzlichen und unvorsäzlichen eingetheilt. Im ersten Falle muß der Thäter, wenn er unter die Vornehmen gehört, sogleich nach verübtem Morde sich zum Könige begeben, sich ihm zu Füssen werfen, und den Werth eines Sklaven anbieten. Er wird alsdann frei davon kommen. Ist er arm, so wird gewißlich er, und bisweilen seine Familie mit ihm verkauft. Das Schiksal seiner Familie hängt von der Armuth des Mannes und den Bedürfnissen des Königs ab; denn der Mörder wird zum Vortheil des Königs verkauft. Sollte der Mörder durch die Flucht davon kommen, so will der König seinen Vortheil nicht fahren lassen, und die Familie wird für königliche Rechnung in Sklaverei verkauft. Wenn ein unvorsäzlicher Mord begangen ist, so wird ein Unterschied unter Reichen und Armen gemacht. Ist der Thäter ein vornehmer Mann, so kann der König ihn von Bezahlung der Geldbusse lossprechen. Der arme Mann, der nicht den Werth eines Sklaven anzubieten im Stande ist, darf in ein anderes Dorf flüchten, welches ihm gleich nach geschehener That frei steht. Er muß alsdann zu dem Hause eines der angesehensten Männer daselbst

gehen, einen Pfahl aus der Wand ziehen, sich dem Eigenthümer zu Füssen werfen, und sich freiwillig in seine Sklavendienste begeben. Dies wird als eine gute Lage angesehen, weil freiwillige Sklaven, wie Kinder im Hause, behandelt und nie verkauft werden.

Diebstahl verschafft auf folgende Weise dem Sklavenhandel Subjekte. Die Eingebohrnen stehlen einander Zeuch, Hirse und andere Artikel, am meisten Ochsen, die sie nach einem andern Orte zum Verkauf treiben. Jeder Diebstahl groß oder klein, wenn der Dieb ausfindig gemacht werden kann, wird mit Sklaverei bestraft. Wenn die Diebe in einem Dorfe, wo der König nicht residirt, gefangen oder angeklagt werden, so werden sie von dem Volke gerichtet, das zu dem Ende auf dem sogenannten öffentlichen Plazze versammelt ist. Wenn sie die Sache erwogen haben, so tragen sie ihre Meinung dem Gueraff vor, und dieser dem Könige, der Gewalt hat, sie zu verwerfen oder anzunehmen. Wenn der Dieb in dem Dorfe des Königes sich befindet, so ist der König selbst Richter. Der Ankläger muß die Person seyn, der die Sachen entwandt sind. Der Beweis, um den Beklagten zu überführen, muß sehr bündig seyn. Wenn der Dieb auf der That ertappt wird, wenn man so viel, als ein Ochse kostet, bei ihm findet, und wenn gezeigt werden kann, daß er zu diesen Sachen auf keine andere als diebische Art gelangen konnte; wenn solche oder ähnliche Beweise beigebracht wer-

den, so wird er zur Sklaverei verdammt. Wenn die gestohlne Sache gering ist, so wird der Schade dem, der ihn gehabt hat, ersezt. Von dem für den Verbrecher bezahlten Kaufgelde nimmt der König drei Viertel zu sich, und der Gueraff bekömmt ohngefähr sechs Livres oder zwei Stangen. Wenn das Uebrige dem gestohlenen Eigenthum gleich seyn sollte, so ist keine Entschädigung da. Wenn dieses nicht seyn sollte, so läßt der König seinen Anspruch auf drei Viertel von dem Preis des Sklaven nicht fahren, und der Bestohlene muß seinen Verlust leiden.

Endlich ist auch Zauberei ein Weg zur Sklaverei. Wenn Einem ein Kind oder Verwandter eines gewissermassen plözlichen Todes sterben sollte, so kann er, wenn er will, vorgeben, und sein Vorgeben muß gehört werden, daß ein Zauberer den Tod verursacht habe. Er muß seinen Mann bestimmt anzeigen, und er nennt einen solchen, der, wie er weiß, etwas gegen ihn hat, oder den er als einen schlechten Menschen im Dorfe betrachtet. Er verklaget ihn darauf öffentlich, daß er die Zauberkunst gegen den Verstorbenen ausgeübt hat, und fängt die Klage damit an, daß der Zauberer das Herz seines Kindes oder Verwandten verzehrt habe. Der Beklagte wird darauf an einen Baum gebunden. Ein glühendes Eisen wird an seine Zunge gehalten. Wenn das Eisen sie verbrennt, so wird der Mann für unschuldig, wenn nicht, für schuldig erkannt. Ein gewisses Kraut im Lande soll,

wenn es an den zu brennenden Theil vorher gelegt wird, auf einen Augenblik ein Gegenmittel gegen die Wirkungen des Feuers seyn; und man weiß auch, daß einige von dem Eisen nicht verlezt worden sind. Die Sklaverei wird in diesem Falle nur dem Verbrecher, nicht seinen Kindern zuerkannt. Der vermeintlich beleidigte Theil erhält einen kleinen Antheil an dem Preise des Sklaven, der grössere Theil fällt dem Könige zu.

Alle Sklaven, die die Franzosen durch ihre Niederlassungen zu St. Louis und Goree erhalten, kommen auf eine oder die andere angeführte Art in ihre Hände. Die in den Königreichen Sin und Sallum zu Sklaven gemacht werden, werden nach Goree, welcher Marktplaz ihnen der nächste ist, geschikt, um daselbst verkauft zu werden. Die in Kajor in die Sklaverei gerathen, werden theils nach Goree, theils nach Fort St. Louis zum Verkauf geschikt. Denn die Länder des Damel gränzen an beide Forts. Indessen werden nicht mehr als 50 von den oben gedachten 200 nach Fort St. Louis transportirt. Denn weil in Fort St. Louis die Senegal-Kompagnie ein ausschließliches Privilegium hat, Sklaven zu kaufen, hingegen in Goree ein Jeder die Befugniß dazu hat, so ist wegen der Konkurrenz der Käufer der Preis der Sklaven in Goree höher, als in St. Louis. Es werden daher nach lezterm Orte nur solche aus des Damels Ländern gebracht, die an das Fort gränzen.

Wir kommen jezt zu andern Distrikten, woher Sklaven erhandelt werden, nämlich dem Königreich Oualo (Hoval) und der Insel Biffesche. — Oualo (Hoval) begränzt gegen Westen der Fluß Senegal, gegen Norden der Fluß Saguerey, gegen Osten das Land der unabhängigen Poules (Fulier), gegen Süden Kajor. Die Mauren fielen vor ungefähr fünf Jahren in dieses Land, tödteten den König und ernannten einen Neger, einen schwachen Mann, aber einen Verwandten des verstorbenen Königs, zu seinem Nachfolger. Dieser Mann Brak genannt, (denn Brak ist der erbliche Titel des Königs von Oualo) regiert bis auf den heutigen Tag, ist aber den Mauren zinsbar, die, weil sie ihn als ihre Kreatur ansehen, auf seinem Gebiet nach Gefallen rauben und plündern.

Die Insel Biffesche wird von zwei Flüssen, den Senegal und Sagueray gebildet. Sie gehört einem gewissen Herrn, der Bequio genannt wird, und sie vom Brak zu Lehn trägt *), dem er jährlich eine bestimmte Zahl von Rindern, nebst gewissen Waaren dafür entrichten muß.

Aus diesen beiden Distrikten kommen jährlich ungefähr 240 Sklaven, nämlich 100 aus Oualo, (von denen der Brak 40 und die Mauren 60 liefern,) und 140 aus Biffesche. Sie werden auf folgende Art zusammengebracht. Von den 40,

*) Er heißt daher auch der kleine Brak.

die der Brak liefert, sind 30 angebliche Verbrecher, und werden, so wie in Sallum, Sin und Kajor erhalten. Die übrigen 10 bekömmt er durch Räubereien, welche er aber nicht so arg treiben darf, als seine Herren, die Mauren, die sich nicht von ihm die Leute vorweg nehmen lassen. Obige 40 Sklaven werden nach Fort St. Louis zum Verkauf geschikt. Sie marschiren zwei, drei oder vier, aber selten mehr auf einmal, zu Lande, und werden durch königliche Truppen dahin gebracht. Die Mauren, welche die vorher angeführten übrigen 60 liefern, wohnen an dem nördlichen Ufer des Senegals, haben keine Häuser noch veste Wohnung, sondern leben unter Zelten, die sie abnehmen, wenn sie nach einem andern Plazze ziehen wollen. Sie ernähren sich fast ganz vom Plündern, und mit Ausnahme weniger Negern, die sie auf ihren Landreisen nach Sin und Kajor kaufen, und mit Pferden bezahlen, kann alles, was aus ihren Händen kömmt, als die Frucht von Betrügerei und Gewalt angesehen werden. Sie machen sich, fünf oder sechs Mann stark, auf den Weg. Sie gehen über den Senegal bei Kor und andern Oertern, wenn sie sich vorsezzen, die Einwohner aus Hoval zu stehlen. Sie sezzen mit ihren Pferden schwimmend über den Fluß. Um ihre Waffen und Munizion trokken zu erhalten, machen sie sich ein kleines Bett von Stroh, worin sie Flinten, Pistolen und Dolche legen, und es vor oder nach sich über den Strom herziehen. Wenn sie über den

Fluß sind, so besteigen sie ihre Pferde, gallopiren über einen kleinen Theil des Landes der unabhängigen Poules, und kommen in dem Königreiche Hoval an. Sie wagen sich alsdann zwei oder drei (französische) Meilen weit in das Land, bisweilen mehr, bisweilen weniger nach dem Plan ihrer Expedizionen. Wenn diese Barbaren einige Negern auf ihrem Wege antreffen, so nehmen sie sie weg; sonst verfolgen sie sie auf diese Art. Sie verbergen sich und ihre Pferde in den Hölzungen bei den Dörfern, wo sie ihre Beute suchen. Wenn einzelne Männer oder Weiber und Kinder herausgehen, so springen sie aus den Hölzungen heraus, nehmen die Leute weg, und gallopiren davon. Wenn fünf oder sechs Mann in Gesellschaft mit Weib und Kindern sich ausser dem Dorfe zeigen sollten, so feuern sie ihr Gewehr mit einmal ab, tödten einige Menschen, und gallopiren mit den Uebrigen davon. Weiber und Kinder, die zu Gefangenen gemacht sind, werden hinten auf den Pferden angebunden. Der Körper des Weibes oder Kindes berührt ben Rükken des Mauren, an welchen er mit einem in ihrem Lande üblichen Strikke angebunden ist. Der gallopirende Mauer hat immer eine von den Händen des Weibes oder Kindes in der seinigen, und beisset die Finger, um sie entweder zu strafen, oder zum Stillschweigen zu bringen, wenn sie es sich einfallen lassen sollten, Lärm zu machen. Die Männer sind oft bei den Händen an die Schwänze der Pferde gebunden,

und werden fortgeschleppt, indem die Reuter die Pferde durch Schläge zum Rennen antreiben, und Andern Mauren mit der Peitsche in der Hand nachfolgen. Bisweilen werden sie auf dem Rükken eines Kameels festgebunden, das die Räuber bei sich führen, wenn sie sich nicht weit über den Fluß wagen. Wenn sie nun ihre Beute auf die beschriebene Weise mit sich genommen haben, so begeben sie sich so geschwind als möglich, wieder zu den Maurischen Zelten. Bisweilen sezzen sie in einer großen Anzahl über den Fluß, und alsdann verbergen sie sich nicht, wie sie sonst zu thun pflegen. Sie überfallen ein Dorf in der Nacht, und nehmen alle Einwohner mit, deren sie sich bemächtigen können.

So wie die sechzig Menschen aus Oualo erhalten werden, so werden auch die hundert vierzig aus der Insel Bissesche weggenommen. Die Mauren wagen die nämlichen Einfälle, und in in derselben Absicht, wie in das Gebiet von Hoval. Die Merkmale ihrer Verwüstung sind daselbst nur zu augenscheinlich. In Bissesche sieht man viele menschenleere Dörfer, und nicht weniger in Hoval. Jede Anfuhrt ist durchsucht, und die meisten Dörfer sind nach der Reihe beunruhiget worden, um sich der Menschen zu bemächtigen. Die elenden Einwohner wissen nicht, was sie thun, noch wohin sie fliehen sollen. Der Herr von Bissesche und der König von Oualo können sie nicht vertheidigen. Denn der erstere ist dem lezteren zinsbar, und der

leztere den Mauren. Sie sind oft genöthiget, zur Zeit der Saat und der Aerndte zu ihren Dörfern zurükzukehren, um nahe bei ihren Ländereien zu seyn, und den Akkerbau zu besorgen. Alsdann müssen sie sich so gut vertheidigen, als sie können. Wenn diese Zeit verstrichen ist, so pflegen sich die Einwohner von zwei oder drei Dörfern gegen die Angriffe der Mauren zu vertheidigen. Wenn die Saatzeit und Aerndte wieder herannahet, so trennen sie sich, und gehen nach ihren Ländereien. Sie mögen nun vereiniget oder getrennt seyn, so leben sie in Unruhe und Sorgen. Man kann unmöglich sagen, was für Begriffe sich dieses arme Volk vom Karakter der Mauren macht. Der Name, unter welchem die Mauren ihnen jederzeit bekannt gewesen sind, ist **Nars**. Der Karakter der Nars ist Ursache gewesen, daß der Name in der Sprache der Negern Lügner und Diebe bezeichnet. In der Bedeutung wird dieses Wort im gemeinen Leben so oft gebraucht, als Sakend, das eigentliche Neger-Wort für beides. Die Mauren, wie **Villeneuve** dem **Klarkson** erzählte, sind an das Rauben so sehr gewöhnt, daß keiner, er sei wer er wolle, sich lange unter ihnen aufhalten kann, ohne etwas zu verlieren. Sie stehlen sogar mit ihren Füssen, die allezeit blos sind; denn wenn etwas auf die Erde gefallen ist, das der Mühe werth ist, wieder aufgenommen zu werden, so wird der Maure dem Eigenthümer gerade ins Gesicht sehen, und sich bemühen, das Gefallene mit den Zähen auf-

zuheben, und es mit bewundernswürdiger Geschiklichkeit vermittelst derselben seinen Nachbarn, die hinter ihm stehen, zustellen. Ihr ganzes Leben ist eine aneinander hängende Szene von Räubereien. *)

Jedoch ich kehre zurük zu den 200 Sklaven, die die Mauren aus Oualo und Bissesche auf die beschriebene Art nach ihren Zelten bringen. Von diesen Zelten, die an der Nordseite des Senegal sind, werden sie nach der Insel, wo Fort St. Louis ist, gebracht, und bleiben stäts an dem nördlichen Ufer. Sie werden nicht auf einmal, sondern in Partheien von fünf oder sechs, je nachdem der Fang ausgefallen ist, geschikt. Sie werden von neun oder zehn Mauren begleitet, nicht weil so viele erforderlich wären, um fünf oder sechs elende Menschen, deren einige oft verwundet sind, zu bewachen, sondern weil die Mauren so viel Mistrauen in einander und in die Europäer sezzen, daß sie insgesammt Zeugen des geschlossenen Kontrakts seyn wollen. Wenn der Ort, wovon sie sich mit ihren Gefangenen auf den Weg machen, nicht weit von Fort St. Louis entlegen ist, so treiben sie die Gefangenen vor sich her, falls die Umstände es erlauben, und sie marschiren zu Fuß. Ist er aber vier oder fünf Tagreisen entfernt, so füh-

*) Man vergleiche damit die Schilderung der Mauren im V. B. d. W. S. 292 u. ff.

führen sie meistens ihre Kameele bei sich. Die Weiber und Kinder werden darauf gesezt, und sie reiten sie oft selbst. Sie bemühen sich, gegen die Nacht die Zelte ihrer Landsleute zu erreichen, die auf dem Wege zerstreut sind, und wo sie mit ihrer Beute in Sicherheit schlafen können. Des Morgens machen sie sich wieder auf den Weg. In Fort St. Louis bieten sie ihre Sklaven zum Verkauf an; sie sind aber so geizig, und so argwöhnisch, betrogen zu werden, daß mit dem Schliessen des Kontrakts und der Untersuchung der Güter, die ihnen zum Tausch gegeben werden, bisweilen vier Tage verstreichen, ehe ein Neger verkauft ist. Nach verkaufter Beute gehen sie nach Hause, und machen zu neuen Räubereien Anstalt.

Ich komme jezt zu einem angränzenden Lande an das, wovon bisher die Rede gewesen ist, nämlich zu dem Lande an der Südseite des Senegal von **Kor** *) bis **Podor**, oder dem Gebiete der unabhängigen **Poules**. Dies Volk heißt auch in einigen Karten **Phulis**, **Fules** oder **Foules**. **) Sie heissen unabhängig, weil keiner unter ihnen sich ihren König nennen kann. Sie werden in verschiedene kleine Herrschaften eingetheilt. Jeder Stamm hat einen kleinen Herrn oder Obersten mit

*) Dieses Kor liegt nach Villeneuve's Karte an dem nordöstlichen Ende der Insel Bifesche.

**) Die wir unter dem bekannteren Namen der Fulies beschrieben haben.

eingeschränkter Macht, und solcher Gouvernements und Stämme gibt es viele. Das Land gränzt gegen Norden an den Senegal. Gegen Westen gränzet es an **Oualo**, gegen Süden an das Reich **Ualoff**, das in den Karten bisweilen **Galloff** oder **Walloff** genannt wird, und gegen Osten an die abhängigen **Poules**. Aus dem innerhalb diesen Gränzen liegenden Lande werden jährlich ohngefähr 500 Sklaven gebracht. Die Mauren bemächtigen sich der unabhängigen Poules blos durch Raub. Sie tragen kein Bedenken, ihr Gebiet, wie die Gelegenheit es mit sich bringt, zu verheeren, und wenn sie längs des südlichen Ufers des Senegals von **Kor** bis **Podor** keine Menschen finden, die sie wegschleppen können, so gehet ihre Kühnheit so weit, daß sie in derselben Absicht bis an das Land der **Ualoff** streifen. Die übrigen 200 unabhängigen **Poules** werden auf dieselbe Art erhalten, nur mit dem Unterschied, daß ihre eigenen Landsleute, nicht die Mauren, wie in dem kurz vorher angeführten Falle, sie rauben. Die verschiedenen Stämme der unabhängigen **Poules** sind in einem beständigen Kriege miteinander. Keine ordentlichen Treffen, sondern blos Scharmüzzel, ohne vorhergegangene Veranlassung, werden geliefert. Man nimmt und raubt, wo man kann. Bisweilen wagen sie nach dem Beispiel der Mauren Einfälle in **Ualoff**, und führen die wehrlosen Einwohner hinweg. Ausserdem gibt es unter ihnen keine zur Sklaverei verurtheilten Verbrecher. Die 200 also, welche die

Poules jährlich liefern, sind grossentheils aus diesem Volke selbst, und die übrigen, deren es nur wenige gibt, aus Ualoff. Alle diese, die ursprünglich freie Leute waren, werden durch Raub herbeigeschaft, und dieser Raub hat in dem Sklavenhandel seinen Grund. Die 500 Sklaven, von denen bisher gehandelt ist, werden nach St. Louis zu Wasser gebracht, und zwar auf der Podor-Flotte. Diese Flotte besteht aus kleinen Fahrzeugen mit Verdekken, wovon das kleinste zehn, das größte 60 Tonnen hält. Sie werden mit Negern aus dem Lande bemannt. Fünf oder sechs Negern werden zu Schiffen zehn Tonnen groß, und von fünfzehn bis vierzig zu denen der größten Klasse bis zu sechzig Tonnen erfordert. Man nennet die Flotte Podor-Flotte, weil sie beständig vom Januar bis Julius von Fort St. Louis nach Podor gehet, um Hirse, Elfenbein, Gummi und andere Landesprodukte, die daselbst gekauft werden können, zu holen. Auf ihrem Rükwege nehmen sie noch die Negersklaven mit, welche die unabhängigen Poules an der einen, und die Mauren an der andern Seite des Flusses verkaufen wollen. Zu einer Reise den Fluß herauf und herunter werden gemeiniglich vierzehn Tage erfordert.

Es ist noch ein Ort übrig, woher man die Senegal-Kompagniesklaven erhält. Um Podor beginnt das Land der unabhängigen Poules, und erstrekt sich längs des südlichen Ufers des Flusses. Abhängig heissen sie, weil sie alle einem Könige unterworfen sind. Ihr lezter König oder Siratik (denn

das ist sein erblicher Titel), starb im J. 1785, und ein gewißer Almammy, der sein Marabut oder Priester gewesen war, sezte sich auf den Thron. Er wurde darin von seinen Mitbürgern unterstüzt, und behauptete seine Würde mit Beibehaltung des Familiennamens (denn den Titel Siratik hat er abgeschaft), bis auf den heutigen Tag. Er fieng seine Regierung damit an, daß er sich den Streifereien der Mauren widersezte, die zur Zeit seines furchtsamen Vorgängers oft ungestraft in das Land eingefallen waren, um Sklaven zu rauben. Sein Widerstand erregte so vielen Unwillen bei diesen Barbaren, daß sie ihre Stämme versammelten, und in sein Gebiet einfielen, um ihn vom Thron zu stossen, und ihm das Leben zu nehmen. Allein Almammy, der davon Nachricht hatte, brachte die ganze Macht des Landes zusammen, stellte sich an die Spizze, erlegte mit eigener Hand den König der Mauren, richtete in seiner Armee eine große Niederlage an, und zwang sie, in Eile über den Senegal nach ihren Zelten zu fliehen. *) Der nächste Schritt, den er darauf that, war, daß er in seinem Lande den Verkauf der Mannspersonen verbot, persönliche Sklaverei abschafte, und an deren Stelle Akkerbau und Manufakturen unterstüzte. Er ließ

*) Dies alles wird durch Pommegorge, in seiner Description de la Nigritie, p. 74. bestätigt; doch sagt derselbe, dieser Marbut habe den Siratik Koncho vom Throne veriagt. (M. s. im V. B. d. W. S. 331.)

sogar zu Anfang des J. 1787. eine Verordnung ergehen, daß, da bisher Sklaven aus fernen Ländern durch sein Gebiet nach Fort St. Louis gebracht worden, dieser Transport ins künftige nicht weiter geduldet werden solle; und als in der gewöhnlichen Jahrszeit die Galamflotte von Bambarra durch sein Land segelte, so verhinderte er seiner Verordnung gemäs den Transport der Sklaven. Die Senegal-Kompagnie wurde über die Ausübung des Edikts beunruhiget, (denn die Negerschiffe warteten in der Rhede auf die Galamflotte) machte dem Könige eine Vorstellung, und verlangte, daß die Bambarra-Sklaven auf ihrer Passage nicht aufgehalten würden. Die Vorstellung aber war vergebens. Man suchte ihn darauf durch viele und reiche Geschenke zu bewegen. Er schikte sie alle zurük, mit dem Zusaz, daß er die Reise der Sklaven nicht blos für dieses Jahr, sondern, so lange er lebe, hindern würde, und daß, wenn die Weissen einige Räubereien gegen seine Unterthanen in Rüksicht auf diesen Befehl ausüben sollten, er es vergelten würde. Sein Betragen war so muthig und ernsthaft, daß drei verdienstvolle Schweden, die auf Befehl ihres Hofes Entdekkungen in dem innern Afrika machen wollten, und dem Ausgang der Sache zu Fort St. Louis abwarteten, weil sie, ohne Almammis Gebiet zu berühren, ihre Reise nicht fortsezzen konnten, dadurch an der Ausführung ihres Plans gehindert wurden. Diese drei Herren kamen bald nachher nach Europa zurük wegen der dama-

ligen Lage der Sachen in diesem Lande. Zwei von ihnen, Dr. Sparmann und Wadström *), mit denen H. de Villeneuve in Fort St. Louis und Goree bekannt war, wurden auf der Reise durch England nach ihrer Heimath von dem Comite des geheimen Rathes, der 1790 die Beschaffenheit des Sklavenhandels untersuchen sollte, verhört. Die Senegal-Kompagnie sah daher kein anderes Mittel vor sich, die Schiffe, welche in der Rhede lagen, mit Sklaven zu füllen, als daß sie sich an die Mauren wandten. Diese Barbaren, die aufs neue bestochen wurden, und neue Waffen und Munizion erhielten, verheerten Oualo und Biffesche, wodurch eine ausserordentliche Anzahl elender Eingebohrnen aus ihren Wohnungen gerissen wurden. In dem Gebiet des Almammi, das, bei Podor beginnt, und sich längs dem südlichen Ufer des Senegal erstrekt, sind keine Sklaven. Die Handlung wird dadurch längs dem Ufer des Senegal unterbrochen, bis man nach Galam kömmt, ungefähr 250 (franz.) Meilen von St. Louis. Das Land Galam, wo die Franzosen vor fünfzig Jahren ein Fort, das St. Joseph de Galam hieß, hatten, dies ist nicht sowol ein Ort, wo Sklaven verschafft, als eingeschifft werden. Wenn

*) Der dritte Schwede dieser Reisegesellschaft ist Herennius. Im V. B. d. W. S. 282. ist (nach Brisson) eine andere Ursache angegeben, welche diese Reise in's Innere Afrika vereitelte.

man von hier die Spur, auf welcher die Franzosen Sklaven erhalten, weiter verfolgen will, so muß man sich gegen Süden von Galam und dem Fluß wenden, und eine Reise von zwei Monaten bis Bambarra machen. Aus diesem Land erhielten die Franzosen 1000 Sklaven jährlich, bis Almammy sich widersezte *), und wenn sie diesen Sklaven einen andern Weg angewiesen haben, so bekommen sie sie noch ferner daher. Ueber Bambarra hatte Villeneuve keine Nachricht eingezogen. Clarkson weiß also auch nichts davon zu sagen. Er weiß auch nicht, wie die Sklaven erhalten werden, welche man aus dieser Gegend bringt. Wie man sich derselben auf dem ganzen Wege bis nach Podor bemächtiget, ist genau bekannt, weil dahin von Fort St. Louis viel Verkehr ist. Allein auf was für eine Weise die Bambarra-Sklaven oder die wenigen, die in der Nähe von Galam sich zu ihnen gesellet haben, erhalten werden, ist nicht leicht zu erlernen. Die Geschichte von 1000 Sklaven, die auf einmal eingebracht wurden, konnte von Villeneuve nicht so leicht erforscht werden, als die Geschichte von zwei oder drei, die von Kajor oder durch die Mauren eingeführt wurden. Die Länge des Wegs, der öftere Wechsel der Führer, die unbekannte Sprache der Bambarra-Sklaven — waren die Hindernisse, die sich dieser Untersuchung in den Weg legten.

*) Seit der Zeit haben die Franzosen Galam ganz verlassen.

Ueber den Transport der Sklaven von Bambarra nach Fort St. Louis vor dem Jahr 1787 kann mehrere Auskunft gegeben werden. Der Weg ist in zwei Reisen abzutheilen, von Bambarra nach Galam, und von da nach Fort St. Louis. Bambarra ist nicht der Name einer Stadt, sondern eines ausgebreiteten Landes. Die Führer, welche die Sklaven von Bambarra nach Galam brachten, waren beständig dieselbe Klasse von Negern; nämlich Mandigoer. Diese sind über Afrika fast auf dieselbe Art, wie die Juden über Europa und andere Welttheile verbreitet. Sie sind wirklich die vornehmsten Sklavenhändler in dem Lande, und beschäftigen sich blos mit diesem Handel. Diese Mandingoer, von denen hier die Rede ist, wohneten, wie man vermuthete, tief in dem innern Lande, und nicht weit von dem Fluß Gambia. Sie reisten von ihren Wohnungen jährlich nach Bambarra, so daß sie daselbst zu rechter Zeit ankommen, Sklaven einkaufen, und im Monat Oktober mit ihren Waaren zu Galam anlangen konnten. Nachdem sie ihre Sklaven in Bambarra zusammen gebracht hatten, traten sie die erste der vorhin angeführten Reisen an. Sie marschirten in 8 oder 10 Parthien, deren jeder in 14 bis 20 Mandigoern bestand, und sie führten 100 bis 150 Sklaven auf einmal. Um Widersezlichkeit und Flucht vorzubeugen, wählte man folgende Mittel. Zwei Stükke Holz, die mit Strikken, die von den Wurzeln der Bäume gemacht und in diesen Ländern

gewöhnlich sind, fest gebunden waren, umgaben den Hals des Negers. Viele Negern, mit diesem Instrument um den Hals, wurden einzeln vor den Mandigoern hergetrieben. Denn die Wege durch die Hölzungen waren oft so schmal, daß nicht 3 oder 4 neben einander gehen konnten, und dies Instrument verhinderte alle Flucht; denn die Bäume in den Wäldern standen so dicht aneinander, daß keiner mit der hervorragenden Last am Halse durchkommen konnte. Eine andere Art, die Negern fortzubringen, ist diese: Ein Stük Holz wird an beiden Seiten ausgeschnitten, daß der Hals eines Negern hineingeschoben werden kann. Die Oeffnung wird mit Strikken zugebunden. Auf die Weise sind viele Negern von Bambarra nach Galam jährlich transportirt worden. Die dritte Manier besteht darin. Ein großes länglichtes Stük Holz wird mit einem Strik an dem Halse eines Negern bevestiget. An dem herunterhängenden Ende ist ein Einschnitt gemacht, der beim Marschiren auf die Schulter des vorangehenden Sklaven gelegt wird, und so durch eine ganze Reihe. Wenn sie Halte machen, so wird das Holz von der Schulter gehoben, es ist aber so schwer, daß, wer es am Halse hängen hat, kaum damit gehen oder stehen, viel weniger laufen kann. Auf die beschriebenen Arten wurden die Sklaven vor 1787 des Tages in dieser Weltgegend transportirt. Des Nachts werden sie von ihren Begleitern in gewisse Dörfer geführt, die auf dem Wege zerstreut liegen, und wo sie mit dem ganzen Zuge übernachten. Nach ih-

rer Ankunft zu Galam werden sie an die Agenten der Senegal-Kompagnie verkauft, an die auch solche Sklaven, die man in der Nachbarschaft erhalten hat, verkauft werden. Die Führer gehen darauf wieder nach ihrer Heimath zurük, und fangen ihren Zug in der gewöhnlichen Jahrszeit wieder an. Die zweite Reise, die die von Galam gebrachten Sklaven thun müssen, ist zu Wasser. Sie werden auf kleinen Fahrzeugen eingeschifft, die jährlich zu ihrem Empfang von Fort St. Louis dahin geschikt werden. Diese Fahrzeuge nebst allen übrigen, die angeschaft werden können, sind dieselben, von denen schon vorher gesagt ist, daß sie von Fort St. Louis nach Podor geschikt werden, um Gummi, Hirse und andere Landesprodukte, nebst den Sklaven, die sowol von den Poules an der einen, als den Mauren an der andern Seite des Senegals geliefert werden mögten, den Fluß herunter zu bringen. Die Fahrt fällt in die Monate vom Januar bis Julius; allein von August bis Dezember gehen sie nach Galam, und am Bord dieser Fahrzeuge machen die Bambarra-Sklaven die zweite und lezte Tour auf dem Senegal nach Fort St. Louis.

3.

Zusaz.

Kurze Uebersicht des Gewinns, den die Kunde von Afrika durch Hrn Geoffroy von Villeneuve's vorläufige Berichte erhalten hat, mit Zuziehung seiner Karte.

Aus den hier mitgetheilten vorläufigen Berichten, welche **Villeneuve** seinem brittischen Freunde **Clarkson** zur Beantwortung der erwähnten zwei vorgelegten Fragen gegeben hat, lassen sich, verglichen mit der schönen Reisekarte *) des Erstern, mehrere Bemerkungen und Beobachtungen zur Erweiterung der Länderkunde von Senegambien ausziehen, die ich hier meinen Lesern als nöthiges Supplement zu meiner im IIIten und Vten Bande dieses Werks gelieferten Länder- und Staatenkunde dieses Theils von Afrika, zu geben schuldig bin. Ich liefre also hier — nach **Villeneuve** — die Kenntniß der

Veränderungen in der Geographie von Senegambien.

*) Von welcher sich auch ein in's Kürzere gezogener Nachstich bei dem erwähnten Auszuge im Repositorium befindet; nur Schade, daß die vielen Dörfernamen dabei wegfallen mußten!

Mittelsenegambien (nach III. B. S. 39.)

1) Das Fulier-Land am Senegal (III. B. S. 49.) jezt abgetheilt in:

(1) **Das Land der unabhängigen Fulier** von der Insel Bifesche bis Podor, ein kleines kaum 100 Q. M. großes Land, das jezt in mehrere kleine, von einander unabhängige Herrschaften unter einzelnen Oberhäuptern abgetheilt, und den beständigen Streifereien der obersenegambischen Mauren ausgesezt ist.

Anm. Zu den Zeiten des franz. Generaldirektors Brue war dies Land (m. s. im III. B. d. W.) noch mit dem übrigen Fulier-Lande verbunden. Die Trennung muß also in neueren Zeiten geschehen seyn, vielleicht durch den Prinzen Sambaboa veranlaßt? (m. s. im III. B. d. W. S. 178.) Doch weder Adanson, noch Pommegorge sprechen davon; ich vermuthe daher, daß in neuerer Zeit einige Vasallen des Siratik sich unabhängig gemacht, und ihre Länder von dem übrigen Fulierlande losgerissen haben, weil Villeneuve zuerst dieser Trennung erwähnt.

(2) **Das Land der abhängigen Fulier**, westlich von jenem, wird jezt von dem Marbuten Almanni *) beherrscht, welcher sich für die Emporhebung seines Reichs beßtens bemüht.

2) Das Land Ualo oder Hoval strekt sich jezt nicht mehr über den Senegal hinaus, und scheint überhaupt sehr verengt zu seyn.

*) M. s. auch im III. B. d. W. S. 50. Anmerkung.

Anm. Nach den älteren Karten, und auch nach der unsrigen im III. B. dehnte sich dies Land zehn Meilen weiter gegen Westen hin, als nach Villeneuve's Karte. Jezt zieht sich, nach dieser, seine westliche Gränze, von Kor an der Insel Bifesche herab.

(1) **Hoval** an sich, unter der Herrschaft des **Brak**, jezt eines Vasallen des Mauren.

(2) **Die Insel Bifesche** (von den zwei Hauptarmen des Senegals gebildet) unter der Herrschaft eines besondern Negerfürsten (der **Kleine Brak** genannt) der ein Vasall des (grossen) Brak ist.

3) **Der Staat von Kajor** jezt gegen 550 Q. M. groß, begreift:

(1) **Das Königreich Kajor**, vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge, dessen Beherrscher den Titel **Damel** führt.

Hier ist bei Villeneuve's Karte folgendes zu bemerken:

Nach derselben liegt das Negerdorf **Gandiole** an der Mündung des Senegals gerade auf der Stelle, auf welcher, nach allen ältern General- und Spezialkarten und nach allen ältern Berichten das Negerdorf **Bijurt** liegen soll. Dieses **Bijurt** hingegen, das den einstimmigen Angaben der älteren Reisebeschreiber zu Folge *) an der Mündung

*) Des Le Maire, Brue, Adanson u. s. w. M. s. im III. B. d. W. S. 46.

des Senegals liegen soll, woselbst der Damel deßhalb einen Zolleinnehmer hält, liegt auf **Villeneuve's** Karte drei volle Meilen von dem Flusse weg landeinwärts.

Dies ist ein Räthsel, das ich nicht zu erklären weiß, wenn nicht ein Irrthum darunter stekt; denn selbst der neueste Beschreiber von Senegambien Pommegorge sezt Bijurt an die Mündung des Senegals.

(2) Das Königreich **Baol**, jezt wieder, seit 1785 mit Kajor verbunden.

Es war es schon unter dem Damel Latir Fal Sukabe zu Anfang dieses Jahrhunderts, nach seinem Tode wurden aber beide Länder unter seine zwei Söhne getheilt. *) Darauf gründete vermuthlich sein jeztregierender Nachfolger seine Ansprüche auf Baol, wenn er anders sich die Mühe gegeben hat, Ansprüche hervor zu suchen.

Im Königreich **Baol** wohnen auch **Seräre**n; das Land, das sie einnehmen, besteht in Wäldern, welche nach **Villeneuve's** Karte einen grossen Umfang einnehmen. Sie sind wahrscheinlich mit den benachbarten **Serären** in Kajor einerlei Volk.

Diese Seräre sind aber nicht das Hauptvolk von Baol, sondern die Ualoffer sind es.

4) **Das Land Ualoff** oder das **Land des Burba Ualoff** scheint dem Hrn. v. **Villeneuve**, so wie allen seinen Vorgängern wenig bekannt zu

*) M. s. im V. B. d. W. S. 325 u. f.

seyn, doch bereichert er auch hier die Länderkunde mit einer neuen Nachricht, nämlich er nennt uns zuerst das Volk der **Laobes**, welches in diesem Lande, so wie die **Seråren** in Kajor und Baol in Wäldern wohnt und von Holzarbeiten lebt.

Sollten diese Laobes nicht ein mit den Seråren verwandtes Volk seyn? Sollten diese Laobes und Seråren nicht die Ureinwohner dieser Gegenden seyn, die von fremden Ankömmlingen verdrängt, sich in Wälder verbergen mußten? —

Doch, dies ist als Fingerzeig hier genug! Möchte uns Herr v. **Villeneuve** nun recht bald mit seiner vollständigen Reisebeschreibung beschenken!

II.

Vorläufige Nachricht
von des brittischen Majors Houghton
Reise durch Senegambien
in das Innere von Afrika.

Die preißwürdige Gesellschaft zu London, die sich zur Erforschung des Innern von Afrika verbunden hat, theilte ohnlängst dem Publikum folgenden ganz hiehergehörigen vorläufigen Bericht von der Reise des von ihr zu jenem Zwek ausgeschikten Major's Houghton mit: *)

Ein Araber, mit Namen Shabeni, machte den Ausschuß der Gesellschaft auf das Reich Houssa an den Ufern des Nigerflusses durch seine mitgetheilten Nachrichten aufmerksam. Die Bevölkerung von Houssa, der Hauptstadt, wo er sich zwei Jahre aufgehalten, sei der von London und Kahira ähnlich, sagte er. Die Regierung sei monarchisch, aber eingeschränkt, die Justizpflege strenge, werde aber nach geschriebenen Gesezzen verwaltet, das Eigenthumsrecht zu den liegenden Gründen werde durch gewisse Beamte, deren Aemter erblich sind, beschüzzet, und ihr Amt könne mit den Kanongoes in Hindostan ververglichen werden, und ihre wichtigen und verwik-

*) Auch diesen Bericht mußte ich, da mir die Urquellen unzugänglich waren, aus dem genannten III. Bande des Repositoriums entlehnen. Ich rükke ihn hier unverändert ein, und füge nur einige Anmerkungen bei.

wikkelten Geschäfte erfordern viele Kultur und Verfeinerung. Die Kaufleute seien sehr rechtschaffen. Die Weiber würden zu Gesellschaften gelassen, und die Ehre ihrer Gatten sei oft nicht genug gesichert. Ihr geschriebenes Alphabeth sei vom arabischen und hebräischen gänzlich verschieden, die Kunst zu schreiben sei in Houssa sehr gewöhnlich. Ihre Töpferarbeit werde auf die Weise gefertigt, wie sie in den ältesten Zeiten in Griechenland gemacht wurde. Auf seiner Reise von Houssa nach Tombuktu, in welcher lezteren Stadt er sich sieben Jahre aufhielt, fand er mehr Menschen an den Ufern des Nigers, als am Nil von Alexandrien nach Kahira. Er wußte auch das Reich Houssa in Absicht auf Reichthum und Größe mit keinem andern Lande, das er gesehen hatte, zu vergleichen, England ausgenommen.

Das Dasein dieser Stadt und Reiches wurde durch Briefe von den englischen Konsuls zu Tunis und Marokko bestätiget, welche berichteten, daß die Verschnittenen in den Serails dieser Städte von Houssa gebracht würden.

Um die Wahrheit dieser Nachrichten, und den Ursprung und Lauf des Niger zu untersuchen, unternahm Major Houghton, der 1779 unter dem General Rooke als Major des Forts auf der Insel Goree gedient hatte, nach diesem Fluß über die Gambia zu kommen. Er hatte den Auftrag, den Lauf, und wenn möglich, den Anfang und das Ende des Nigers zu erforschen, und die Städte Tombuktu und Houssa zu besuchen.

Der Major verließ England am 16 Oktober 1790, erreichte die Mündung der Gambia am 10 November, und wurde von dem Könige von Barra, den er schon vorher besucht hatte, gut aufgenommen. Er gieng den Fluß hinauf bis Junkikonda *), wo die Engländer eine Faktorei haben. Hier kaufte er ein Pferd und fünf Esel, und schikte sich an, mit seinen Kaufmannswaaren nach Medina, der Hauptstadt in dem kleinen Königreich Wulli **) zu gehen. Aus einigen Worten, die ein Negerweib in der Mandingoer-Sprache zufälliger Weise fallen ließ, erfuhr er, daß einige Kaufleute aus Furcht, seine Expedizion möchte den Verfall ihres Handels nach sich ziehen, ihm das Leben nehmen wollten. Er schwamm daher mit seinen Pferden und Eseln über die Gambia, und gieng, obgleich mit vieler Beschwerlichkeit an der Seite, die dem gewöhnlichen Wege entgegengesezt ist, nach dem Distrikt von Kantor, wo er über den Fluß zurükgieng, und von dem Könige von Wulli in seiner Hauptstadt Medina gut aufgenommen wurde. Diese Stadt liegt ungefähr 900 (englische) Meilen zu Wasser von der Mündung des Gambia. Das Land hat einen Ue-

*) Wahrscheinlich einerlei mit Kamyamakonda (M. s. im III. B. d. W. S. 60.)

**) M. s. im III. B. d. W. S. 61. und die Karte. Die älteren Berichte nennen die Hauptstadt von Wulli — Kaunkade. — Medinah bedeutet im Arabischen eine Stadt, und ist eigentlich kein Nomen proprium; jenes Medinah in Arabien wird nur κατ' ἐξοχὴν so genannt. Dies könnte hier auch der Fall seyn; es ist aber dann doch nicht der eigene Name des Orts.

berfluß an Getraide, Vieh und allen erforderlichen oder nothwendigen Lebensbedürfnissen. Das Volk besteht in Ansehung der Religion aus zwei Sekten, Muhammedanern und Deisten *) ohne daß dadurch eine Trennung unter ihnen verursacht wird. Die erstern werden **Bushrins** genannt, und die leztern, weil sie Wein und geistige Getränke, die Muhammed verboten hat, ohne Bedenken geniessen, heissen **Sonikis**, d. i. Menschen, die trinken.

Die Depeschen, welche der Major von diesem Orte an die Gesellschaft schikte, sind verloren gegangen. Allein in einem Briefe an seine Frau, den ein Matrose aus dem Wrak des Schiffes rettete, beschreibt er seine Lage als ungemein angenehm. Das Land ist gesund, das Volk gastfrei, Wildpret gibt es in Menge, und er konnte mit Sicherheit zu Pferde herumreisen. Am allermeisten hält er sich bei den Vortheilen auf, die den Engländern zufliessen würden, wenn sie auf dem gesunden und schönen Hügel von Fatetenda **), wo sie ehemals eine Faktorei hatten, ein Fort errichteten, und äussert den Wunsch, daß sein Weib ihn nachher an einen Orte begleiten möge, wo eine Einnahme von 10 Pf. St. jährlich sie überflüssig ernähren wird, und wo er sich einbildet, daß durch Handlung große Reichthümer erworben wer-

*) Das heißt: Heiden — Es ist in diesen Gegenden nichts seltenes, daß Muhammedaner und Heiden unter einander leben. Jene sind eingewanderte Araber, die sich die Herrschaft angemaßt haben.

**) M. s. im III. B. d. W.

den können. Als er hier auf einen einländischen Kaufmann wartete, der sich anheischig gemacht hatte, ihn auf seiner weitern Reise zu begleiten, so wurde der größte Theil von Medina durch Feuer zerstört, und mit ihr giengen verschiedene Kaufwaaren, auf die er sich zu Bestreitung seiner Kosten verlassen hatte, im Feuer auf. Zur selbigen Zeit verschwand sein Dollmetscher mit seinem Pferde und drei von seinen Eseln, und wodurch sein Unglük noch vermehrt wurde, eine Flinte, die er auf seiner Reise gekauft hatte, zersprang und verwundete ihn im Gesicht und Arm. Die Einwohner der benachbarten Stadt **Barrakonda** öffneten bei dieser Gelegenheit sehr mitleidig ihre Häuser mehr denn tausend Familien, deren Wohnungen abgebrannt waren, und thaten ihr Bestes, den Major wieder herzustellen.

Am 8ten Mai reiste der Major weiter zu Fuß mit einem Sklavenhändler, dessen Bedienten die zwei übrig gebliebenen Esel, die den Rest seines Vermögens trugen, trieben. Der Weg gieng nordostwärts. In fünf Tagen kam er an die unbewohnte Gränze, welche die Königreiche **Wulli** und **Bondu** von einander trennt.

Eine Reise von 150 (engl.) Meilen durch ein Land, das kein Europäer vorher besucht hatte, dessen Bevölkerung zahlreich und ausgedehnt ist, und wo sein Reisegefährte in jeder Stadt Handlung trieb, brachte ihn zu der südwestlichen Gränze des Königreichs **Bambuk**. Dieses Reich ist von einer Nazion bewohnt, deren wolliges Haar

und schwarzes Gesicht sie als eine Negerrace karakterisirt. Ihr Karakter aber scheint nach dem Verhältniß, wie das Land von den Ebenen des westlichen Theils gegen die Gebirge im östlichen sich erheben, verschieden zu seyn. Das Volk ist hier, wie in den Reichen **Wulli** und **Bondu**, in Muhammedaner und Deisten einzutheilen. *) Aber sie leben in Frieden miteinander, und toleriren wechselweise die Meinungen, die sie verdammen. Akkerbau und Viehzucht sind die vornehmsten Beschäftigungen dieses Volkes, sie haben aber solche Fortschritte in den Künsten gemacht, daß sie das Eisenerz schmelzen, und verschiedene Werkzeuge zum Akkerbau und Kriege daraus fabriziren können. Baumwollenzeuch, das allgemein getragen wird, scheint von ihnen auf eine beschwerliche und mühsame Art gewebt zu werden. Daher mag es auch kommen, daß der Maaßstab des Preises nicht wie auf der atlantischen Küste, eine Stange Eisen, sondern ein Stük Zeuch ist. Die vegetabilische Nahrung der Einwohner ist Reis, die animalische Rind- und Hammelfleisch. Ein Getränk, das aus gegohrnem Honig zubereitet wird, vertritt die Stelle von Wein, und wird bei den festlichen Gelagen gebraucht, die den vornehmsten Luxus des Hofes von Bambuk ausmachen.

Major **Houghton** kam an dem Flusse Faleme an, der die Reiche **Bondu** und **Bambuk** trennt, als gerade ein Krieg zwischen diesen bei-

*) M. s. im III. B. d. W. S. 33. u. ff. und im V. B. S. 333. u. ff.

den Staaten zu Ende war, wodurch dem erstern einige flache Ländereien, die dem leztern gehörte *), abgetreten waren. In den eroberten Ländern residirte der König von Bondu. *) Der Major eilte, dem Fürsten, der gesiegt hatte, seine Aufwartung zu machen, und ein Geschenk zu überreichen, wurde aber ungnädig aufgenommen. Er bekam die Erlaubniß, das Geschenk zu lassen, allein auch den Befehl, sich nach der Gränzstadt, woher er kam, zu begeben. Den folgenden Tag trat des Königs Sohn mit einem bewaffneten Gefolge in das Haus, wo er sich aufhielt, und nahm von ihm solche Artikel, als er sich aussuchte, vornemlich einen blauen Rok, worin der Major dem Sultan von Tombuktu vorgestellt zu werden sich Hoffnung machte. Der Major reiste ab, um den König von Bambuk zu besuchen, verirrte sich aber unglüklicher Weise in einem von den grossen Wäldern dieses Landes, und da die Regenzeit am 5ten Julius angefangen hatte, so war er genöthiget, die Nacht auf einem durchnäßten Boden unter immerwährenden Blizzen und Donner zuzubringen. Dies brachte ihm ein Fieber zuwegen, und er erreichte mit vieler Mühe die Hauptstadt von Bambuk, nachdem er den Fluß SerraColes **)

*) Nach den älteren Berichten sollte Bondu eine Republik seyn. (M. s. im III. B. d. W. S. 32) Auch der ungenannte Verfasser des Voyage au pays de Bambouc nennt es eine Republik. Entweder hat sich diese Verfassung seither geändert, oder Major Houghton hat ein simples Oberhaupt für den Monarchen angesehen. Ich glaube das Leztere.

**) Dies wird Sarakolez heissen sollen, welches aber ein

oder Goldfluß, an dessen östlicher Seite sie gelegen ist, durchwadet hatte. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt, die Farbanna *) heißt, nahm sein Fieber so sehr zu, daß er wahnsinnig wurde; allein durch seine gute körperliche Beschaffenheit und die Wohlthätigkeit der Negerfamilie, zu welcher er gebracht wurde, erholte er sich bald wieder.

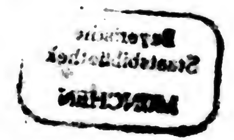
Der König von Bambuk **) nahm den Major freundschaftlich auf, und erzählte ihm, daß der Verlust, den er in dem Kriege mit Bondu erlitten, dem Mangel an Munizion, die ganz erschöpft war, zuzuschreiben sei. Denn da die Franzosen das Fort St. Joseph verlassen, und die Schiffahrt auf dem obern Theil des Senegals wegen unbekannter Ursachen aufgegeben haben, so konnte er seine Munizion nicht ergänzen, sein Feind hingegen erhielt von den Engländern vermittelst seiner Agenten auf dem Gambia beständigen und hinlänglichen Zufluß.

Der Major nahm daher Gelegenheit, dem Könige die Vortheile vorzustellen, wenn die Engländer ermuntert würden, durch sein Gebiet einen Handel nach den volkreichen Städten an den Ufern des Nigers zu eröffnen. Diese Unterhandlung wurde durch den Anfang eines jährlichen Fests, da die Einwohner ihrem Könige Geschenke von Meth

Volksname ist; der Fluß, von welchem Houghton spricht, ist der Schamon; so nennen ihn alle Reisebeschreiber. Es scheint also hierin ein Irrthum zu stekken, der jedoch nicht von Bedeutung ist.

*) M. s. im III. B. d. W. S. 52. 341. und 345.

**) Das heißt der Fatim von Thomane. (M. s. am erst angeführten Orte.)



schikken, auf welche unmässige Lustbarkeiten einige Tage durch folgen, unterbrochen. Während dieser Zeit wurde der Major mit einem alten und angesehenen Kaufmann vom Bambuk einig, der sich anbot, ihn nach Tombuktu und zurük nach der Gambia für 125 Pfund Sterling (1250 fl.) zu bringen, die nach ihrer Zurükkunft von der brittischen Faktorei in **Jünkikonda** zu bezahlen seien. Dieser Plan wurde von dem Könige, dem der Kaufmann persönlich bekannt war, sehr gebilliget, und zum Beweis seiner Hochachtung und zum Unterpfand seiner Freundschaft beschenkte er den Major bei seiner Abreise mit einer Goldbörse. (?)

Der Major endigt seinen Bericht am 24sten Julius mit den Anstalten zu seiner Reise, und da sein Korrespondent an der Gambia **D. Laidley**, am 22sten Dezember keine weitere Nachrichten von ihm erhalten hatte, so vermuthet der Verfasser dieser Erzählung, daß er das östliche Gebirge von Bambuk heruntergegangen ist, und seine Reise nach Tombuktu fortgesezt hat. —

So weit dieser vorläufige Bericht, welcher jeden Freund der Erdkunde nach der ausführlichen Erzählung lüstern machen muß. Möchte es dem kühnen Major gelingen, die Schwierigkeiten alle zu besiegen, und uns das innere Afrika zu öffnen! Wie vieles läßt sich hier erwarten, wenn der Himmel die Bemühungen der brittischen Erdforscher-Gesellschaft begünstigt!

Ende des neunten Bandes.





